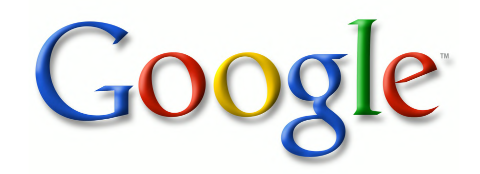
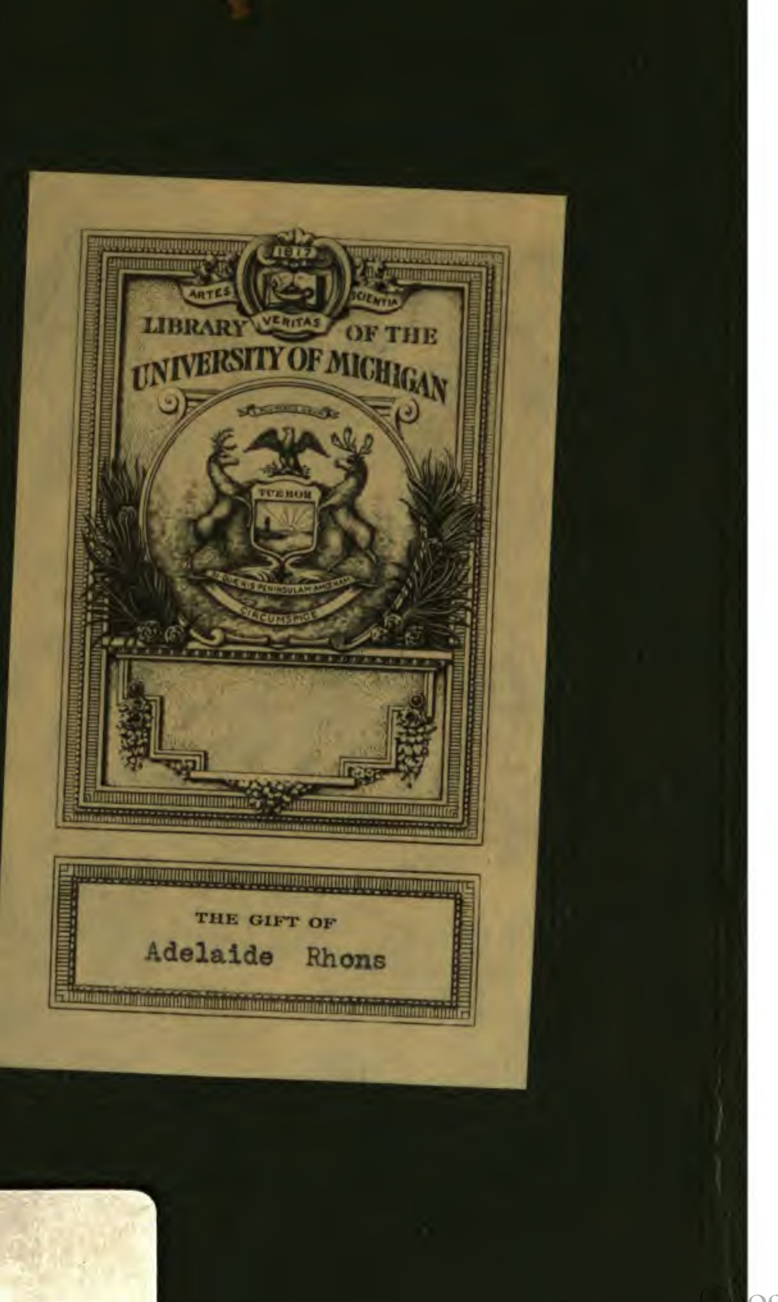
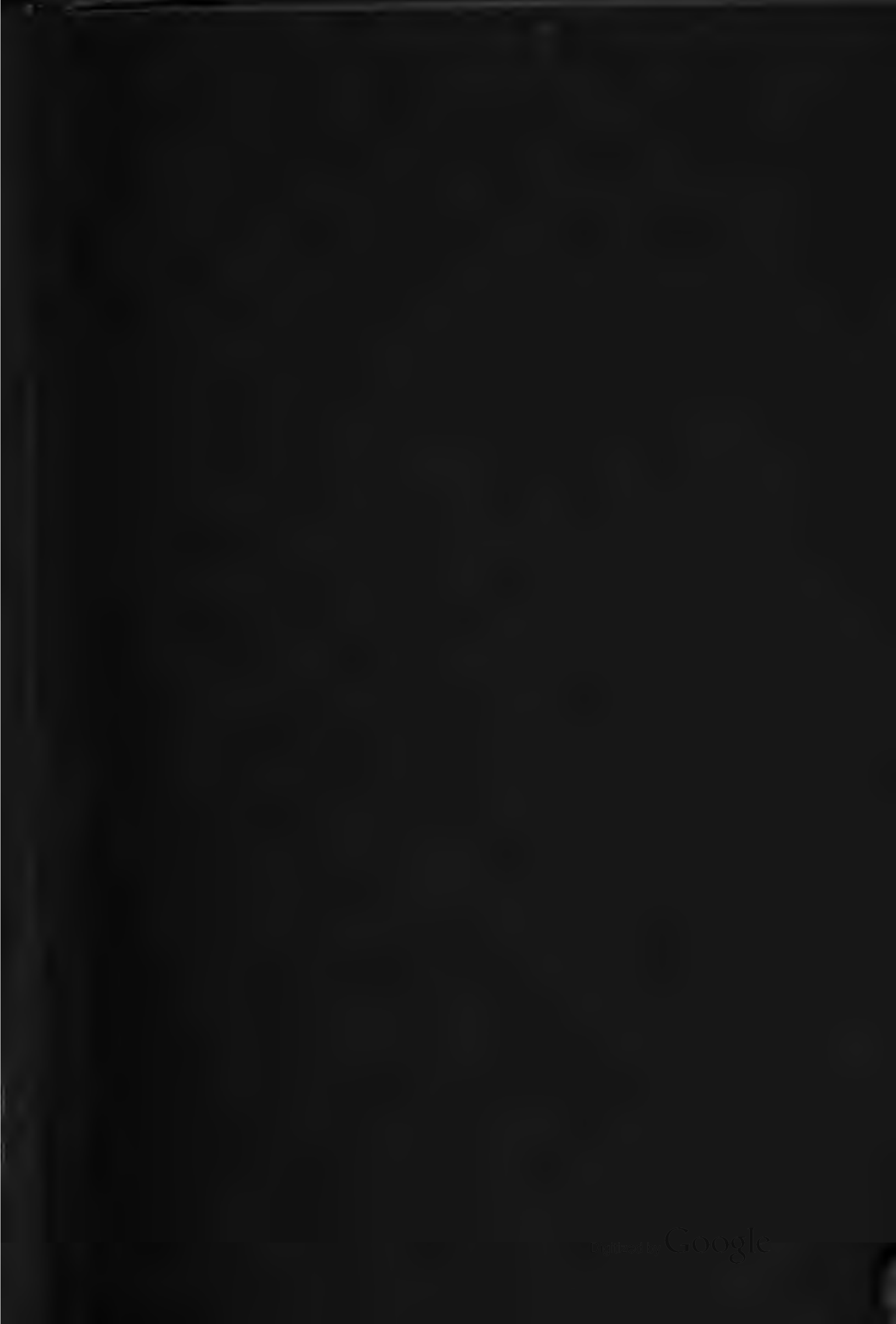



1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE
THE GIFT OF
Adelaide Rhons



Die Burgkinder

Rudolf Herzog

Das goldene Zeitalter
Roman. 7. u. 8. Auflage
Geheftet M. 2.50 In Leinenband M. 3.50

Der Adjutant
Roman. 7.—10. Auflage
Geheftet M. 2.50 In Leinenband M. 3.50

Der Graf von Gleichen
Ein Gegenwartsroman. 19.—23. Auflage
Geheftet M. 3.50 In Leinenband M. 4.50

Die vom Niederrhein
Roman. 36.—40. Auflage
Geheftet M. 4.— In Leinenband M. 5.—

Das Lebenslied
Roman. 48.—52. Auflage
Geheftet M. 4.— In Leinenband M. 5.—

Die Wiskottens
Roman. 76.—80. Auflage
Geheftet M. 4.— In Leinenband M. 5.—

Der alten Sehnsucht Lied
Erzählungen. 10.—12. Auflage
Inhalt: Deutsch und Fremd — Giuditta Africana — Auf der Fahrt nach dem Glück — Der Gruß des Lebens — Zweiter Frühling — Frühlingsabend
Geheftet M. 2.50 In Leinenband M. 3.50

Der Abenteurer
Roman. Mit Porträt des Verfassers. 31.—35. Auflage
Geheftet M. 4.— In Leinenband M. 5.—

Hanseaten
Roman. 56.—60. Auflage
Geheftet M. 4.— In Leinenband M. 5.—

Es gibt ein Glück . . .
Novellen. 26.—30. Auflage
Inhalt: Die Schwestern — Die Väter — Der getreue Eckart — Sommermärchen — Klänge aus der Ferne — Heimat
Geheftet M. 3.— In Leinenband M. 4.—

Die Burgkinder
Roman. 61.—65. Auflage
Geheftet M. 4.— In Leinenband M. 5.—

Gedichte. 3. u. 4. Auflage
Geheftet M. 2.50 In Leinenband M. 3.50

Die Condottieri
Schauspiel in vier Akten. 3. Auflage
Geheftet M. 2.— In Leinenband M. 3.—

Auf Nissenskoog
Schauspiel in vier Akten. 2. Auflage
Geheftet M. 2.— In Leinenband M. 3.—

Die Burgkinder

Roman

von

Rudolf Herzog

61.—65. Auflage



Stuttgart und Berlin 1912
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger

Meinen Jungen

zu eigen

I

Im Wipfel des jahrhundertalten, immergrünen Lebensbaumes sang eine Amsel. Ihr Lied mischte sich mit der lauen Abendluft, die durch den Garten strich und die Weinberge umspann. Von den Hügeln zog es in langanhaltenden, schwellenden und fallenden Tönen ins Rheintal nieder, unbekümmert um den Herbstabend, in dem das letzte Sonnengold verblich, unbekümmert um das müde Schweigen in der Nähe und Weite. Und der Lebensbaum, der hoch hinauf bis an das bemooste Dach des Burghauses ragte, rührte kein Zweiglein und horchte hinaus und hinein, als verstünde sein jahrhundertaltes, immergrünes Holz die kleine Kreatur am besten, der Frühling und Herbst zusammenrann unter Gottes unermeßlichem Himmel.

Jetzt schwieg auch sie. Jenseit des Rheins, über Rolandseck, war der fahle Widerschein des Lichtes in sich selber zerflossen. Und ohne zu zögern stieg hinter der Koppel, dem hohen Weinberghügel, der das Burghaus zu schirmen schien, der volle Mond empor und nahm vom Rheintal Besitz und den Höhenzügen zur Rechten und zur Linken. Schneeweiß, in unverbrauchter Jugend, hob sich das wetterfeste Gemäuer des Burghauses aus dem Gewirr der Baumkronen. Längst vermoderte Geschlechter

hatten es erbaut, die hinauszublicken verstanden über Tag und Zufall. Grauwacke bildete das Fundament, und meterstarke Basaltklötze schichteten die Mauern. Nach außen aber lachten aus weißem Verputz grünumrahmte Fenster bis hoch unter das spitze, gotische Dach, das die Patina der Jahrhunderte trug und alte, verklungene Namenszüge in den schmiedeeisernen Wetterfahnen. Den Erkervorbau, der wie ein Kind an der Brust der Mutter hing, schmückte ein dreifaches, steingehauenes Wappenschild, und die Flankenwacht hielt ein kurzer, achteckiger Turm mit freier Plattform. Armdick rankten die Stöcke der Rosen empor, im Wetteifer mit dem Geflirr des wilden Weins und der zähen Festigkeit des Efeus. Wie ein Zauberschlößchen lag der Sitz in Baum- und Weingärten, fern genug der Heerstraße, um ihren Lärm zu überhören, nahe genug dem Leben, um die Zugehörigkeit nicht zu vergessen. Von der Plattform des Turmes schweifte der Blick unbegrenzt in die Runde. Unbegrenzt und unbemerkt.

Bis an die schwergefügte Parkmauer heran schmiegte sich das Dorf. Der helle Mond schien über die roten Dächer hinweg, lag auf der Landstraße und ließ die Wellenlinie des Siebengebirges phantastisch im Lichte schwimmen. Silbern wälzte sich die Flut des Rheins um den trotzigen Sockel des Drachenfelsen.

Der zehnjährige Knabe, der neben dem fünfzigjährigen bärtigen Mann auf dem Turm des Burghauses stand, griff unbewußt nach der Hand des Älteren und hielt sie fest.

„Wie schön das ist, Oheim ..."

„Ja, wie schön — —"

„Du hast viel gesehen von der Welt. Gibt es ein schöneres Land?"

„Nein, es gibt kein schöneres.“

Sie hielten sich bei der Hand und schauten hinaus und sahen die Insel Nonnenwert wie ein Traumbild aus dem Strome steigen. Und vom jenseitigen Uferhang hinab starrten die Trümmer der Rolandsburg auf den Traum . . .

„Ist es wahr, Oheim, daß der Ritter Roland eine Nonne geliebt hat?“

„Weshalb sollte es nicht wahr sein?“

„Sie trug doch ein geistlich Gewand und hatte sich dem Himmel verlobt.“

„Ein Gewand hat noch nie ein Menschenherz geschützt, vielleicht versteckt gehalten. Und die Verlobung mit dem Himmel ist ein menschlicher Irrtum.“

Der Graubärtige sah den fragenden Blick des Knaben nicht, aber er empfand ihn. „Der allmächtige Gott,“ fuhr er fort, ohne daß der Ton seiner Stimme sich merklich färbte, „der uns die Seele und dies Leben gab, braucht unsere Liebe, nicht unsere Aufdringlichkeit. Gott kann sich uns verloben, wenn er uns auserwählt, wir uns nicht ihm.“

„Und wann, Oheim — wann verlobt sich Gott mit uns? Wenn wir sterben?“

„Nein, wenn wir große Menschen werden.“

Der Knabe sann vor sich hin. Dann ging sein Blick das Rheintal hinauf in die Ferne.

„Müssen große Menschen nur lieben können —?“

„Nein, sie müssen auch hassen können.“

„Kannst du es, Oheim?“ fragte der Knabe schnell.

„Was? Lieben oder hassen?“

„Ich habe nur meine Mutter geliebt,“ sagte der Knabe. „Wenn sie mich ansah, mußte ich gut sein; auch zum

Vater, den ich nicht sehr gern mochte. Wie soll ich es dir beschreiben? Hat sie dich auch einmal angesehen?"

„Ja."

„Dann hast du sie auch liebgehabt."

„Unermeßlich."

Der Knabe blickte auf. Das war nicht des Oheims alter fester Ton gewesen. Aber schon hatte der graubärtige Mann ihn an sich gezogen und hielt das Knabengesicht gegen seine breite Brust gepreßt, damit es nicht den seltsamen Glanz der Augen sehe und das Zucken des Mundes. „Mein Junge — mein Hein."

„Du kanntest sie, Oheim, und ich habe dich doch nie bei uns in Straßburg gesehen?"

Der Junge mußte noch einmal fragen.

„Ich war in Straßburg, als du geboren wurdest. Dann lebte ich jahrelang in Rom und in Avignon. Bis das Unwetter am ganzen französischen Himmel tobte, bis es gegen den Rhein stieß und das Elsaß verheerte. Als wir Kunde erhielten, daß in Straßburg das Fallbeil Tag und Nacht arbeitete, daß man den Adel, Männer und Frauen, zu Hunderten auf das Schafott schleppte, um die Menschheit ‚gleich' zu machen, da trieb es mich nach Straßburg, Tag und Nacht."

Der Knabe packte ihn fester bei der Hand. „Hattest du keine Angst?" stieß er hervor.

„Ja — ich hatte Angst. Um die Mutter, um dich — um euch alle."

Er unterbrach sich. Und dem Knaben über das Haar fahrend, sagte er heiser: „Nun laß uns davon schweigen."

Der Junge aber drängte ungestüm.

„Nein, Oheim, nein. Erzähl mir alles. Ich bitte dich

so herzlich. Schon als du mich herbrachtest, vor zwei Jahren, versprachst du es mir und sagtest: Später, wenn du größer bist. So sieh mich doch an, Oheim, ob ich nicht gewachsen bin. Sieh mich doch an."

Der Graubärtige umfaßte mit beiden Händen den Knabenkopf und nickte vor sich hin. „Du hast ihre Augen. Junge, bewahre sie dir so rein. Du hast ihre Augen, und sie dürfen nie anders blicken. Das ist mein Gelöbnis an deine Mutter."

„Nachts drangen sie in unser Haus, Oheim, und holten den Vater. Die Bedienten flohen durch alle Türen. Da rief er nach der Mutter. Das gellte durchs Haus. Und die Mutter erwachte und eilte in ihrem weißen Nachtkleid ins Zimmer, und als die Männer sie um den Leib griffen und in ihr Haar, feuerte sie eine Pistole gegen sie ab. Da schlugen sie sie nieder und schleppten beide fort."

„Herrgott — Herrgott — um ihren Leib, in ihr Haar!" murmelte der Mann, und seine Augen starrten in die weiße Mondnacht, und seine Hände krampften sich zusammen.

Da wurde der Knabe zum Tröster. „Sei ruhig, Oheim. Sie ließ es sich nicht gefallen."

Und der Mann atmete ganz tief, und ein Lächeln zog stolz über seine Züge. „Tapfere Frau. Sie haßte das Gemeine."

Ganz klar war die Ferne. Über den Vorbergen, stromauf, sah man die Kuppen der Eifel sich strecken, und stromab, feinen Strichen gleich, die Türme Bonns, der kurfürstlichen Residenz. Nahe herangerückt schmiegte sich Königswinter wie eine Perlenschnur um den Fuß des Drachenfelsen, und hüben lauschte Honnef hervor wie die

Märchenprinzessin, die des Prinzen wartet. Von Rheinbreitbachs gotischem Kirchlein schlug friedlich die Turmuhr. Auf der Spitze der Landzunge, die den Rhein wie zu einem Seebett rundete, antwortete die Kirchenuhr des traumseligen Unkel, und drüben, auf dem jenseitigen Ufer, traf sich in Rolandseck der Glockenschlag von Oberwinter und Godesberg zum Gutenachtgruß.

„Oheim —" bat der Knabe.

„Das ist eine feierliche Stunde, Hein."

„Mutter gehört auch dazu. Erzähl mir, wie sie starb."

„Damit sie dir lebt? O du heiliges Kindergefühl. Nun wohl: damit sie dir lebt. Und wenn mich der ohnmächtige Grimm ersticken will, blick in den Frieden der Natur, in der unsere Regungen und Erregungen das Spiel von Eintagsfliegen sind. Gott wird es besser wissen als wir. — — Siehst du dort die Türme von Bonn? Ein der Kirche entlaufener Pfaffe von Bonn wurde der Henker Straßburgs, der Henker des blühenden Elsaß. Gott verdamme ihn bis in den Schlund der Hölle, und alle die Jakobinerhunde, die keine verseuchtere Seele als die seine zum öffentlichen Ankläger beim Straßburger Revolutionstribunal bestellen konnten. Ah, du weißt nicht, wovon ich spreche? In Paris hatte man das Königtum gestürzt, und der Pöbel hatte sich der Regierung bemächtigt, weil der bessere Teil des Volkes die Berührung mit dem Unflat der Gassen scheute. Merk dir den Fehler, mein Sohn. Willst du die Berührung mit dem Unflat nicht, so mußt du ihn fegen mit eisernem Besen, damit er dir nicht dein Haus umzingelt und dir durch die Fenster bricht und dich erstickt samt deinen feinen Handschuhen. Der sechzehnte Ludwig war kein guter König, aber er war nur schwach

und ungeschickt und büßte die Schuld seiner Vorgänger. Sie haben ihn aufs Schafott geschickt, und er starb würdig. Vor ihm und nach ihm aber schleppten sie Tausende und aber Tausende unter das Richtbeil. Die Guillotinen konnten ihre Arbeit nicht mehr bewältigen. Und schnell mußte es gehen wie die vernichtende Sintflut, bevor sich das Volk, der Kern des Volkes, von seiner Erstarrung erholte. Die trieben es am schlimmsten, die die meisten Sünden zählten, an ihrer Spitze der Bonner Theologe zu Straßburg."

Er machte eine Pause und strich sich über die starken Augenbrauen. Als wollte er sich zur Ruhe mahnen.

„Ich war in Avignon. Die Stadt schwamm in Blut. Da packte mich die Angst um euch, und es gelang mir, Pferde zu bekommen und jenseit der Grenze Extraposten. Das letzte Geld mußte heran. So kam ich nach Straßburg, euch zu holen. Und kam zu spät. Du hast es gewollt, Gott im Himmel."

„Oheim," sagte der Knabe leise, „wir beide sind doch beisammen."

Mit hastigem Griff packte der Mann den Arm des Knaben. Der Junge hielt stand, trotz des Schmerzes.

„Sprich jetzt von der Mutter."

„Ja, mein Hein. Von der Mutter. Ihr Gemahl, der Marquis, war schon am voraufgegangenen Tage hingerichtet worden. Dich fand ich bei dem Joseph, eurem Gärtner, der aus der Heimat der Mutter stammte. Ihr saßet frierend im Keller, und ich nahm euch mit, und wir liefen zu den Gewalthabern und wurden hinausgejagt, und wir liefen einem Volkshaufen nach, der zum Platz der Guillotine drängte. Da stieg die Mutter, schön wie eine Heilige, von einem Karren."

„Oheim . . .!"

„Junge, sei stark! Junge, sei stolz! Ich hob dich hoch empor, damit sie dir einen Kuß sandte, damit sie wußte: ich hab' dich und halt' dich. Und ihre Seele war im selben Augenblick bei uns, und jäh wandte sie den Kopf, suchte uns, fand uns und jubelte mit all ihrer Stimme: Hein — Hein! Ohnmächtig lagst du mir am Hals. Sie aber und ich, wir haben die Augen fest aufeinandergerichtet gehalten bis zum Ende. Und sie nahm mein Gelöbnis mit hinüber."

Den Arm um den Jungen geschlungen, starrte er in die Mondnacht. Und der Knabe tat wie er.

„So starb deine Mutter, mein Junge! Und nun müssen wir ihr zu Ehren leben. Ihr — zu Ehren."

Beide schwiegen sie. Und als der graubärtige Mann nach einer Weile vorsichtig nach den Augen des Knaben spähte, gewahrte er, daß sie mit Tränen gefüllt waren. Da wußte er, daß sie beide das gleiche dachten.

„Wir wollen häufig von der Mutter sprechen, Oheim."

„Ja, mein Junge."

Und plötzlich beugte sich der Knabe nieder und küßte des Mannes Hand. „Ich danke dir — für alles."

Da fuhr es durch des Breitschultrigen Gestalt, daß er mit der freien Hand nach der Brüstung griff. „Nicht, nicht," murmelte er, „denn ich — freue mich an dir." Und um loszukommen von Worten und Gedanken, horchte er gespannt in die Nacht hinaus. „Hörst du nichts?"

Der Knabe horchte wie er. Das feine Gehör fand sich schnell zurecht. „Es muß über Bonn sein. Es zirpt wie viele Wagenachsen in der Ferne."

Mit angehaltenem Atem lauschte der Mann. „Clerfait

hat sich mit seinen Österreichern auf Köln zurückgezogen. Sollten ihm die Franzosen so scharf auf den Fersen sein, daß er schon das Rheinufer wechselt?"

„Sind wir denn nicht stark genug gegen die Sansculottes, Oheim?"

„Stark? Das deutsche Reich? Ist ein Mann, der eifersüchtig ist, stark? Und jeder deutsche Fürst schielt eifersüchtig auf den anderen. Österreich und Preußen handeln vor jeder Schlacht so lange um das Fell des Bären, bis der Bär über die Streitenden herfällt. Der Krieg erzieht den Krieg. Und aus den Pöbelmassen macht Gewohnheit und Erfahrung Soldaten. Nun haben wir erst die Gegner."

„Wenn's die Preußen und Österreicher erst am Leibe erfahren haben, Oheim, werden sie schleunigst ihren Handel vergessen."

„Arme Soldaten. Sie schlagen sich in Belgien und am Rhein, und ihre Fürsten denken an die Teilung Polens. Das ist die Tragikomödie dieses Krieges, daß er nicht von Idealen getragen wird, sondern von den Berechnungen einer Handvoll Schacherer. Nie wäre sonst Ludwigs Blut geflossen. Und auf der anderen Seite? Ist es nicht die gleiche Tragikomödie? Man ruft die Freiheit aus und die Brüderlichkeit, und es herrscht Tyrannei und mörderisches Schlachten. Herrlich, herrlich könnte es sein um Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, bestünde die Mehrheit der Menschen aus sittlich starken, selbstlosen Wesen und nicht aus Pöbel, der in Habgier und Selbstsucht die Freiheitsgrenzen durchrast."

Er hielt inne und schüttelte den Kopf.

„Du wirst es noch nicht ganz begreifen, was ich meine."

„Ich lerne doch täglich bei dir, Oheim."

Der graubärtige Mann blickte hinaus nach der Gegend von Bonn. Seine Augen waren ernst und klar.

„Kinder erziehen," sagte er, als spräche er zu sich, „heißt, sie waffentauglich machen für den Kleinkrieg des Lebens. Dann möge der eine oder der andere je nach Kräften und Gaben weiter sehen. Denn die Heldenschlachten sind nicht so häufig, daß sie auf allen Straßen zu treffen sind."

„Ich verstehe dich, Oheim."

Der lächelte ihn freundlich an und strich ihm über die heißgewordene Wange.

„Dann können wir die Unterrichtsstunde beenden, Hein. Sag mir das Ergebnis."

„Lieben und hassen können."

„Gut. Aber erst zuschauen, ob es der Gegenstand lohnt und man sich nicht wegwirft. Weiter."

„Sich einsetzen für das, was man als seine Liebe oder seinen Haß erkannt hat."

„Mit dem Besten, was du in dir hast."

„Nie der Masse folgen —"

„— und bliese sie auf Schalmeien. Sag alles mit einem Wort."

„Ein großer Mensch werden."

„Das heißt: ein wahrhaftiger Mensch. Nur das ist Größe. Und nun blick mutig in diese und jene Nacht und freue dich der Morgensonne."

Den Kopf in die Hände gestützt, die Arme auf der Brüstung aufgestemmt, stand der Knabe und schaute ins Rheintal hinab. Über den Wassern spannen silbrig die Mondnebel. Wehende Schleier huschten hin und her, und die Luft schien leise zu klingen.

„Das ist Pferdegetrappel," sagte er plötzlich.

„Ich vernahm es auch."

„Jetzt ganz deutlich, Oheim. Auf der Honnefer Landstraße."

„Eine Wolke steht vor dem Mond. Sobald er herauskommt, werden wir sehen —"

„Oheim! Jetzt! Ganz nahe vor dem Dorf! Ein Trupp — vier, fünf — sechs Reiter."

Der Graubart blickte mit Jägeraugen die Straße entlang. „Österreichische Husaren," sagte er.

„Freunde, Oheim!"

„Wir wollen unseren Enthusiasmus aufsparen," meinte er trocken, „bis sie wieder über den Rhein sind. Dort ist Feindesland, nicht hier."

Auf der Turmstiege polterte es. Der schnauzbärtige Kopf des Gärtners streckte sich durch die Luke.

„Österreichische Husare, Här. Se sin als im Dorp."

„Angst, Joseph? Der Hein meint, es seien Freunde."

„Do hät 'r sich ärg in der Finger geschnedde. Wann mer en Sau kitzelt, dann läht se sich in der Dreck. Ob Kaiserlich oder Franzus. Da 's usgerechent we de elfdausend Jumfere zo Kölle."

„Du meinst, wir sollen abwarten, ob sie sich wie Freund oder Feind betragen."

„Ech mein', dä eine wie dä ander rücht nit got."

Der Graubärtige lächelte. „Man merkt, du bist aus der Landwirtschaft, Joseph. Aber es ist gut. Sollte einer nach mir fragen, so ruf mich."

„Dann es et zo spät. Die Käls sin wie Ölflecke, mer krigt sie nit mehr eruus."



„Geh jetzt nach unten und bleib am Tor."

„Jawoll, Här."

Respektvoll grüßend zog sich der Gärtner durch die Luke zurück.

„Da reiten sie vorüber, Oheim! Auf Unkel zu! Wie Gespenster im Mondschein."

Der Reitertrupp trabte stumm durch die Dorfstraße. Ein Sporn klirrte durch die Nacht, eine Säbelscheide. An den Fenstern zeigten sich Köpfe, die erschrocken zurückfuhren. Wo noch ein Licht im Dorf brannte, erlosch es jäh. Und die Stille war tiefer als vorher.

In der Ferne aber vernahm man Räderrollen und Hufgeklapper.

Der Hausherr lauschte, Furchen auf der Stirn.

„Sie geben das linke Rheinufer auf. Clerfait ist mit seiner Armee auf das rechte Ufer übergegangen. Ade du friedliches Rheintal. Die Franzosen werden dir ihre Segnungen bringen."

„Oheim, ein neuer Reitertrupp! Hinter ihm ein paar flüchtende Menschen! Viele, viele Reiter! Fußvolk! Kanonen! Wagen! Und das Mondlicht darüber her. Wie ein Geisterzug."

„Wie ein Geisterzug," wiederholte der Mann und blickte ihm nach. „Das war im Mittelalter, als man den Rhein des römischen Reiches Pfaffengasse nannte. Die Geisterstraße wäre besser. Was zog nicht alles hier vorüber, um zu sterben."

„Oheim," bettelte der Knabe, „laß mich die Nacht mit dir aufbleiben. Es kommen immer noch Menschen, und ich werd' doch nicht schlafen können. Ich will ganz still sein und dir zuhören. Ich hab' ja niemand als dich, und

du bist mir" — er suchte nach einem lieben Wort — „du bist mir wie ein Vater."

Der graubärtige Mann erwiderte nichts. Er sah nur immer den Knaben an. Dann winkte er ihn zu sich.

„Komm ganz nahe an mich heran. Es ist kalt, und du mußt viel Wärme haben."

Und er schlang den Arm fest um die jungen Schultern.

„Wir wollen plaudern, damit die Nacht und die Wacht vergeht."

„Dort drüben das Rheintal, das ist Mutters Heimat, Oheim. Und nun auch meine. Sprich mir davon."

„Soll ich den Geisterzug reiten lassen?"

„Oheim!"

„In dem Land, das du vor dir siehst, saß vor Urväter Gedenken ein großer germanischer Stamm, die Ubier. Und weil sie römerfreundlich waren — schon zur alten Germanenzeit betete der einfältige Deutsche das Fremde an und ließ sich von den Fremden mißbrauchen — weil also sie römerfreundlich waren, siedelte man sie in den festen Plätzen an, in denen die Römer ihre Quartiere bezogen, in Andernach, Remagen, Bonn, Köln, damals genannt Antunnacum, Rigomagum, Bonna und Colonia Agrippina. Denn ein wilder germanischer Stamm mit Erobererblut in den Adern, die Sueven, drängte sie aus der alten Heimat zwischen Lahn und Sieg heraus. Ich wollte, es entstünde ein neues Suevengeschlecht!"

Seine großen klaren Augen leuchteten unter den buschigen Brauen. Und der Knabe drängte sich an ihn.

„Die Franken kamen vom Niederrhein, tapfere Mannen, großzügig im Planen und stark im Vollbringen. Sie ließen die Ubier in ihren Scharen verschwinden und bekriegten

tapfer die Römer, unterwarfen die Bataver, die Holländer, und gewannen des Rheins Mündung ins Meer. Wurden sie auch Rom tributpflichtig, sie erkämpften sich die Freiheit und steckten ihre Grenzen durch die Jahrhunderte von deutschen Gauen aus bis ins Herz Frankreichs. Aus ihnen wurde uns Karl der Große geboren, dessen Liebe nicht zuletzt dem Rhein galt, und der in stillen Mondnächten an den Ufern des Rheins wandelt, um die Reben zu segnen, wie die Sage uns kündet. Und Roland, sein bester Paladin, saß dort drüben auf der Rolandsburg, liebewund, bis er noch einmal dem Ruf seines Kaisers und Herrn folgte und aus dem Todestal von Roncesvalles sein Hifthorn den letzten Heimwehseufzer an den geliebten Rhein sandte. O Roland, wie oft hätte auch ich das Hifthorn blasen mögen in fremden Landen und in wildem Heimatswehe."

Der Blick des Knaben suchte seine Züge. Da fuhr er fort: „Und von Stund' an ritt durch das herrliche Rheintal, was zu reiten vermochte. Deutsche Kaiser und Fürsten, Ritter und Heckenritter, Bischöfe und Äbte, Bürger und Bauern. Wie ein Magnet zog der Rheinstrom sie alle an. Weltliche und geistliche Fürsten bekriegten sich um ihn, die Städte rüsteten gegeneinander und gegen ihre Oberen, die Bauern erhoben sich zum blutigen Gemetzel — aber das alte Rom lebte noch, wenn auch in neuer Gestalt. Der Krummstab blieb Sieger am Rhein, und der Kurfürst von Köln hütete seine Schafe. Bis zur Stunde. Und ob die Schweden brandschatzten, und Turenne mit seinen Franzosen, ob Holländer und Spanier, Österreicher und Brandenburger, ob alle Völker sich um das Kleinod stritten, der Krummstab blieb Sieger, und der Kurfürst von Köln hütete seine Schafe. Bis zur Stunde."

„Liebst du ihn nicht, Oheim?"

„Ich liebe den Bischof in ihm, wie ich es muß. Den Kurfürsten aber? Er ist ein österreichischer Erzherzog, und mein rheinisches Blut verlangt stärkere Garantien. Er wird Österreich immer mehr lieben als den Rhein. Und doch ist der Rhein der Puls des deutschen Vaterlandes. Als ganz Germanien noch im Dunkeln lag, strömte durch das Rheintal die Woge der Kultur, und sie trug ihren Segen in tausend leuchtenden Kanälen durch die deutschen Lande nah und fern. Deshalb darf der Rhein nur in der Faust eines Starken und Kühnen sein, der ihn als Krondiamanten zu schätzen weiß. Der Krondiamant in fremden Händen — und die deutsche Krone kann in den Trödelladen."

Der gestirnte Nachthimmel verblich. Längst war der Mond geschwunden. Kühl wehte es vom Rheintal herauf, und der Knabe nestelte verstohlen an seiner flauschigen Joppe, auf der der kalte Frühtau glänzte.

„Friert dich, Hein? Dann wollen wir gehen."

„Ich kann nicht schlafen, Oheim." Aber die Stimme war schlaftrunken.

„Ich hör' den Joseph auf der Stiege. Er soll uns eine Suppe wärmen. Weshalb kommst du, Joseph?"

„Herr," rapportierte der Schnauzbart und machte ein feierlich Gesicht. Aber die rheinische Mundart war flinker als die Feierlichkeit. „Här," griente er, „et is jet passiert."

„Was ist passiert? Mach keine Faxen."

„Der Kurfürst is laufe gegange. Här, wenn dat Faxen sin —?"

„Der Kurfürst hat Bonn verlassen? Hat sein Land,

hat den Rhein verlassen? Jetzt? In der Stunde der Gefahr? Mensch, besinne dich! Das ist nicht möglich."

„Bei Fraulüd und Paffe es alles mügelich. Gestern no'm Esse hät sich der Här Kurfürst in sein' Kalesch' gesetz' on zum letztemal dat Wort an singe ‚lieben und getreuen Bonner' gereecht. ‚Demständ verändern de Sach',' hät hä gesäht, un ‚hä wöll wal, äwwer hä kann nit', un domit gew hä allen singen Segen, un heidi — wor hä op der Reis'. Här —," und der treuherzige Bursche sah seinen Herrn bekümmert an, „dat es alles bedröbte Krom."

„Das ist mehr als betrübter Kram, Joseph, das ist Fahnenflucht. Hast du noch mehr gehört?"

„Dä gesamte Hofstaat hät Bonn verlasse un die gesamte hohe Geistlichkeit mitsamt dem Adel. Se verspörten als all so'n Jucke am Hals un han Fraulüd un Kinder im Stich gelasse, öm den Kopp zu sichere. Schön es dat nit, äwwer Schönheit es kein Ervgot."

Der Herr reichte dem Knecht die Hand. „Das hast du wahr gesagt, Joseph. Schönheit ist kein Erbgut. Deshalb wollen wir mit unseren besten Kräften danach streben, daß die Nachrede über uns einmal besser ausfällt."

„Nix för ongot, Herr Graf."

„Halt 's Maul. Ich heiß' nur der Herr."

„Här — —"

„Schon gut. Ich kenn' dich ja. Wir gehen armseligen Tagen entgegen, Joseph —"

„Dat's mr ejal, Här. Wer nit arbeit', soll och nit esse."

Da lachte der Herr sein frohes Lachen. „Nein, dich gäb' ich auch nicht her. Du hast den rechten rheinischen Sinn, der sich nicht unterkriegen läßt. Wenn ich dich ansehe, hab' ich Hoffnung."

Und der Mann antwortete ruhig und gesammelt: „Här, wir beide haben den Jung da."

Da reichte der Herr dem Knecht noch einmal die Hand. Aber mit eisernem Druck. —

Der Knabe lehnte an der Brüstung. Die Augen waren ihm zugefallen.

„Komm, mein Hein," sagte der Joseph und hob den schlanken Körper leicht auf den Arm, „mer läht de jüngste Kinder zoersch en et Bett."

Das Frühlicht zog über den Himmel. Noch sah man die Sonne nicht. Über dem Rhein brauten Nebel und schlugen Strom und Ufer in ihre nassen Schleier. Ein paar Vögel wachten auf, ängstliche, unruhige Schreier. Auf der Landstraße rasselten Reisewagen, und fluchende Kutscher knallten mit den Peitschen.

Die Männer stiegen ins Haus hinab und legten den friedlich schlummernden Knaben auf sein Bett. Tief beugte sich der Herr über ihn. Der Knecht stand unbeweglich. Der Herr mochte beten. ...

Dann gingen sie beide zur Küche und fachten das Feuer für die Morgensuppe an.

„Da kommt ein Wagen zu uns, Joseph —"

„Dä es nit räch gescheit. Hier geht kein Fuhrweg."

„Flüchtlinge? Ich werde mal selber nachsehen."

Ruhig schritt der Herr durch den alten, gewölbten Steingang, die Stufen hinab in den Garten und zum grünbewucherten Tor. Einmal nur hielt er den Schritt an und horchte in die Höhe. ....

Da saß im jahrhundertalten, immergrünen Lebensbaum die Amsel und sang unbekümmert in den neuen Morgen

hinein. Im Lebensbaum die kleine Kreatur — unbekümmert und dankbar.

Seht die Vögel unter dem Himmel an ..., dachte der graubärtige Mann. Unser Vater im Himmel ernähret sie alle.

Klaren Blickes schritt er zum Tor, den Schlüssel schon in der Hand.

„Geduld," rief er den Einlaßbegehrenden entgegen. „Geduld, Leute, ich komme."

II

Eine alte Reisekalesche hielt vor dem Tor. Sie bot ein erbarmungswürdiges Bild. Verschlissen und jämmerlich verbeult der Wagenkasten, Strohsäcke statt der Polster, an der Wagendeichsel ein einziges, abgetriebenes Pferd, das die Beine spreizte und in den Flanken ohnmächtig zitterte. Einen mitleidigen Blick warf der Hausherr auf das Tier, einen mißbilligenden auf den Kutscher, der störrisch den Hut rückte und den Mund zu einer knurrenden Anrede öffnete. Aber der Hausherr beachtete ihn schon nicht mehr. Er war an den Wagen herangetreten und blickte in das Innere.

„Ich wünsche einen guten Morgen," sagte er. „Kann ich Ihnen mit irgendeiner Sache dienen?"

Vier Menschen saßen zwischen Schachteln und Reisetaschen eingezwängt im Wagen. Auf dem Vordersitz eine schmale, blasse Frau mit fiebrig blickenden Augen. Neben ihr, aufrecht und frisch, ein achtjähriges Mädchen, braunäugig und das Köpfchen von braunen Locken umhüllt. Auf den Rücksitzen zwei Knaben, vierzehnjährig und zwölfjährig. Der jüngere schlief mit offenem Munde. Der ältere blickte ernst und nachdenklich vor sich hin.

Der Hausherr wiederholte seine Frage. Da brach die verhärmte Frau in Tränen aus und konnte vor Schluchzen das Wort nicht finden.

Das kleine Mädchen wippte in großer Verlegenheit mit den weißbestrumpften Beinchen. Der schlafende Knabe erwachte und verwunderte sich. Er sah von einem zum anderen, um sich zu überzeugen, ob er lachen oder weinen sollte. Da sagte der ältere und nahm bescheiden das Hütchen vom Kopf: „Wir kommen von Bonn, mein Herr, und wollten nach Neuwied. Aber die Wege sind von Truppen versperrt, und das Pferd kann auch nicht weiter."

„Steigen Sie zunächst einmal aus," bat der Hausherr freundlich und reichte der weinenden Frau die Hand. „Wenn Sie sich erholt haben, werden wir schon Rat schaffen. Sie sind ja ganz von Kräften."

„Der Fuhrmann," stammelte die Frau, „der Fuhrmann will nicht mehr. Und ich hab' ihn doch für die ganze Fahrt im voraus bezahlt."

Der Fuhrmann wies mürrisch auf seine armselige Mähre. „Dä geit mech in de Bröch'. Dat wor nit usgemaach'."

„Steigen Sie zunächst einmal aus," wiederholte der Hausherr. „Sie können so nicht bleiben."

Willenlos gehorchte die Frau. Ihre Augen glitten mit fieberigem Glanz über ihre Kinder, als müßte sie sich vergewissern, daß sie noch alle beisammen wären. Dann griff ihre Hand nach dem kleinen Mädchen und half ihm heraus. Die Knaben kletterten hinterdrein.

„Joseph," rief der Hausherr durch das Tor.

„Hier, Här."

„Greif mal zu. Du trägst mit dem Fuhrmann die Sachen ins Haus. Dann zeigst du dem Burschen mal, wie ein Gaul abgerieben, zugedeckt und gefüttert wird."

„Domet es Matteis am letzte Kapitel, Här."

Die Frau tat einen verzweifelten Schluchzer. Ihre Knie wankten. Da zog der Hausherr ihren Arm durch den seinen und führte sie durch das Tor in den alten Garten. Die Kinder folgten, dicht aneinandergedrängt. „Johannes," wisperte das kleine Mädchen, „schau dich mal um."

Im Speisezimmer stand schon der Suppennapf auf dem runden Eichentisch. Nun saß die Frau im hölzernen Lehnstuhl und blickte starr vor sich hin. Der Hausherr ging an den Schrank, der in die dicken Mauern hineingehauen war, und holte Teller und Löffel. Die Augen des Mädchens und des jüngeren Knaben schweiften blitzschnell durch das Gemach, über den mächtigen Ziegelkamin zu den Fensternischen mit den steingefügten Sitzen, und trafen sich.

„Wie im Geschichtenbuch," flüsterte hastig die Kleine, stieß den Bruder mit dem Ellbogen und machte ihm runde Augen.

Der nickte heftig und stieß sie wieder.

Der ältere sah die Geschwister mit ruhig verweisendem Blick an.

„Setzt euch, Kinder," sagte der Hausherr, „ihr werdet von der Reise Appetit mitgebracht haben. Da schmeckt sogar eine Mehlsuppe." Und er stellte einen Kranz von Tellern auf den Tisch und legte vor.

Die Kinder rückten die Stühle heran, und die jüngeren griffen heißhungrig zu. Da sprach der ältere Knabe ruhig das Tischgebet, machte das Kreuzzeichen und aß still und ernst.

„Sie dürfen sich nicht ausschließen," mahnte der Hausherr die Frau. „Es ist nur einfache Kost, aber sie kräftigt."

Der Frau bebten die Lippen. Wieder glitten ihre Augen von einem Kind zum anderen. Dann führte sie mechanisch den Löffel zum Mund und leerte gehorsam den Teller.

In der Tür erschien der Joseph und winkte seinen Herrn zu sich heraus.

„Die Sibbesache wäre verstaut, Här. Awwer der Fuhrmann hät sich met Päd on Wage dodörch gedonn."

„Was? Heimlich davongefahren ist der Halunke? Ja, Joseph, auf die Straße können wir mit den armen Menschen nicht."

„Christenpflicht, Här. Awwer Schmalhans wärd Köchemeister."

„Wir haben den Gemüsegarten. Geh jetzt zunächst hinauf und mach das große Schlafzimmer fertig für die drei Kinder. Und das Turmzimmer für die Frau. Da die Betten nicht reichen, mußt du das Kanapee hinzunehmen und die Decken aus der Geschirrkammer. Morgen sehen wir weiter."

Er ging ins Zimmer zurück. Die Frau blickte ihm verängstigt entgegen.

„Beruhigen Sie sich," sagte er freundlich. „Oder paßt Ihnen die einfache Unterkunft nicht —"

„O Herr," stieß die Frau hervor, „o Herr, Sie wollen scherzen. Keine Tür hat sich uns geöffnet. Nur die Ihre. Wenn ich nicht so danken kann, wie ich müßte —"

„Sie müssen gar nicht danken. Sie müssen einfach vorlieb nehmen."

„Mein Herr, wenn wir uns eine Stunde ausgeruht haben — wenn wir das noch dürfen, und das Pferd hat sich wieder erholt — wir werden Ihnen das nie vergessen."

Der Hausherr trat neben sie und legte ihr die Hand auf die Schulter. „Nun seien Sie einmal mutig. Ich kenne Ihr Schicksal nicht, aber Sie haben gesunde Kinder. Und für die Kinder lohnt es sich zu leben, und wenn der Himmel schwarz voll Wolken steckt. Sie nicken. Also sind wir der gleichen Meinung, und da verschlägt es auch nicht viel, daß Ihr Fuhrmann vorgezogen hat, nach Hause zu fahren."

Mit einem wimmernden Laut brach die Frau in sich zusammen.

„Liebe Frau," sagte der Hausherr leise und beugte sich zu ihr nieder, „Ihre Kinder blicken auf Sie."

Der Frau bebten die Schultern vor verhaltenem Weinen. Sie nahm alle Willenskraft zusammen und hob langsam den Kopf. Der graubärtige Mann ließ keinen Blick von ihr. Und sie griff plötzlich mit beiden Händen nach seiner Hand.

„Herr — die Kinder — — meine drei Kinder — —"

„Die Kinder fallen um vor Müdigkeit. Mein Knecht wird sie jetzt ins Schlafzimmer bringen. Und Sie selber werden sich auch hinlegen und frische Kräfte sammeln."

„Ich kann nicht schlafen. Herrgott, wie soll ich wohl schlafen können."

Da kam Joseph zurück und meldete, daß das Zimmer für die Kinder instand gesetzt sei. Dabei blies er den Schnauzbart in die Höhe und zwinkerte den Kindern vergnügt zu.

„Schön, Joseph. Da kannst du ihnen sofort den Weg zeigen."

Die Kinder, müde und verlegen, gingen zur Mutter und reichten ihr die Hand. „Bis nachher," sagten sie.

Und gingen zu dem graubärtigen Mann und gaben auch ihm die Hand. Ohne Widerstreben folgten sie dem voraufschreitenden Joseph durch den alten, gewölbten Steingang und die Stiegen hinauf.

„Entrez," ersuchte der Joseph und öffnete die Tür.

Verwundert blickten sich die Kinder in dem großen, niederen Raum um, dem durch sechs Fenster von Osten, Süden und Westen Licht und Luft zufloß. Einladend standen die Betten.

„Dat Mamsellche op et Kanapee. Dodrop schläft et sich bon."

„Parlez-vous français?" fragte die Kleine und stellte sich vor ihm auf.

„Oui, Mamsell, ech woren en Dotzend Johr zu Strasbourg."

Da lachte sie ihn aus den braunen Augen schelmisch an, gab ihm die Hand und knickste.

„Merci, monsieur. Vous êtes un chevalier."

„Dat soll wal sin," schmunzelte der Joseph, hob sie vom Boden auf und bettete sie in die Kissen.

Sie hielt seine rauhe Hand fest und blinzelte ihn schlafmüde an. „Wie heißt du?"

„Ech heißen Juseph, Mamsellche."

„Ich heiß' Sibylle. Gut Nacht, Joseph ..."

„Goot Naach, Billa ..."

Als er sich nach den Brüdern umwandte, hatten sie sich schon in ihre Decken gewickelt und schliefen. „Arm' Kinder moß mer leev han," meinte er und legte behutsam die Schlagläden gegen die Fenster. Im Dunkeln horchte er auf die friedlichen Atemzüge und schlich auf den Fußspitzen hinaus. „Wat werd der Hein för Auge maache!"

Und er freute sich in sich hinein und rieb sich die Hände. —

Im Speisezimmer hatte der Hausherr ruhig gewartet, ob die Frau sich erheben würde. Als sie ohne Willenszeichen sitzen blieb und nur sich mühte, die Hände stillzuhalten, zog auch er sich einen Holzsessel heran und setzte sich neben sie. Einen prüfenden Blick sandte er über sie hin. Und ein großes Mitleid kam über ihn.

„Wenn Sie lieber mit mir reden wollen, als sich schlafen zu legen —"

„Wie sollt' ich schlafen können," murmelte sie. „Ich zerbrech' mir den Kopf, was werden soll, wie wir weiter kommen — tausend Sachen, und ich hab' keinen festen Gedanken."

„Sie sind geflüchtet?"

„Wir kommen aus Bonn. Der Kurfürst ist zuerst geflohen und alles, was zum Adel oder zur Kirche gehörte, mit ihm. Ich meine, die Männer. Die Frauen sollten bleiben oder auf der anderen Rheinseite zu Verwandten und Freunden."

„So, so. Das nenn' ich eine einfache Teilung der Sorgen und Lasten."

„Der Aufbruch des Kurfürsten kam so unerwartet. Da konnte man nichts bedenken."

„Und Ihr Gatte gehörte zum Gefolge?"

„Mein Mann ist der Kirchenmaler Tiebes. Der Kurfürst ist sein Patron. Wo der Kurfürst ist, sind die Aufträge. Da mußte er mit, um doch in dieser erbärmlichen Zeit seine Familie nicht verhungern zu lassen. Wir haben Abschied voneinander genommen, als sähen wir uns nicht wieder."

„Nicht gleich so verzweifelt, Frau Tiebes."

„Oh," sagte die Frau stumpf, „nicht verzweifelt! Und der Fuhrmann ist fort."

„Sie wären mit der alten Kutsche doch nicht bis Neuwied gekommen. Wenn es Sie aber sehr drängt, bei Ihren Verwandten zu sein, so werde ich mich nach einer besseren Fahrgelegenheit umsehen."

„Es sind keine Verwandte, es ist nur eine Schulfreundin. Aber der Wagen — der Wagen war bezahlt."

Der Hausherr verstand. „Es geht Ihnen augenblicklich nicht gut, Frau Tiebes?"

„Wem soll es gut gehen in so wirren Zeiten? Und erst einem Kirchenmaler! Wo keiner weiß, ob nicht die Franzosen kommen und die Kirchen schließen oder Magazine und Pferdeställe daraus machen. Nur für die Stadt Münster ließ der Kurfürst noch ein Altarbild malen. Und nun ist er dorthin, und mein Mann mit ihm. Was an Geld vorrätig war, haben wir geteilt. Und jetzt ist der Fuhrmann fort."

Immer wieder kehrten ihre Gedanken dahin zurück. Diesen Schlag verwand ihre Armut am schwersten.

„Es wird sich schon etwas finden," beruhigte der Hausherr. Und um ihre Gedanken abzulenken, fragte er nach dem Aussehen und dem Verhalten der Stadt, und ob die Franzosen schon angelangt seien.

„Gestern kamen sie von Köln. Der österreichische General, dem die Kölner aus Furcht vor den anrückenden Franzosen nur widerwillig gehorchten, hatte sofort die Stadt geräumt und war aufs andere Ufer übergegangen. Die ganze Bürgerschaft Bonns stand schon seit Morgengrauen auf dem alten Stadtwall und hielt Ausschau. Bürger-

meister und Stadträte aber blieben auf dem Rathaus versammelt. Sie wollten dem Feind nicht wie Sklaven und Schmeichler entgegengehen."

„Brav," murmelte der Hausherr in seinen Bart.

„Zuerst langte ein Trupp Dragoner an, gutgekleidete Leute, die sich anständig verhielten und nichts anderes wünschten, als ihr Papiergeld loszuwerden. Wer sich weigerte, das wertlose Papier anzunehmen, sollte auf der Stelle verhaftet werden. Dann aber kamen die schrecklichen Sansculotten, wie eine Fastnachtstruppe. Tausende von beschmutzten Menschen, junge und alte, in Schoßröcken und Kamisols, in Bauernkitteln und Frauenmänteln, in zerlumpten Hosen ohne Leibwäsche, in zerschlissenen Schuhen und Pantoffeln oder auch ganz barfuß. Einige trugen Gewehre, andere Pistolen, die meisten Säbel, Piken oder Bajonette. Den Bürgern wurde anbefohlen, Kleider und Schuhe auf den Marktplatz zu bringen. Und auf offenem Markt zogen sich die Soldaten aus, sprangen schamlos herum und probierten Kleider und Schuhe an. Dann verlangten sie Brot und Wurst und Bier und bedrohten die Leute. Eine ganze Brigade sollte noch folgen und in Bonn und der Umgegend einquartiert werden. Auf wie lange wußte keiner zu sagen, vielleicht für immer, denn Bonn war ja jetzt in französischer Gewalt. Da hab' ich aus Furcht vor den schmutzigen Menschen und um der Kinder willen die Stadt verlassen. Wir waren die letzten, die in die Ponte konnten. Und drüben fanden wir den Fuhrmann. Er hatte wohl schon andere Leute betrogen."

Sie weinte vor sich hin. Ganz stumpf und müde weinte sie.

Der Hausherr erhob sich und ging zum Schrank. Dort

füllte er ein Glas mit rotem Wein und brachte es der Ermatteten. „Trinken Sie. Es ist eigenes Gewächs und wird Ihnen guttun. Sie dürfen sich nun ganz sicher fühlen."

Die Frau trank. Mit geschlossenen Augen trank sie das Glas aus wie eine Verdurstende.

„Ich danke Ihnen. Sie sind so gut zu uns."

„Im Unglück sind wir alle Brüder. Und wir sind tief im Unglück."

Mit gefurchter Stirn ging er zum Fenster und blickte lange in den herbstlichen Morgen hinaus. Die Meisen zirpten im Gezweig, und die Buchfinken lärmten. Aus dem Gemüsegarten kam der Joseph mit einer Tracht Mohrrüben und Kartoffeln. Wie vergnügt der Bursche dreinschaut, dachte der Graubärtige, ich sollte mich schämen.

Und er ging zum Tisch zurück und setzte sich der Frau gegenüber.

„Sie haben hübsche Kinder, Frau Tiebes."

Da lächelte die Frau zum erstenmal ein wenig. Ein Mutterlächeln. ...

„Sie sind auch nicht schlecht von Charakter, Herr. Der älteste, der Barthel, hat mir noch nie einen Kummer gemacht. Er ist brav, fleißig und gottesfürchtig. Der Johannes ist lebhafter, wohl ein wenig zu lebhaft. Das, was man sprunghaft nennt. Er lernt spielend und muß immer etwas Neues haben. Die kleine Sibylle aber ist ein wild phantastisch Ding und weit über ihre Jahre hinaus. Ein herzlieb Kind, aber von aller Welt verwöhnt. Da hab' ich denn zuweilen im stillen meine Sorge."

„Sind Muttersorgen nicht auch Mutterglück?"

„Es ist wahr. Man möchte nur immer für die

Kinder sorgen und sorgen. Wenn sie es auch nicht verstehen."

„Eines Tages verstehen sie es. Wenn sie selber Kinder haben. Dann danken sie es uns. Und Ihre Kinder scheinen gut erzogen. Das ist eine große Mitgift."

„Die jüngeren plappern sogar Französisch," sagte die Frau, und der Stolz auf die Kinder rötete ein wenig ihre Wangen. „Sie waren in den Freistunden nicht aus dem Atelier ihres Vaters herauszuschlagen, und da lernten sie es von den Hofkavalieren und hohen geistlichen Herren, von denen immer einige zugegen waren und ihren Spaß mit den Kindern hatten."

„Wenn diese Herren," sagte der Hausherr gelassen, „nur Französisch sprachen, wie sollten sie deutsch empfinden. Nun, für Ihre Kinder mag es gut gewesen sein. Der Erziehung muß alles dienen."

„Es sind echte, rheinische Kinder, Herr," stammelte die Frau, als müßte sie sich entschuldigen.

Er nickte ihr freundlich zu. „Ich habe Kinder sehr lieb. Und der Heinrich wird sich nicht minder freuen."

„Der — Heinrich?" fragte sie.

„Ich habe den Sohn einer verstorbenen Freundin aus Straßburg hergebracht. Er lebt nur mit mir und dem Joseph. Da werden dem einsamen Jungen die Spielkameraden gut tun."

„Meinen Sie denn," fragte die Frau stockend, „meinen Sie denn — daß wir — länger bleiben?"

„Sie dürfen es ruhig. Ich habe nicht viel mehr Anspruch auf die Burg als Sie."

„Ich — verstehe Sie nicht."

„Die Burg ist Klostergut. Man hat mir erlaubt, sie

zu beziehen und das Anwesen instand zu halten. Ich hatte gute und einflußreiche Freunde. So bin ich denn eigentlich selber nur Gast in diesen Mauern. Lassen Sie sich, ohne viel zu fragen, die gleiche Gastfreundschaft gefallen."

„O Gott, Herr, ich weiß vor Dankbarkeit nicht ein noch aus. Wir dürfen einige Tage bleiben, ohne Ihnen zur Last zu fallen, ohne uns zu sehr schämen zu müssen? Sie müssen mir verzeihen, aber ich habe — in meinem ganzen Leben — noch nicht gebettelt."

„Ich meine," sagte der graubärtige Mann ernst, „für seine Kinder könnte man sogar stehlen."

Da schrie die Frau auf. Aus der Herzensnot herauf, die einen Lichtstrahl fühlt.

„Herr, Herr, Sie verstehen mich, Sie sehen ins Herz, Sie sind selber wie eine Mutter."

Und der graubärtige Mann dachte, während er ihr lächelnd die Hand überließ, an die vergangene Nacht auf der Turmplatte und den Knaben, den er bei sich gehabt hatte. „Du bist wie ein Vater," hatte der Knabe gesagt. Und diese fremde Frau fügte hinzu: „Sie sind wie eine Mutter." Vater- und Muttergefühle in eins zu haben, den Ernst und die Güte und die Sorge für das körperliche und geistige Wohl, die Sorge, die nichts als Liebe ist. Vater sein und Mutter sein in eins. Es war schwer. Aber es war auch wert, ein Leben dafür zu leben. Um die Zukunft.

„Sind Sie nun ganz beruhigt, Frau Tiebes?" fragte er, während er ihr zunickte. „Haben Sie nun Vertrauen zu mir gefaßt? Da sehen Sie wieder einmal, was Kinder alles zuwege bringen."

Ganz still nickte die Frau ihm zu. Aber in ihren rotgeweinten Augen lag ein Schimmer von Glück, der ihr

verhärmtes Gesicht seltsam verschönte. War es die Luft des Burghauses, die rein und lautlos aus Garten und Weinland durch die Fenster schwebte, war es die Nähe des breitschulterigen, wunderlich milden Mannes, die ihr verängstigt Gemüt in einen Frieden lullte, wie sie ihn seit ihren Mädchenjahren so warm und so weich nicht mehr gespürt? Auf einmal fühlte sie, wie eine wohltuende Müdigkeit durch ihre Schultern rann und ihre fliegenden Hände beruhigte, wie eine wohltuende Müdigkeit das Gehirn vom Denken befreite und den Schlag ihres Herzens gleichmäßig machte und verlangsamte.

„Darf ich jetzt wissen," fragte sie leise, „wie ich meinen Wohltäter zu nennen habe?"

„Nein, ich bin nicht Ihr Wohltäter. Wenn wir unglücklichen Menschen helfen können, so ist das wie ein Ausgleich alter Schulden."

„Wie aber darf ich Sie nennen?"

Der Hausherr blickte in den Garten hinaus. Seine breite Brust sog den frischen Duft ein und sein Ohr das Vogelgezwitscher.

„Ich habe meinen Namen fast vergessen. Was liegt daran? Der Knabe nennt mich Oheim und der Knecht Herr. Die Leute im Dorf aber sagen: der Eremit von Breitbach. So zurückgezogen lebe ich. Oder sie sagen auch kurz: der Alte."

„Sie sind noch nicht alt," meinte die Frau und sah ihn an.

„Ich bin fünfzig Jahre. Damit beginnt man eigentlich erst aus dem vollen zu leben, wenn sich die Spreu vom Weizen gesondert hat. Aber der Name hat sich nun einmal an mich gehängt und besteht. Ich werde also wohl

für Lebenszeit der Eremit von Breitbach und der Alte bleiben."

Noch immer sah die Frau ihn fragend an, aber das Gefühl des Friedens wurde stärker in ihr.

„Ich verstehe Sie. Man kann auch ohne einen Namen — ein edler Mensch sein."

Behutsam klopfte es an die Tür. Der Hausherr erhob sich schnell.

„Sie müssen mich ein paar Minuten entschuldigen," sagte er mit einem heiteren Lächeln. „Auf die Gefahr hin, daß ich Sie sehr ernüchtere: ich muß in die Küche. Der Joseph kommt nicht allein zurecht."

„Ich werde sofort —"

„Hand anlegen? Nein, das werden Sie nicht. Sie werden sich heute nur als Gast fühlen. Das sähe ja aus, als ob ich mir die Leute einfinge, nur damit sie mir meine Wirtschaft in Ordnung brächten. Meine und Josephs Anschauung von rheinischer Gastfreundschaft würde schwer darunter leiden."

Sie machte keine Anstalten mehr, aufzustehen. In diesem alten Burghaus hätte sie alles mit sich geschehen lassen — wie als Kind im Elternhaus. Und das Heimatgefühl schlich in ihre Seele und legte sich schmeichelnd und kühlend auf ihre Augenlider. ...

Als der Hausherr nach kurzer Zeit zurückkehrte, fand er seinen Gast eingeschlafen. Der Kopf lag gegen die Holzlehne des Sessels, als läge er in einem weichen Kissen. Tief und geborgen hatte sich die schmale Gestalt in das harte Möbelstück eingeschmiegt, daß die Füße den Boden nicht berührten. Und das Gesicht trug einen kindlichen Zug.

Ich möchte, dachte der graubärtige Mann, ihre Kinder

heranholen und vor dieses Bild stellen. Damit sie wissen lernten, wie schutzbedürftig eine Mutter ist, wenn sie ihr Bestes den Kindern gegeben hat. Schutzbedürftig wie einst das Kind, dem nun die Aufgaben für die Mutter erwachsen.

Ob auch s i e einst so rührend hilflos gelegen hatte in den Schreckenstagen von Straßburg? Sie? Sie — —?

Ob sie geahnt hatte mit dem feinsten Mutterton der Seele, daß er kommen würde? Oder ob sie den Schlummer abgewehrt hatte mit der Heftigkeit ihrer Muttertränen? Anna Maria, ich schwöre dir, du darfst schlafen. —

Er ging zur Tür zurück und rief gedämpft „Joseph" in den Gang. Der erschien sofort.

„Komm," sagte der Herr kurz, „wir wollen sie hinaufbringen."

„Die schläft wie dut," flüsterte der Gärtner mitleidig, als sie den Holzsessel aufhoben und vorsichtig zum Turmzimmer aufstiegen. „Die wiegt esu vill als wie en Flaumfedderchen, dat en de Himmel flege well."

Sie stellten den Sessel im Zimmerchen nieder. An der Wand stand das weiße Bett. Durch die Fenster ging der Blick weit hinein ins Rheintal, über den Strom und die Dörfer und Städtchen, die Bergketten entlang in den blauen Äther.

„Mach deine Finger zart," gebot der Herr, „und nimm ihre Füße."

Er selbst schob leise seine Hände unter ihre Arme.

Wie ein Flaumfederchen, dachte auch er, und war, bevor sie sich als Mutter opferte, ein schönes, strahlendes Menschenkind. Das erkennt man heute noch. Und nun schläft sie wie eine Tote.

So trugen sie sie aufs Bett, streiften ihr die Schuhe ab und deckten sie vorsorglich zu. —

Vom Rheinbreitbacher Kirchturm läutete man die Mittagglocke. Jetzt setzte in der Ferne eine zweite ein, eine dritte. Das ganze Rheintal schwamm in Glockengeläut. Aber es war ein hastiger Ton darin. Die Angst vor dem Feinde.

„Dat baiert wie bei'n Begräbnis," meinte kopfschüttelnd der Joseph, warf noch einen mitleidigen Blick auf die schlafende Frau und verließ hinter seinem Herrn das Turmzimmer.

„Kein Wort zu den Kindern, Joseph, daß die Mutter so matt ist!"

„Selbsverständlich nit, Här. Kinderherze verdrage kein Leid."

„Ich werde jetzt mal zum Hein hineingehen. Er muß doch wissen, daß Besuch da ist, und auf dem Posten sein."

Im ersten Stockwerk lag das Zimmer des Hausherrn neben dem Zimmer des Knaben. Als drittes schloß sich ein Arbeitszimmer an. Schwere Balkenlagen bildeten die Decken. An die bleigefaßten Scheibenfenster klopften die Rosenzweige und die Ranken des wilden Weins. In einer tiefen Fensternische im Zimmer des Hausherrn stand ein Hausaltar mit frischen Blumen, wie sie der Herbst bot: weißen Astern und purpurnen Georginen.

Der Hausherr ging durch sein Zimmer. Sein Blick traf die schlichte Holzfigur der Mater Dolorosa mit den sieben Schwertern im Herzen. Er trat näher und strich mit zarter Hand darüber hin. Dann öffnete er die Tür zum Zimmer Heins.

Der Knabe lag, die Arme um den Kopf geschlungen,

und holte in festem Kinderschlummer die verlorenen Stunden der Nacht nach. Er erwachte auch nicht, als ihm die Männerhand das goldblonde Haar aus Stirn und Gesicht strich.

„Hein — heda, Siebenschläfer, wach auf — deine ersten Pflichten stehen vor der Tür.“

Der Knabe schlug verwundert die Augen auf und lag, die Arme um den Kopf geschlungen, wie bisher.

„Was — steht vor der Tür, Oheim?“

„Deine ersten Pflichten, Hein. Was das ist, meinst du? Es ist Besuch gekommen, großer und kleiner Besuch. Dem kleinen Besuch aber hast du die Ehren des Hauses zu erweisen, so will es alte, gute Sitte. Wenn du dich nicht beeilst, wird es die umgekehrte Welt, und der Besuch kommt an dein Bett, um d i c h zu bedienen. Das wäre!“

„Ja, das wäre!“ rief der Knabe und sprang mit beiden Beinen aus dem Bett. „Besuch, sagst du? Kinder? Sind es Jungens oder Mädchen, Oheim?“

„Sieh sie dir selber an. Sie sind oben auf der großen Schlafstube. Und frag, ob du ihnen behilflich sein kannst, mit Wasserholen, Kleiderbürsten oder anderen ritterlichen Diensten. Und nachher, wenn ihr fertig seid, kommt zu Tisch. Aber mit einem rechtschaffenen Hunger, wie ihn unsere Küche allein verträgt.“ Er lachte und fuhr dem Jungen durch sein leuchtendes Haar.

Der stand schon, weiß wie Schnee, im Wasserbottich und schüttelte sich vor Vergnügen unter dem triefenden Schwamm. Dann packte er das rauhhaarige Handtuch mit beiden Fäusten und begann den weißen Körper zu reiben, bis er flammendrot erschien. Und hinein ging's

in die Leibwäsche und in die Kleider, und die Bürsten bearbeiteten das Gelock, und der Kamm strählte es auseinander. Die blauen Augen leuchteten ihm vor Erwartungsfreude.

„So ist's recht, Hein. Nicht Nägel und Zähne vergessen. Wer auf untadelhafte Reinheit des Körpers hält, darf auf dem Wams schon ein paar Flicken haben. Gesunde Seele in reinem Leib. Fertig?"

„Fertig, Oheim."

„Wahrhaftig, heute wärst du mir ohne Gutmorgenkuß davongelaufen."

„Wahrhaftig nein, Oheim."

„So, mein Junge. Und nun ruft dich die erste Pflicht. Lauf ihr entgegen."

Wie der Wind flog der Knabe die Treppen hinauf. Immer zwei Stufen nahm er auf einmal. Aber vor der Tür der großen Schlafstube blieb er mit Herzklopfen stehen, wie angewurzelt. Ob die da drinnen nicht größer und klüger waren? Und so schön angezogen, wie er es früher in Straßburg gewesen war? Er blickte auf sein vergilbtes Lodenwams. Dann faßte er sich Mut. Sauberer als ich, dachte er, können die sich auch nicht waschen. Ich weiß, was der Oheim gesagt hat. Und er klopfte fröhlich an die Tür.

Ein paar Töne wurden vernehmbar. Er nahm sie als Aufforderung, einzutreten, und trat ein. Keine Handbreit vermochte er zu sehen. Da huschte er eilfertig die Wände entlang und schlug die Fensterläden zurück. Ein Strom von Licht ergoß sich in das Zimmer, als hätte es vor den Fenstersimsen auf der Lauer gelegen.

Als Hein sich umwandte, stand er vor einem Kanapee

und gewahrte ein braunhaariges Mädchen, das sich auf beide Hände stützte und ihn aus braunen Augen verwundert ansah.

„Was machst du da?“ fragte das Mädchen.

„Ich habe die Schlagläden geöffnet, damit du beim Anziehen sehen kannst.“

„Was tust du überhaupt hier?“ fragte das Mädchen weiter.

„Ich wohne doch hier auf der Burg,“ sagte der Knabe, und nun war es an ihm, sich zu verwundern.

Seine Antwort schien Eindruck gemacht zu haben. „Ach, der junge Herr ...“ Dann aber warf sich das Mädchen herum und kicherte in die Kissen.

Der Knabe trat heran. „Was lachst du nur? Ich heiße Hein. Da ist doch nichts zu lachen?“

„Ich lach' auch nicht, weil du Hein heißt. Das wär' doch dumm.“

„Weshalb lachst du denn?“

„Weil in meinen Geschichtenbüchern immer ein Prinz kommt, und einmal küßt er Dornröschen wach, und einmal küßt er Schneewittchen wach. Und dann wird sie Frau Prinzessin und später Frau Königin.“

„Seh' ich denn aus wie ein Prinz?“ fragte der Knabe, und seine Augen lachten.

Sie richtete sich von neuem auf den Händen auf und betrachtete sein goldblondes Haar und sein feines Gesicht. Dann streifte ihr lustiges Kinderauge sein unscheinbar Wams.

„Nur wie ein verwunschener,“ entschied sie. „Da werde ich dich wohl erlösen müssen.“

„Das wird sich ja finden,“ sagte er mit gekränkter

Knabenwürde. Aber alsbald fiel ihm sein Amt wieder ein, sein ritterliches Amt, und errötend reichte er ihr die Hand. „Ich habe dich noch nicht begrüßt. Guten Morgen."

„Guten Morgen," wiederholte sie. „Ich heiße Sibylle."

„Möchtest du jetzt aufstehen, Sibylle? Nachher sollen wir zum Mittagessen kommen. Ich helf' dir, damit es schneller geht."

„Ich tät's gern, aber die Brüder werden mich ausspotten."

Hastig wandte sich Hein nach den Betten um. Da lagen Barthel und Johannes und schliefen, ohne sich zu regen. Auf den Fußspitzen ging er näher und betrachtete sie. „Wie groß der eine ist. Der muß schon stark sein. Und der andere ist ein schöner Junge."

Wie ein Eidechschen war die kleine Sibylle aus den Decken geschlüpft und hatte das Kleid abgeworfen. Im weißen Röckchen und Leibchen stand sie über die Waschschale gebeugt und wusch ihr Gesicht, daß die Tropfen durch das Zimmer spritzten. So sah Hein sie und glaubte nie Schöneres gesehen zu haben. In seinem ganzen Leben kam ihm dies Bild nicht mehr aus dem Gedächtnis.

Ernsthaft wie eine Erwachsene kämmte sie sich. Dann schlüpfte sie wieder in ihr Kleidchen hinein.

„Jetzt kannst du mir helfen, es zuzuhaken. Wie geschickt du bist. Der Barthel ist zu steif und der Johannes zu windig dazu. Junge, du bist wirklich ein feiner Junge."

„Magst du mich leiden, Sibylle?"

„Sehr."

Und laut und fröhlich antwortete er: „Ich dich auch sehr."

„Pst! ...“ machte sie. „Bist still, Jung'? Ach, nun sind die anderen wach geworden!“

„Was will der fremde Jung' in unserem Zimmer?“ tönte des Johannes Stimme aus den Kissen herüber.

„Das ist doch der junge Herr von der Burg!“ rief die kleine Sibylle zurück. „Du weißt auch gar nix.“

„Habt ihr auch Pferde im Stall?“

„Wir haben einen Esel,“ sagte Hein etwas kleinlaut.

„Einen Esel? Den kannst du man selber reiten.“

„Aber einen Garten haben wir und einen Gemüsegarten und einen Weinberg,“ verteidigte Hein den Besitz, „und dann ist der Oheim da und der Joseph. Die können mehr als hundert Pferde.“

„Was sollen die denn groß können? Gold machen und hexen kann heute kein Mensch mehr. Sind Trauben im Weinberg?“

Da grollte eine Stimme aus dem anderen Bett, und flugs zog sich der Johannes die Decke über die Ohren.

„Wenn du dich hier nicht anständig aufführst, verbims' ich dich.“

Was der große Junge für eine tiefe Stimme hatte. Hein trat auf ihn zu und reichte ihm die Hand. „Guten Morgen.“

„Guten Morgen,“ sagte der andere. „Vielen Dank, daß du uns geweckt hast. Ist die Mutter schon auf?“

„Das weiß ich nicht,“ erwiderte Hein. „Aber ihr möchtet zum Essen kommen.“

„Hurra!“ schrie der Johannes, und das Nebenbett war leer. Ernst und gesittet folgte der Barthel.

Und der Hein lief und schleppte einen Eimer frischen Wassers heran und lief wieder und holte Schuh- und

Kleiderbürste. Doch der große Barthel wollte nicht zugeben, daß er ihm und dem Bruder helfe. Da kniete er vor dem kleinen Mädchen nieder und bürstete ihm die Schuhe, daß der Staub in der Sonne tanzte und die Kleine niesen mußte.

„Zur Gesundheit," sagte Hein und blickte zu ihr auf. Sie strählte mit den Fingern sein goldblondes Haar. „Danke schön," antwortete sie vergnügt und strählte weiter. Dem Hein aber schienen die Schuhe noch nicht blank genug, und er putzte sie zum zweitenmal.

Nun waren sie alle marschbereit, und der Hein setzte sich an die Spitze seiner Gastfreunde. Aber der große Junge trat vor und reichte ihm noch einmal die Hand. „Ich heiße Barthel und mein Bruder Johannes und meine Schwester Sibylle. Wir drei danken dir auch recht schön, daß du uns geholfen hast."

Der Hein errötete tief. „Ich hab's gern getan," sagte er leise. Aber der Dank des Großen hatte ihn doch stolz gemacht, und er hielt den Barthel bei der Hand, als sie die Treppe hinabstiegen. Wie ein Freundeskreis betraten sie das Speisezimmer.

Der Eremit von Breitbach lächelte ihnen entgegen. Dann sprach er kurz das Tischgebet. Und der Joseph reichte die gefüllten Teller herum. Verblüfft sahen die fremden Kinder auf die großen Gemüseportionen.

„Guten Appetit," wünschte der Hausherr freundlich, und die Kinder sprachen es in der Runde.

„'ne gode Mage," sagte der Joseph und hieb wacker ein, „'ne gode Mage is mr leever als en schläch' Gewessen."

Das war des Josephs alltägliches Tischgebet, das Gott und die Menschen heiter stimmte.

III

Die Frau erwachte erst am anderen Morgen, als die Sonne schon hoch stand. Sie wollte sich erheben, aber die Füße versagten den Dienst, und ein Zittern rieselte immerfort über ihren Körper. Da lag sie ganz ruhig und sammelte das bißchen Kraft, das sie doch noch zu haben wähnte, um mit einer jähen Anstrengung die Schwäche zu überwinden. Es war ein stilles, zähes Ringen. Kalte Tropfen liefen ihr über die Stirn, wenn sie nach fruchtlosen Versuchen zurücksank. Mein Gott, mein Gott, dachte sie, ich muß doch meine Kinder sehen.... Ganz steil hoben sich plötzlich ihre Schultern — aber sie hielt sich aufrecht und taumelte aus dem Bett bis zur Tür und riß sie auf und rief gellend durch das Haus: „Barthel! Johannes! Sibylle! ..."

Der Hausherr war zuerst oben. Ohne ein Wort zu sprechen, umfaßte er die Frau und setzte sie in den Lehnstuhl, nahm ein Gläslein mit Kölnischwasser aus der Tasche und rieb ihr die Schläfen. Vor der Tür wisperten angsterregt die Kinder.

Nach einer Weile ging er zu ihnen hinaus. „Der Mutter ist besser. Nur tiefste Ruhe muß sie haben. Sibylle kann mit mir hereinkommen, und ihr anderen winkt der Mutter durch den Türspalt zu und geht in den Garten."

Die Kinder gehorchten, und in die Augen der Frau

trat ein mütterlich Leuchten, als sie den Gruß ihrer Kinder gewahrte. Dann kam die kleine Sibylle herein und schmiegte sich lautlos an sie und suchte mit ihren frischen Lippen den bleichen Mund der Mutter. „Du, mein — Kleines — Liebes —" sagte die Frau, und es war ihr wohler.

Der Hausherr streichelte dem Kind die Wangen.

„Mein kleines Mädchen wird jetzt ein großes Mädchen sein und der Mutter zur Hand gehen, damit sie sich ausziehen und wieder zu Bett legen kann. Ich sorge unterdes für eine Kräftigung, und dann löse ich das Pflegeschwesterchen wieder ab."

Er ging an das Lager, strich Decken und Kissen glatt und verließ ruhig das Zimmer.

In der Küche rief er den Joseph heran.

„Geh in den Hühnerstall und sieh, ob du ein Ei findest. Sonst mußt du ins Dorf. Und schlachte nachher die alte Henne für eine kräftige Suppe. Ich will jetzt einen schwarzen Tee kochen."

„Steiht et su schlimm, Här?"

„Ich fürchte, der Tod will ins Haus, Joseph. Wir wollen tun, was wir können, um ihn abzuschlagen."

„Leeve Nut Goddes — die ärm' Kinder."

„Wir wollen jetzt nur an die Frau denken, Joseph. Etwas Ärmeres gibt es nicht als eine Mutter, die ihre Kinder zurücklassen soll. Kinder verstehen zum Glück nicht, was das bedeutet."

„Nee," bestätigte Joseph und zog die Stirn in Falten, „dat verston Kinder nie, we se der Mutter zo Härze gon."

Und er dachte an eine alte Frau in einer Kölner Gasse, an eine alte Frau, die wohl arg verhutzelt sein mußte,

seit er sie nicht gesehen hatte. Und er machte sich still-schweigend aus dem Staub. —

Als der Hausherr eine Viertelstunde später das Turmzimmer betrat und ein Brett mit Tee, weißem Brot und geschlagenen Eiern auf den Tisch setzte, lag die Frau gutgebettet mit klaren Augen. Ohne Widerstreben nahm sie zu sich, was er ihr bot, und er belobte sie wie ein Vater. Das Mädchen schickte er zu den Knaben in den Garten.

„Fühlen Sie, daß Sie jetzt schlafen können, Frau Tiebes?"

„Wenn Sie es wünschen ..."

„Ja, ich wünsche es. Schlafen Sie ganz ruhig, ich bleibe hier am Fenster sitzen."

Sie drehte den Kopf nach der Wand und war gleich eingeschlafen. Und der graubärtige Pfleger saß am Fenster und blickte in die herbstliche Landschaft hinaus. Aber er sah die Purpurfarben nicht, mit denen sich drüben der Wald von Rolandseck geschmückt hatte und hüben das Märchenland der Sieben Berge. Und er sah nicht das tiefrote Laub der Weinberge, die sich, soweit das Auge reichte, zum Rhein hinabzogen und der Lese harrten. Er sah nur auf der Landstraße von Honnef nach Unkel die Soldaten marschieren, die das linke Rheinufer widerstandslos dem Feind überlassen hatten, und drüben sah er die französischen Dragoner reiten und die Sansculotten auf dem Marsch.

„Allons, enfants de la patrie,
Le jour de gloire est arrivé ..."

Der Mann am Fenster murmelte es in seinen ergrauten Bart. Sein Gesicht rötete sich, und die Adern auf der

Stirn füllten sich mit Blut. Glühender Haß sprang ihm aus den Augen.

„Memmen, hundsfeige Memmen," murmelten seine Lippen, „Männer mit Schwertern, Gatten von Frauen, Väter von Kindern. Und hatten die Übermacht, wenn sie zusammenstanden. Männer mit Schwertern! Und ließen sich in den Kot treten und sich Frauen und Kinder vom Halse reißen. Pah, recht geschah ihnen!"

Er schloß die Augen. Aber in seinen Ohren tönte das verhaßte Lied. Der Hohn auf die Menschenbefreiung.

Das Lied, das Lied, das sie zu Straßburg gesungen hatten, trunkene Pöbelhaufen, vertierte Weiber, wenn die Scharen der Opfer aufs Blutgerüst geschleppt wurden. Das sie gejohlt hatten, als die Madonna mit den sieben Schwertern vom Karren stieg —

Anna Maria — —

Und sie wußten nicht, daß sie dir wirklich das Freiheitslied sangen, als du sterben durftest.

„Meine Anna Maria!"

Er öffnete die Augen. War die kranke Frau erwacht? Er erhob sich und trat näher. Da lag sie geduldig und wartete auf ihn.

„Haben Sie denn nicht geschlafen?" fragte er und rückte ihr die Kissen zurecht.

„O doch, sehr lange — und ich liege schon lange wach."

„Habe ich mich so lange verträumt? Wie ist das möglich. Ich bin ein schlechter Wärter gewesen, Frau Tiebes."

Sie schüttelte den Kopf. „Sie haben Ihre Gedanken gewartet und ich die meinen. Das muß wohl jeder von Zeit zu Zeit. Um mit sich ins reine zu kommen für den

morgigen Tag, der kein Nachlaufen gestattet. So habe ich an meinen Mann gedacht."

Er setzte sich zu ihr ans Bett. „Möchten Sie mit mir sprechen?"

„Weshalb möchte ich es wohl?" sagte sie nach einer Weile. „Wenn Sie mich ansehen, meine ich, ich müßte Ihnen sagen, was ich an Fürchten und Hoffen auf dem Herzen trage. Und vor zwei Tagen kannte ich Sie noch nicht."

„Im Leid lernt man sich schneller kennen als im Glück. Und Sie haben es wohl unbewußt gefühlt, daß da ein Mensch sei, der dem Leid ins Herz sah und es einzuschätzen weiß. Das ist alles."

Sie atmete tief.

Er saß an ihrem Bett und hielt, wie ein Arzt, ihren Puls in seiner Hand. Und sie spürte es wie eine Kraft, die in sie hineinströmte und alles Laute und Rastlose zur Ruhe brachte.

„Ich habe ihn sehr liebgehabt," begann sie langsam. „Als er mich heiratete, vermochte er ein großes Haus zu führen, und er führte es. Ich war jung, und er sagte mir, daß ich schön sei, und daß der Aufwand zu mir passe und seine Kunst ihn brauche. Sein Atelier war ein Versammlungsort der Hofkavaliere und der geistlichen Würdenträger, denn der Kurfürst bevorzugte ihn und liebte seine Bilder und sein leichtblütig Künstlerwesen. Dann kamen die Kinder. Und ich bat ihn zum erstenmal um etwas. Ich bat ihn, den Aufwand einzuschränken und für die Kinder einen Notpfennig zurückzulegen. Da lachte er mich fröhlich aus. ‚Einen Notpfennig brauchen wir nicht. Und wenn's uns trifft, so fangen wir wieder von vorne an.

Kräfte habe ich für drei, und Spaß soll's mir auch machen. Aber die goldenen Jahre wollen genossen sein ...'

„Er genoß sie. Und mancher der Herren half ihm wohl dabei. Er genoß sie so sehr, daß ihm daheim das Familienleben nicht mehr behagte, daß er uns nur flüchtig küßte und unwirsch werden konnte, wenn man ihn um eine Feierabendstunde bat, daß er oft und öfter vergaß, das Geld für das Hauswesen zurückzulassen, und zürnte, wenn ich hatte borgen müssen. Aber ich liebte ihn trotzdem. Und war wohl stolz auf sein Großtun.

„Die drei Wochenbetten waren hart für mich gewesen. Mit jedem Kind gab ich ein Stück meiner Frische hin. Ich fühlte auch, daß er es bemerkte. Aber daß ich mir Mühe gab, trotzdem frisch zu scheinen, das bemerkte er wohl nicht. Es ist wohl Mannesart, zu fordern, und Frauenart, zu geben. Und da ich geben mußte, gab ich den Kindern. Für sie sorgte ich mich Tag und Nacht. Dann kamen die schlechten Jahre.

„Nicht für mich. Für meinen Mann. Kriegswirren drohten, und Hof und Regierung hielten mit überflüssigen Ausgaben zurück. Immer weniger wurde es mit der Kirchenarbeit, und mein Mann mußte die Gehilfen entlassen. Jetzt, dachte ich, jetzt findet er zurück, zu seiner Kraft, zu seiner Arbeitsfreude, zu seinem Herd. Jetzt löst er sein Wort ein. Aber die Gewohnheit hatte ihn wohl schon zu sehr erfaßt, und die Tatkraft lag in den goldenen Jahren begraben. Er nahm Geld auf bei der Kurfürstlichen Kasse, um das alte Leben weiterführen zu können. Damals habe ich denn auch meine letzten Kräfte für die Kinder hergegeben, so daß ich jetzt so jämmerlich zusammensinke."

Tränen standen in ihren Augen und rollten die hageren Wangen herab.

„Ich ergebe mich in Gottes Gnade," sagte sie still. Und nach einer kurzen Pause: „Das übrige wissen Sie. Der Kurfürst verließ mit Hof und Regierung Bonn. Mein Mann hielt sich und seine Familie ohne die Gegenwart seines Gönners für verloren, und ich drängte ihn selbst, dem Kurfürsten zu folgen. Wir fanden uns, als einer den anderen in Gefahr wußte. Und fanden die alte Liebe. Als ich vorhin erwachte, dachte ich darüber nach, und daß eine Liebe nie ersterben kann — wie das Heimweh nie erstirbt."

Sie sprachen nicht mehr. Als die Abendnebel über das Rheintal zogen und alles Licht auslöschten, merkte der Hausherr, daß die Frau eingeschlummert war.

Die nächsten Tage lag sie still und friedlich. Sie war dankbar für jede Hilfeleistung und nahm von den Mahlzeiten, um dem Geber eine Freude zu machen. Die Kinder durften täglich zu ihr, morgens und abends. Auch der Hein stand zwischen ihnen. „Da habt ihr einen neuen Bruder," sagte sie, und die Kinder lachten sich verlegen an.

Zuweilen ließ sie die Fenster öffnen, um das Jauchzen der Kinder im Garten zu hören. Oder ihre Augen folgten der Richtung, die die Höhenzüge nahmen, und suchten am Horizont die Türme Bonns, der Heimatstadt, in der sie Frau und Mutter geworden war — und glücklich. Ja, auch das. Heute wußte sie es. Heute, im Unglück.

Der Hausherr aber wußte, daß der Verfall ihrer Kräfte nicht mehr einzuhalten war. —

An einem Tage brachte der Joseph ein Zeitungsblatt aus

dem Dorf mit heim, in dem die glückliche Flucht des Kurfürsten nach Westfalen und die mancherlei Abenteuer seiner Räte und Diener auf der beschwerlichen Reise beschrieben standen. „Der Hofmaler Peter Paul Tiebes," so lautete die Schlußnotiz, „geriet bei Mülheim zwischen die österreichischen Marschkolonnen, fiel mit dem Pferd und mußte, weil tot, zurückgelassen werden."

Der brave Bursche hielt das Blatt in der Tasche, bis er seinen Herrn gewahrte. Verstohlen winkte er ihm zu, damit die Kinder nichts bemerkten.

„Was ist geschehen, Joseph?"

„Här, ein Unglöck kütt nie allein. Die ärm' Kinder!"

„So sprich doch!"

„Der Dut well enen Anfang han, Här," und er nahm vorsichtig die Zeitung aus der Tasche.

„Der Tod?"

Mehr sagte er nicht. Er hatte mit einem Blick den Bericht überflogen und die Schlußnotiz gefunden. „Der Hofmaler Peter Paul Tiebes ..."

„Requiescat in pace," murmelte er und machte mechanisch das Kreuzzeichen.

Die Kinder schlichen herbei. Ihr Instinkt leitete sie; und sie sahen das ernste Zeichen. Plötzlich waren sie verstummt. Ihre ängstlichen, unruhigen Augen bettelten den Hausherrn an.

„Kommt einmal zu mir, Barthel, Johannes und Sibylle."

Scheu drängten die drei heran. Dann fragte Barthel und kämpfte das Würgen in der Kehle nieder: „Mutter?"

„Noch nicht, Barthel. Wir werden sie noch bis morgen haben. Halt dich, Junge. Euer Vater" — und er zog

Johannes und Sibylle in die Arme — „Kinder, euer Vater ist gestorben."

Barthel streckte sich kerzengerade, drehte den Kopf nach links und drehte ihn nach rechts und taumelte in die Hände Josephs. Und Johannes und Sibylle schrien in wildem Kinderschmerz nur immer das eine: „Vater! — Vater! — Du sollst kommen, Vater — —"

„Er ist schon da," sagte der graubärtige Mann und zog die fassungslos Weinenden fester an sich. „Wenn ihr mich wollt, werde ich es sein. Was meinst du, Barthel, wollen wir es versuchen? Kommt, wir wollen einen kurzen Spaziergang um die Weingärten machen. In Gottes freier Natur findet sich der Mut am schnellsten wieder. Und ich will euch erzählen, wie euer Vater dahingeschieden ist. Er starb wie ein Kriegsmann."

Die Tränen rannen noch. Aber die Augen der Kinder blickten gespannter. Und leiser weinend umringten sie den Erzähler.

Der winkte Joseph zu sich und befahl ihm leise, an der Tür des Turmzimmers zu bleiben. Und nun schritt er mit den Kindern durchs Gartentor ins Freie, Johannes und Sibylle an der Hand, und der Hein hatte dem Barthel die Hand gereicht. Ein Stück bergauf schritten sie, bis an das höher gelegene Weinland, denn dort war ein Aussichtsplatz von weiter Schönheit, und der Mann mit dem klaren Blick rechnete mit der weiten Schönheit und der wundertätigen Wirkung der Natur.

Noch ein paar Schritte tat er. Dann wandte er sich um, und die Kinder mit ihm. Und die Kinder vergaßen das Weinen und standen stumm und staunend.

Riesengroß hing die Feuerkugel der Abendsonne über

den Eifelbergen, glitt tiefer und tiefer, und schwand. Ihre Farbenpracht aber ließ sie noch zurück wie eine Hochzeitsschleppe, die über Himmel und Erde glitt. Und der Wolkenzug war purpurn, und der Rheinstrom lauteres Gold, und eine große Feierlichkeit lag über den Bergen.

Da erzählte der Mann, den die Dorfleute den Eremiten nannten, von dem Reitertod Peter Paul Tiebes' und schmückte ihn aus mit Purpur und Gold, und eine große Feierlichkeit lag über den Herzen der Kinder. — —

Bei der Rückkehr meldete Joseph seinem Herrn, daß die Frau unruhiger wäre als sonst.

„Sorg, daß die Kinder tüchtig zu Abend essen, Joseph, und bleib bei ihnen. Du kannst ihnen Geschichten erzählen oder sie selber zum Erzählen bringen. Nur daß die Nacht vergeht."

Er selber stieg hinauf in die Turmstube. Bei seinem Eintritt erwachte die Frau.

„Licht," flüsterte sie. „Ich sehe nichts. Und ich muß — Ihre Augen sehen —"

Er entzündete die dicken Wachsstöcke auf den Kerzenhaltern und beugte sich freundlich über sie.

„Wie feierlich das ist," sagte sie und sah großen Auges in die Lichtfülle. „Wie in der Kirche ..." Und nachdem sie einigemal tief Atem geschöpft hatte, so, als müsse sie nun ihre letzten Kräfte sammeln, fügte sie hinzu und ließ den Blick nicht von dem Licht: „Ich weiß es, daß ich sterben muß. Es ist nicht mehr weit."

Und er fragte sie so mild, wie er es vermochte: „Sehnen Sie sich nach geistlichem Zuspruch, Frau Tiebes?"

Sie dachte angestrengt nach. „Ich meine — ich wäre

Gott nie so nahe gewesen. Und ich darf Ihnen nicht noch mehr — Beschwerde machen."

„Sie machen mir keine Beschwerden, Frau Tiebes."

Hinter ihrer Stirn arbeitete es krampfhaft. Sie wollte die Gedanken zwingen, standzuhalten, und sie zwang sie.

„Die — Kinder!" stieß sie hervor. Und plötzlich sah sie ihm ins Gesicht, angstvoll und erwartungsvoll.

„Ihre Kinder, Frau Tiebes, haben heute abend gelernt, ihren Vater in mir zu sehen."

Ihre Hände suchten nach seiner Hand. Als er sie ihr entgegenstreckte, hielt sie sie fest umklammert.

„Sie sollen — Ihnen gehören? — Der Barthel? Der Johannes? Die Sibylle? — Es ist eine gute Hand, in die sie kommen — eine gute Hand — —" Die Gedanken setzten aus. Sie wurde aufs neue unruhig. Und plötzlich schrie sie auf, daß es von den Wänden gellte. Der Notschrei der Mutter um ihre Kinder.

„Barthel, Johannes, Sibylle! Kinder, Kinder, wo seid ihr? Ich kann euch nicht verlassen! Ich kann nicht von euch! Ich — kann nicht."

Er legte seine Hände um ihr Gesicht, damit sie seine Nähe spüre. „Frau Tiebes, Sie empfanden es selbst, daß die Kinder in guten Händen wären —"

„Keine Mutterhände," stammelte die Frau, „keine Mutterhände ..." Und in ihren Augen lag das Entsetzen. „Um den Barthel — nein — um den Barthel sorg' ich nicht. Aber der Johannes — wird mich brauchen — und die Sibylle — wird mich brauchen —" Und wieder steigerte sich ihre Stimme: „Oft, oft, oft werden sie mich brauchen, und ich bin nicht da! Mein heißblütiger Jung'! Mein wild Mädchen! Das Leben ist kein Tanz. Und

ihr tanzt — tanzt — und ich hör' euch weinen. Die Sibylle hör' ich weinen, ganz still, ganz für sich hin, wie sie es tut, wenn sie weint. ... Sibylle, Sibylle — mein lieb klein Mädchen! Herrgott, wie kannst du die Mutter fortrufen — wie kannst du mir die Kinder nehmen? — Ich kann nicht fort. Ich kann nicht ..."

Und das Zimmer war voll von der Stimme der Mutter, die nicht loskonnte von den Kindern und Gott bestürmte mit allen Waffen ihres Herzens. „Hab ein Einsehen, Gott! Hab nur diesmal ein Einsehen! — —"

Ermattet sank sie zurück. Ihre Augen irrten umher, als suchten sie Hilfe, und kehrten zu dem fremden Manne zurück, der ihr sacht den Schweiß von der Stirn wischte.

„Ich versündige mich," sagte sie tonlos. „Ich weiß es."

Und der geduldige Pfleger erwiderte: „Eine Mutter, die um ihre Kinder kämpft, kann sich nicht versündigen. Auch vor dem Himmel nicht. Denn Gott sieht auf den Urgrund aller Dinge. Und ein Mutterherz ist ein heiliges Ding."

„Wer sind Sie?" fragte die Frau. „Wer sind Sie — daß Sie so sprechen? —"

Er sah, daß ihre Glieder sich streckten, daß der Krampf sich löste. Und er wartete, bis auch ihr Atem ruhiger ging. An ihrem Bett saß er wie vorher und hielt ihre Hand. Und in die Stille hinein sprach er, um ihre kreisenden Gedanken abzuziehen, um ihrem Schicksal die Schwere zu nehmen durch anderes Schicksal.

„Ich bin ein Mensch, Frau Liebes, der schon bei Lebzeiten durch alle die Schmerzen hindurch mußte, die andere erst in ihrer letzten Stunde empfinden. Ich hatte ein Weib — und durfte sie nicht Frau nennen; ich habe einen

Sohn — und darf es nicht verkünden. Nicht einmal ihm selbst. Nicht einmal das. Glauben Sie mir nun, daß ich alles Schwere verstehe?"

Sie lag ruhig atmend, mit dem Blick nach dem Licht. Dann schloß sie still die Augen.

Der Pfleger schwieg. Aber in ihm war es laut geworden, von Stimmen, die aus der Ferne kamen, weit her, und seine Jugend stand auf, für ihn, gegen ihn, und die Vergangenheit erhob sich rings um ihn her, geweckt durch die Frage der fremden Frau: Wer bist du?

Wer bin ich? fragte er sich leise. Wer war ich und wer bin ich geworden?

Da lag die Heimat, sein Jugendland. Und sein Vatersname zählte zu den machtvollsten am Rhein.

„Wer bist du?" fragten die Stimmen. „Gib dir selber die Antwort, die diese Sterbende um ihrer Kinder willen verlangt."

Und eine andere Stimme sprach in ihm, und er wußte, daß es die seine war: „Es ist so wenig und so viel. Ich wár der zweite Sohn und wurde im Pagenkorps erzogen, als junger Offizier. Ich hätte einmal ein paar Güter geerbt, wenn mein Bruder zur Regierung des Ländchens kam. Und ich liebte mit aller süßen heißen Knabenliebe ein Mädchen aus einem verarmten gräflichen Hause, ein rheinisch Kind wie ich. Schon hatte ich in ein paar Bataillen gefochten und im Kugelregen gestanden und jubelnd meine junge, drängende Kraft verspürt — da rief man mich zurück. Die Familien- und Parteipolitik rief mich zurück, denn sie hatte eine anders geartete Beschäftigung für mich. Ein gefürsteter Bischofsstuhl wurde in absehbarer Zeit vakant. Es war wohlbegründeter Verdacht, daß er

von einer Partei besetzt werden würde, deren Interessen den unseren nicht entsprachen, deren Machterweiterung uns nicht genehm sein konnte. Zwei kurfürstliche Stimmen waren mit uns im Bunde. Mich wollte man präsentieren. Ich hatte den rein weltlichen Stand zu verabschieden."

„Und du tatst nichts?" fragten die Stimmen. „So schwach warst du?"

Und die andere Stimme, die die seine war, entgegnete: „Es half nichts, daß ich mich sträubte und auf meinen geliebten Beruf hinwies. Man sagte mir, daß ich diesen Beruf von wichtiger Stelle aus noch besser ausüben könne. Es half nichts, daß ich meine fragwürdigen Kenntnisse ins Treffen führte. Man sagte mir, ich würde das Wesentliche schnell ergänzen, und für das übrige wären meine Räte da. Und es half nichts, daß ich verzweifelt von meiner Liebe sprach. Man sagte mir, daß der Graf seine Tochter vor wenigen Tagen an einen französischen Marquis, der in Straßburg lebe, verheiratet habe. Da gab ich nach.

„Und ich kam nicht mehr zur Besinnung. Die Vorbereitungszeiten wurden beschleunigt, ich war geistlich und wußte es kaum, ich übte Funktionen aus, die nur als Sprungbrett dienten, und wurde in ein Domkapitel berufen. Als ein paar Jahre später die Wahlen notwendig wurden, waren Opfer und Mühen umsonst gewesen. Die Gegenpartei blieb Sieger mit einer Stimme Mehrheit. Ich ging nach Rom und wurde mit einem klingenden Prädikat in die Regierungsmaschine eingestellt. Jahre blieb ich dort. Jahre, die keinen Inhalt hatten. Aber das Heimweh fraß mir am Herzen. Da führte mich eine

Sendung über die Alpen zurück, nach Straßburg. Fast vierzig Jahre war ich alt geworden."

„Sprich weiter," forderten die Stimmen.

„Still," sagte der Mann und hob die Hand.

Aber die Stimmen in ihm gaben nicht Ruhe.

„Sprich zu uns. Gib Rechenschaft. Wir müssen es wissen, wer du bist."

Da ließ er die Hand sinken und antwortete den Stimmen der Stunde.

„Ich sah die geliebte Frau wieder. Sie war schmal und blaß geworden, und in ihren Augen stand das Heimweh nach der Jugend und dem Jugendland. Sie war nicht heimisch geworden im französischen Elsaß und nicht heimisch an der Seite ihres Gemahls, der die Abenteuer des Salons liebte und deutsche Gefühle nicht verstand. So sahen wir uns und sprachen vom Rhein, an den sie sich sehnte, und wir hörten ihn seine Märchen ans Ufer flüstern wie in alter Zeit und hörten zwei junge Menschen ihre Liebesmärchen am Ufer flüstern — aus alter Zeit. Wie lange lag das dahinten, und längst wußten wir voneinander, weshalb man uns getrennt hatte, und daß der Wille unserer Väter entschieden hatte. Das Heimweh aber trieb uns zusammen.

„Ich denke darüber nach, wie es gekommen sein mag, da wir doch nicht mehr die Jüngsten waren und nicht leichtsinnig von Blut und Gedanken. Aber es mußte wohl sein, daß einer im Auge des anderen das Heimweh las und jeder sich mühte, es dem anderen zu erleichtern. Oder auch, daß in dieser Qual einer im anderen seine liebsten Erinnerungen fand und danach griff, als könne er damit das Leben zurückschrauben. Nie hatte ich geist-

lich werden wollen, sie nie diesen Mann heiraten. Das waren die Sünden der Väter, aus denen die Sünde der Kinder geboren wurde. Wir liebten uns. — —

„Ich weilte noch immer in Straßburg, als ihr ein Sohn geboren wurde. Da sprach ich sie zum letztenmal. ‚Wir beide,' sagte sie, ‚lieben uns so sehr, daß wir über die Maßen glücklich wurden. Soll das kleine Menschenkind die Buße für uns bezahlen? Wir haben sie zu bezahlen, wenn sein Leben nicht unter unserer Liebe leiden soll, und weil wir uns so reich gemacht haben, wollen wir auch das Schwerste wählen: den Verzicht der Gemeinsamkeit. Denn du hast ihm keinen Namen zu schenken. Ich werde furchtbar leiden.'

„Ich begehrte auf. Ich entwarf hundert aberwitzige Pläne. Aber sie erwiderte immer nur: ‚Das Kind. Und unsere Liebe ist ja dennoch größer als das Leid. Sei stark wie ich — und geh.'

„Da ging ich, und die Buße ging mit mir, daß ich nicht von meinem Sohne sprechen durfte. Wieviel wird sie geweint haben in der Einsamkeit. Wie wird sie mit ihrer Qual gerungen haben, als der Knabe zum erstenmal ‚Vater' lallte. Aber die Mutter in ihr wuchs über das Weib in ihr hinaus, und sie ebnete dem unschuldigen Kindlein wortlos den Lebensweg. So büßte die Mutter das Heimweh ihres Herzens. Mir aber lag die Buße noch ob und bleibt mir bis ans Ende meiner Tage."

Da schwiegen die Stimmen, und die Stille war so groß, daß der Mann auffuhr aus dem Nebel der Bilder und nur noch die Sterbende gewahrte, mit der er allein war.

Er erhob sich und beugte sich über die Frau. „Frau

Tiebes," fragte er, als hätte er alle die Zeit nur zu ihr gesprochen, „hören Sie mich?"

Die Frau schlug die Augen auf, groß und ruhig.

„Sie ist tot, von der ich Ihnen heute abend sprach, Frau Tiebes. Sie ist in den Straßburger Schreckenstagen gemordet worden, weil sie die Frau ihres Mannes war, zu dem sie sich um des Knaben willen bekannte. Ich sah es — ich. Wehrlos sah ich es. Und nahm den Knaben und flüchtete mich mit ihm hierher. Frau Tiebes, deshalb erzählte ich es Ihnen. Damit Sie die Hand kennen, in der nun auch Ihre Kinder sind. Und wenn Sie die Frau, die ich meine, im Himmel wiedersehen, so sollen Sie ihr sagen: Ich hätte als kirchlicher Würdenträger resigniert, und die Resignation sei von der Kirche bewilligt worden. Mein Leben gehöre nur noch dem Jungen, und sie brauche nicht zu weinen. — — — Für diese Botschaft übernehme ich nun Ihre Kinder."

Die Sterbende sah ihn an, als hätte sie ihn verstanden, und ihre Augen winkten ihm zu.

„Ich danke Ihnen," sagte der graubärtige Mann und streichelte ihre Hand.

Und die Lippen der Frau öffneten sich zu einem schwachen Ton. „Dank, Herr! Ich dank' Ihnen."

Die Stunden rannen hin. Es war nichts mehr gesprochen worden. Einmal war der Joseph an der Tür gewesen, und der Herr hatte ihm einen Auftrag erteilt. Und der Joseph war zurückgekehrt und hatte durch den Spalt der Tür dem Herrn still zugenickt. Dann lief der leise Klang des Ministrantenglöckleins wie ein feines überirdisches Rufen durch das Haus, und auf der Schwelle des Zimmers stand gebeugt ein weißhaariger Mann, und

das Gefäß mit der Hostie hing ihm an einer Schnur auf die Brust herab. Seine milden Altersaugen suchten die Sterbende und wandten sich mit demselben gütigen Blick dem Hausherrn zu. Der neigte den Kopf und ließ die beiden allein ...

Als er nach einer Weile auf ein Zeichen des Priesters in das Zimmer zurückgekehrt war, nahm die Frau die letzte Wegzehrung. Und der schneeweiße Diener Gottes beugte sich aufs neue über sie und netzte ihr Gesicht und Hände mit heiligem Öl und netzte ihre Füße in Kreuzesform und erteilte ihr den letzten Segen. Ihre Augen aber hefteten sich fest auf den Alten von der Burg ...

Und die Stunden waren weiter geronnen, bis das erste Dämmerlicht kam. Da winkte die Frau noch einmal mit den Augen. „Beten,“ sagte sie hastig.

Aufrecht stand der Eremit von Breitbach am Bett der Frau. Ihre dünnen, feuchten Finger hielt er in seinen gefalteten Händen eingeschlossen. Und festen und zuversichtlichen Tones sprach er die Sterbegebete.

Ihre Lippen formten die Worte nach. Ihre Augen blieben erwartungsvoll an ihm hängen.

„Die — Kinder — jetzt — — —“

Er stieg die Turmstiege hinab bis zum Treppenhaus und rief mit gedämpfter Stimme hinab. Drunten öffnete sich eine Tür. Joseph meldete sich.

„Bring die Kinder herauf. Es ist Zeit.“

„Auch den Hein?“

„Ja, auch den Hein.“

Hintereinander, von Joseph geführt, kamen sie die Treppe herauf, übernächtig und verstört zu Boden blickend. Jetzt standen sie um ihn her.

„Kinder," sagte er, „eure gute Mutter will jetzt in den Himmel eingehen. Zeigt, daß ihr große tapfere Kinder seid. Seid still und ehrfurchtsvoll an ihrem Lager, damit sie ohne Sorgen scheiden kann. Wollt ihr das?"

„Ja — — —" zitterte es von den Kinderlippen.

„Denn ihr wollt nicht, daß sie euretwegen leiden soll."

„Nein — —."

„So kommt denn in Gottes Namen."

Er führte die drei Kinder in die Turmstube und an das Lager der Frau. An der Wand stand Joseph und hielt Hein bei der Hand. Die dicken Wachsstöcke waren bis auf den Stumpf niedergebrannt. Ihr weißes Licht mischte sich mit dem einfallenden Tageslicht zu einer wundersamen Stimmung.

„Frau Tiebes — die Kinder sind da."

Um den Mund der Sterbenden zuckte es. Ihre Augen glitten von einem Kind zum anderen. Minutenlang. Die Kinder zwinkerten mit den Augenlidern. Sie dachten an das Versprechen, das sie gegeben hatten, und hielten sich krampfhaft. Sie preßten den Atem zurück und versuchten, das Zittern der Gesichtsmuskeln zu bändigen. Da öffnete Johannes den Mund, um Atem zu schöpfen, und es kam ein qualvoller Wehelaut. ...

Und als wäre ein Bann von ihren Kinderseelen gewichen, stürzten sie zusammen vor dem Bett auf die Knie, warfen ihre Arme über die Decke und schrien: „Mutter! — Mutter! — Mutter! — — —"

Mit zwei Schritten war der Herr des Hauses neben dem Lager. Er legte den Arm um die Schultern der Frau und hob ihren Kopf aus den Kissen, damit sie ihre Kinder sehen könne, bis zum letzten Augenblick. Ihre Hände

tasteten über die Kinderhände, über die Scheitel ihrer drei.

„Barthel —"

„Mutter, hier bin ich."

„Guter Junge. Nimm nicht alles so schwer. Laß — die Freude zu dir. — Johannes —"

„Mutter — Mutter —"

„Lerne du — auch aus dem Ernst des Lebens. — Denk an deine Mutter. Verschleudere — dein Pfund nicht."

Ihre Augen wanderten zur kleinen Sibylle. Und das Kind kroch auf den Bettrand und schlang die Arme um den Leib der Mutter und wühlte, vor Schmerz außer sich, den braunen Kopf an ihre Brust.

„Sibylle," flüsterte die Frau, „Liebes — Wildes — dir werd' ich — am meisten fehlen, deshalb — muß ich dich doppelt — segnen. Sei stolz, Kind. Sei immer — stolz."

Ihre Augen wurden unsicher. Ihr Blick irrte suchend im Zimmer umher.

„Wo ist — mein Mann? Wo ist — mein Mann?" Und sie begann seinen Namen zu rufen. ...

„Hören Sie mich, Frau Tiebes?"

Die Frau starrte den Sprecher an. Ein Erkennen sprang in ihren Augen auf.

„Fürchten Sie sich nicht. Ich verkünde Ihnen frohe Botschaft. Sie werden auch drüben nicht einsam sein. Ihr Mann ist Ihnen voraufgegangen und erwartet Sie an der Pforte der Ewigkeit."

Ob sie ihn verstand? Ob ihr Geist schon weiter war und ein Wiedersehen feierte? Ein Leuchten flog über das abgehärmte Gesicht und machte es schön wie in Mädchen-

tagen. Und der Kopf sank über den Arm des Mannes, der sie still in die Kissen legte.

„Ruhe in Frieden, armer Menschenleib. Fahre wohl, unsterbliche Seele."

An der Wand betete der Joseph laut ein Vater-unser.

„Mutter, Mutter," weinten die Kinder und wagten in ihrer Verlassenheit nicht aufzublicken.

„Hein," gebot der Herr, „komm und reich deinen Brüdern und deiner Schwester die Hand. Wir bilden jetzt eine neue Familie. Und ihr sollt mich Vater nennen."

Er wandte sich an Joseph. „Bring sie auf ihr Zimmer. Von morgen an soll der Hein mit den Knaben schlafen." —

Nach einer Weile kehrte der Mann zurück. Er traf den Hausherrn, der den Priester hinausbegleitet hatte, allein und sprach nur leise angesichts der Toten.

„Se sind besorgt, Här. Se han sich zosamme en der Schlaf geweint. Et Sterve lehrt sich nit leicht."

Er ging, den Kopf vor sich hin schüttelnd, an den Tisch und steckte frische Lichter auf den Leuchter. „Mr sin ärme Minsche."

Der Herr legte ihm die Hand auf den Arm.

„Glaub es mir, Joseph, wer stirbt, ist nicht der ärmste. Die ganze Menschenkleinheit spürt nur der, der dabeisteht und helfen möchte und doch nichts ausrichten kann. Nichts, nichts! Das sind die furchtbarsten Stunden im Leben, Joseph, glaub es mir. Diese Erkenntnis der Ohnmacht."

„Ja, Här."

„Und nun öffne die Fenster und laß die frische Morgen-

luft herein. Siehst du, da ist der neue Morgen doch. Und neue Menschenkinder sind in der alten Burg, die schaffen neue Sorgen, aber auch neue Freuden. Was meinst du: wollen wir vor dem Leben den Kopf hängen lassen? Vorwärts."

„Ich packen an, Här!"

IV

In der gewölbten Kapelle, die sich an das Burghaus anschloß, stand der Sarg vor dem Altar. Die Totenfrau aus dem Dorf hatte ihr Amt verrichtet und war still von dannen gegangen. Die Flämmchen der Wachsstöcke leuchteten rot im Tageslicht, das sich durch das Zweigegewirr vor den Fenstern gedämpft nur hereinzustehlen vermochte und über die gemalte Decke des Gewölbes huschte.

Zwischen den herbstlichen Beeten des Gartens, die den bunten Flor der Astern trugen, wandelte der Eremit von Breitbach mit dem schneeweißen Dorfpastor auf und nieder. Er hatte seine Erzählung von den Schicksalen der Frau und ihren Kindern beendet, und der alte Pastor hatte in respektvollem Schweigen zugehört.

„Ich bin von meinen Obern angewiesen worden," sagte er jetzt, „Sie in der selbstgewählten Lebensweise nicht zu stören, auch alle anderen fremden Störungen nach Kräften zu hindern und Sie zu stützen, sollten Sie einer Stütze bedürfen. Aber Sie sind stärker als ich, und Ihre Resignation von Amt und Würden — so hohen Würden — möge Ihnen immerdar zum Segen ausschlagen. Ich danke Ihnen für den menschlichen und geistlichen Beistand, den Sie der armen Frau in letzter Stunde leisteten, und für den Beistand, den Sie den Hinterbliebenen noch zu leisten gedenken."

„Ich werde sie an Kindes Statt annehmen, wie auch meinen Hein."

„So hätten Sie denn über Nacht eine Familie gewonnen und ein neues, sorgenreiches Amt."

„Ich will es zu einem freudenreichen gestalten. Die Familie soll meine Gemeinde sein."

Er reichte dem weißhaarigen Dorfpastor die Hand. „Bleiben Sie uns allen ein wohlwollender Freund, auch wenn wir uns nur zuzeiten sehen. Sie kennen mein Leben und meine Seele, und Ihre Güte hat Ihnen den Reichtum des Verstehens geschenkt."

Der schlichte Geistliche nahm die Hand mit einer Verneigung. „Wir sind Brüder," erwiderte er. „Und heute, da Sie eine reiche Gegenwart und eine noch reichere Zukunft ausschlugen, um in die Einsamkeit zu gehen, fühle ich, daß ich Sie noch mehr als Bruder ehre und liebe. Der Segen Gottes sei mit Ihnen und Ihrem Tun und Lassen."

Dann wandelten sie weiter und sprachen von der Schwere der Zeiten und der Sturmwolke, die über den Rhein heraufzöge, und den Freiheitsmännern, die nicht einmal vor der Freiheit des Gewissens haltmachten.

Am Tor schieden sie mit einem Händedruck.

„Ich werde die Beerdigung morgen früh acht Uhr vornehmen," sagte der Pastor, lüftete ehrerbietig seinen Hut und ging, vom Alter bedrückt und von den Sorgen der Zeit, langsam die Dorfgasse hinab.

Das Tor fiel ins Schloß. Abgeschieden lag die kleine Welt des Burghauses, und die Dörfler gingen leise vorüber. Denn vor dem Tore ragte das hohe Kirchenkreuz, das der nächste Nachbar vor der Pforte aufgepflanzt

hatte, zum Zeichen, daß hier ein Toter den letzten Schlummer schlafe und der Beerdigung harre. — —

Um sieben Uhr früh standen die Kinder und hielten die Kränzlein, die sie im Burggarten gewunden hatten. Auf ihren jungen Seelen lastete die Feierlichkeit der Stunde schwer. Wenn sie miteinander sprachen, taten sie es im scheuen Flüsterton und wagten nicht, sich in die ängstlichen Augen zu blicken.

Dann kam Joseph und trug ein Paar Holzböcke vor das Tor hinaus und stellte sie auf das Plätzchen an der Gasse. Stumm ging er wieder ins Haus, und nun kehrte er wieder mit dem Herrn zurück, und beide trugen sie den leichten Sarg ins Freie hinaus und hoben ihn auf das Gestell. Der Herr aber winkte den Kindern.

„Nun legt alles, was ihr an Blumen und an Liebe habt, hier hinauf.“

„Nicht weinen,“ sagte der lange Barthel zu seinen Geschwistern und trat mit ihnen und Hein, der sich eng zu ihnen hielt, an den Sarg. Und sie hingen die grüne Girlande, die sie aus den Zweigen des Lebensbaumes gewunden hatten, rings um den Sarg und deckten ihn mit ihren Kränzen aus bunten Herbstastern zu, daß das Bett der Mutter ein freundlich Bild gewähre. Aus den Häusern aber kamen die Dorfnachbarn und stellten sich schweigend gegenüber an den Zaun.

Die Glocken erklangen.

Die Dorfgasse herauf kam im Ornat der Geistliche geschritten, im Ornat folgte der Küster und die kleinen Meßdiener. Entblößten Hauptes schaute ihnen die Gemeinde entgegen. Und der Geistliche schritt auf den Sarg zu, entblößte sein weißes Haupt und segnete die Leiche.

Tiefernst zitterten die Töne seiner brüchigen Stimme durch die Luft.

Ganz in sich und die heilige Handlung versunken, wandte er sich und schritt, von Küster und Meßjungen gefolgt, die Gasse hinab der Kirche zu, vor der sich der Dorffriedhof breitete. Vier Männer trugen den Sarg. Keiner hatte die Frau gekannt, und sie erfüllten nur ihre Nachbarnpflicht. Der Herr aus der Burg schritt mit den Kindern hinter dem Sarg. Joseph, der sich mit den Männern und Frauen des Dorfes anschloß, hatte den Kindern brennende Wachsstöcke in die Hand gedrückt.

Und die Glockenschläge schwebten vom Turm hinab über den Friedhof hinweg. ...

Der Sarg wurde hinabgelassen, und der Priester senkte das Kirchenkreuz und segnete das Grab in Kreuzesform, er nahm vom Meßdiener das Weihwasser entgegen und weihte das Grab, und er nahm den Weihrauchkessel entgegen und heiligte es. Feierlich hob die alte, zitternde Stimme das Libera an. Die Weihrauchwolken strichen über die Versammlung.

Da trat Barthel aus der Reihe heraus. Weitaufgerissen waren seine Augen, und er schwankte auf den Füßen. Seine Hände suchten in der Luft. Er taumelte gegen die Kirchenmauer, krampfte sich mit den Händen ein und schluchzte wie ein Verzweifelter gegen die Steine. Kein Wort kam. Nur dies fassungslose Weinen.

Die Kinder blickten scheu zu ihm hin, und die Tränen kamen auch ihnen.

Der Priester sprach die drei Vaterunser. Das erste für die Verstorbene, das zweite für die stillen Schläfer auf dem Friedhof, und das dritte für den, den sie nunmehr

zuerst wieder hier betten würden. Und er nahm die Erde, und er warf sie ins Grab hinab im Namen Gottes, des Sohnes und des Heiligen Geistes. „Requiescat in pace."

Willenlos ließ sich Barthel an die Gruft führen. Er warf die Erde hinab und sah nichts mehr. Und schluchzend taten die Kinder wie er, und der Herr und Joseph und die Nachbarn. Es war der Augenblick, in dem sich die Herzen der Lebenden zusammenzogen vor dem Blick ins Totenreich.

Und sie trotteten hinter dem greisen Führer her ins kleine Kirchlein zum feierlichen Requiem.

* * *

Die Kinder spielten im Burggarten. Aber die rechte Spielfreude wagte sich noch nicht heraus. So suchten sie sich denn bald eine Bank unter einer hohen Kastanie, die ihr braungefärbtes Herbstlaub bis tief auf den Boden niederhängen ließ, und saßen in dem Versteck dicht aneinandergedrängt.

„Was wohl Mutter jetzt tut?" flüsterte die kleine Sibylle, und ihre braunen Äuglein huschten im Kreis.

„Sie denkt an uns," sagte Barthel und blickte geradeaus.

„Mutter ist tot," belehrte Johannes. „Dann denkt man gar nichts mehr."

Und Barthel antwortete ruhig verweisend: „Du kannst gar nichts tun, was Mutter nicht sieht. Und wenn du hundert Jahre alt wirst. Mutteraugen sehen im Tod noch schärfer als du im Leben."

„Wieso?"

Barthel besann sich eine Weile. „Weil es der liebe

Gott so eingerichtet hat," sagte er endlich, „und weil es ein Jenseits gibt und — und — gewiß einen besonderen Himmel für die Mütter."

„Erzähl mal," bettelte die kleine Sibylle.

„Da ist nichts zu erzählen. Mütter stehen doch am meisten aus im Leben. Schon wenn sie uns auf die Welt bringen."

Da herrschte ein atemloses Schweigen unter dem Kastanienbaum. ...

„Sagt mal," flüsterte die kleine Sibylle, der das Schweigen zu lange dauerte, „tut Auf-die-Welt-Kommen mehr weh oder Sterben?"

„Sterben," stieß Johannes hervor und erschauerte in den Schultern. „Ich möcht's nicht."

„Wer ein gutes Gewissen hat," sagte Barthel, „der braucht sich nicht zu fürchten. Habt nur immer eins."

„Nein," klagte die kleine Sibylle. „Sterben tut auch dann weh. Mutter hat's sicher doch weh getan. Ich hab's gesehen."

Der große Barthel nahm die aufgeregten Kinderhände. „Billa, das verstehst du noch nicht. Mutter hat das Sterben weh getan, weil sie uns so allein lassen mußte."

Da sagte der Hein plötzlich knabenernst: „Meine Mutter ist nicht gestorben — man hat sie gemordet. Und meinen Vater auch."

Die Kinder fuhren auf. Entgeistert staunten sie auf ihren Freund, der sich das goldblonde Haar aus der Stirn strich und in stillem Zorn aus seinen blauen Augen schaute.

„Was — was sagst du da, Hein —? Träumst du?"

„Ich träume nicht. Und da seht ihr, daß ihr es besser habt als ich."

„Deine Mutter — ist ermordet worden? — Und dein Vater — auch? Von wem denn nur?"

„Von den gleichen Menschen, vor denen ihr aus Bonn hierher geflüchtet seid." Er hob den Kopf, und seine Augen blitzten. „Wir wollen gegen sie zusammenhalten. Was meint ihr?"

Der große Barthel gab ihm die Hand. „Du kannst dich auf mich verlassen, Hein."

„Und ihr?" fragte der Junge die anderen.

Die kleine Sibylle sah gespannt auf ihren Bruder Johannes. Der zog die Schultern hoch und meinte verächtlich: „Es waren doch fast nur Adlige, die sie drüben geköpft haben. Das hab' ich doch in der Schule gehört. Und der Lehrer meinte — —"

„Euer Lehrer ist ein Esel!"

„Unser Lehrer —"

„Sprich keinen Ton mehr. Ich kann's nicht anhören! War euer Lehrer dabei oder ich? Fragt doch den Joseph, der bei uns in Straßburg Gärtner war und mich im Keller versteckt hielt, als sie mich auch suchten." Und er schüttelte die Hände in der Luft.

Die Kinder wagten nicht zu sprechen. Sie starrten auf den jungen Freund, der so viel erlebt hatte, wie auf ein Wunder, und all ihr eigener Schmerz war vergessen. Dann fragte Johannes vorsichtig: „Wart ihr denn so reich in Straßburg?"

Und der Hein, der sich wieder beruhigt hatte, antwortete: „Mein Vater war ein Marquis."

„Marquis?" echote die kleine Sibylle. „Was ist das eigentlich?"

„Das ist ein französischer Graf und mehr noch."

„Bist du auch ein Graf?“ forschte die Kleine weiter und trat näher an den Freund heran.

Der Hein wurde verlegen. „Ich bin's nicht mehr. Der Oheim will's nicht haben. Weil meine Mutter vom deutschen Rhein war.“

„Das ist doch gar kein Grund,“ meinte Johannes.

„Der Oheim sagt, jeder Mensch müsse sich seinen Adel selber erwerben. Das Glück liege nur in uns selbst.“

„In der Freiheit,“ begeisterte sich Johannes und kannte nur das Wort und nicht seinen Sinn.

Da wandte sich Barthel gegen ihn. „Was weißt du denn von Freiheit? Du meinst wohl, dann würden die Schulen abgeschafft?“

„Gott, du bist ja viel zu langweilig, um das zu verstehen.“

Barthel errötete. „Es ist ja möglich, daß ich schwerfälliger bin als du. Aber die Freiheit hat uns die Eltern gekostet und den Hein die Eltern gekostet. Deshalb wollen wir lieber gar nicht mehr davon reden.“

„Du nimmst auch alles gleich so genau,“ schmollte Johannes. „So arg meint' ich es doch auch nicht.“

Da stand der graubärtige Hausherr vor ihnen, und die Kinder verstummten.

„Ihr habt mich gar nicht kommen hören, so eifrig wart ihr,“ sagte er freundlich. „Und so hab' ich denn manches mitangehört.“ Er setzte sich auf die Bank und zog die Kinder heran. „Wie schön der Abend ist. ... Und wie schön die Heimat ist. ... Kinder, Kinder, macht euch zuerst die Heimat zu eigen, werdet zuerst Heimatsöhne, und dann erst blickt weiter. Dann steht ihr auch in der Fremde euern deutschen Mann. Und das tut not. Es laufen allzu-

viel herum, die ihren ungegorenen Freiheitsdrang und ihre Abenteuerbegierde über ihr Deutschtum stellen und doch nichts tun, als den Fremden die Schuhe putzen und den deutschen Namen verächtlich machen. Kinder, werdet Heimatsöhne, und ihr werdet stark sein."

Er legte den Arm um Hein.

„Auch du. Du bist es deiner Mutter schuldig, die die rheinische Heimat und alles, was dazu gehörte, mehr liebte als ihr Leben. Mehr — viel mehr. Glaube, ohne zu sehen, mein Junge. Deine Mutter spricht aus mir."

Er küßte den Knaben auf die Stirn und erhob sich.

„Wir wollen jetzt zu unserem Grabe gehen und die Kränze auf dem Hügel ordnen, bevor es zu dunkel wird. In den nächsten Tagen pflanzen wir Rosen darauf, die im Frühjahr blühen. Kommt, Kinder."

Die kleine Sibylle schmiegte ihr Händchen in Heins Hand. Der neue Freund hatte einen märchenhaften Schein in ihren Mädchenaugen bekommen. Wie ein verkleideter Prinz schien er ihr. Und sie gingen aus dem Burgtor hinaus, das, vom herbstroten Wein umrankt, in der Abendsonne leuchtete, die Dorfgasse hinab zum Kirchhof. Dort ordneten und schmückten sie in heißem Eifer den braunen Erdhügel.

Ein hohes Kreuz aus Eisenblech stand alter Sitte gemäß vor dem Grab in den Boden eingerammt.

„Es steht immer vor dem letzt geschaufelten Grabe," sagte der graubärtige Mann und wies auf die Inschrift. Da lasen die Kinder in ungefügen Buchstaben: „Heute mir — morgen dir."

„Seht ihr, es ist gar nichts Grauenhaftes um den Tod. Weil er keine Ausnahme kennt. Und deshalb wollen wir

nun frischen und frohen Mutes ins Leben zurückschreiten. Heute mir — morgen dir. Solange aber für mich das ‚morgen' noch nicht gekommen ist, sollt ihr mich Vater nennen. Nicht nur der Hein. Ihr alle vier. Die Mütter im Himmel hören es."

Da drängten sich die Kinder wie eine verlaufene Herde um den Schäfer, der sie heimgeleitete. Und das Burgtor, vom herbstgefärbten wilden Wein umrankt, stand in der Abendsonne wie eine leuchtende Pforte.

„Hier wohnt der Friede," sagte der Vater. „Hier werdet ihr ihn immer finden. Geht hinein."

Und seltsam ergriffen gingen die Kinder hinein und taten in ihren jungen Herzen stille Gelöbnisse. — —

In später Abendstunde trat der Vater noch einmal an die Betten der Schlafenden. Jedem der Knaben strich er in der Dunkelheit leise über das Haar. Über Hein beugte er sich hinab, suchte sein Gesicht und küßte den Jungen. „Ich darf jetzt tagsüber keine Ausnahmen mehr machen," murmelte er. Und er verließ das Zimmer, um sich in das Stübchen des Mädchens zu begeben. Die Kleine warf sich herum und träumte. Sie nannte im Traum Heins Namen und plauderte mit dem Freund. Das ergriff den Horchenden wunderlich. Und es war ihm, als würde das Mitleid mit dem verlassenen Kinde heute schon zur Liebe. Denn sie hatte am nächsten sein Vaterherz berührt. ...

„Joseph," rief er drunten den Hausbesorger. „Joseph, wir müssen die Vorräte mustern. Die Familie will leben."

„En Glöck, dat der Kappes got gerohde is, Här. On et Schwein em Stall. Dat werd dran gläuwe müsse."

„Schön, um die Küche sorg' ich vorläufig nicht. Ich

weiß, du kannst hexen, wenn's drauf ankommt. Aber die Kleider. Hast du gesehen, was die Kinder anhaben? Das ist ihr bester Anzug und muß geschont werden. Wir müssen Werktagsanzüge beschaffen, und die kosten viel Geld."

Der Joseph kraute sich hinterm Ohr. „Nut lehrt bedde," meinte er nachdenklich. „Da könnt se wal ooch ens us ene Gärtner ene Schnieder maache."

„Traust du dich?"

„Wann et wenniger op Schönheit ankütt, trau' ich mech allemol."

Die beiden Männer saßen am Tisch und überlegten. Dann meinte der Herr: „Versuchen könnten wir ja. Geht's nicht, so rufen wir den Dorfschneider." Er blickte auf und sah dem Joseph in die Augen. „Du weißt, daß ich keine Geheimnisse vor dir besitze. Also: was ich hierher geschafft habe, ist wenig. Und an die Mildtätigkeit meiner Familie will ich mich nicht wenden, weil ich für sie verschollen sein will. Heins wegen und —"

„Ich brauch' kein' Gründ'!"

„Da müssen wir also sehr sparsam vorgehen. Für später habe ich schon meine Pläne. Arbeitspläne, Joseph."

„Do sin ich nit bang vör, Här," lachte der Mann. „Mir zwei beide!"

„Weiß ich. Und morgen marschierst du nach Linz. Du mußt den Weg über die Erpeler Ley nehmen, damit du von den Österreichern unbehelligt bleibst. Der Krieg ernährt den Krieg bei Freund und Feind. Laß dich mit dem Tuch nicht kapern."

„Nur nit ängslich! Wer mich kreegen well, muß noch der Anfang maache."

In der nächsten Nacht kehrte der Joseph von der

Wanderung heim. Er hatte das Tuch und hatte weidlich darum gehandelt. Vor den Österreichern war er hoch oben auf den Rheinhöhen sicher gewesen. Und geheimnisvoll setzte am anderen Tage sein Schaffen ein.

Einzeln wurden die Kinder zu ihm in die Küchenstube gerufen, mußten ihren Anzug ablegen und fein geduldig warten, bis er danach den Schnitt genommen hatte. Das war saure Arbeit, und die weiße Schneiderkreide zerbrach ihm fast stündlich in den schweren Händen. Aber die Kinder harrten gern bei ihm aus, denn ununterbrochen wußte er Schnurren zu berichten, und selbst seine Verwünschungen klangen wie lustige Weisheit. Sorgsam führte er die Schere durch den Stoff, und ob er auch vom frühen Morgen bis zum späten Abend tätig war, mehr als einen Anzug schnitt er in zwei Tagen nicht zurecht. Nähen wollte er sie nachher in Bausch und Bogen. Die Finger sollten noch gelenkiger werden.

Aber sie wurden nicht gelenkiger. Und vor dem Kleid der kleinen, feingliedrigen Sibylle packte ihn das Grauen.

„We sech die Engelche draage, dat han ich nit gewooß'," gestand er seinem Herrn, „do muß ene Frau eran."

Eine Frau. Das Wort war ausgesprochen. Und der Hausherr trug es mit sich herum.

Nein, aus dem Dorf sollte es keine sein. Man würde sie aushorchen und mehr noch als bisher Legenden über ihn und das Wesen im Burghaus erzählen. Auch würde ihm der Lohn zuviel werden. Gedankenvoll schritt er durch den Garten, und bei jedem Rundgang wurde es ihm klarer, daß er zu einem Entschluß kommen müsse, daß die Wartung der kleinen Sibylle auf die Dauer nicht allein in Männerhänden liegen könne. Durch das Küchen-

fenster sah er Josephs bekümmertes Gesicht. Da lachte er aus tiefer Brust über den verunglückten Schneider, und beim Lachen kam ihm ein Einfall.

„Joseph, komm einmal heraus.“

Der Mann kam und blickte schamhaft blinzelnd nach seinem Herrn.

„Wird es sehr schwer sein, nach Köln hineinzukommen und wieder heraus.“

„För ene jungk Mädche secher. Awwer dat sin ich och jo längs nit mieh!“

„Du könntest von Königswinter bis Deutz die Post benutzen. Ich höre, daß jede Woche wieder ein Wagen fahren soll. Wie wäre es, Joseph, wenn du deine Mutter herholtest?“

Der Mann fuhr mit dem Kopf in die Höhe. Hinter seiner Stirn kreiste es, schneller und immer schneller, und sein Gesicht färbte sich dunkelrot.

„Här,“ stieß er hervor, und die Freude verschlug ihm aufs neue den Atem. Und dann schrie er aus Leibeskräften: „Här — Här!!“

„Was heißt das? Gefällt dir der Plan, oder gefällt er dir nicht?“

„Och Här,“ stammelte der Mann, „och Här — je dommer der Minsch, je grööter et Glöck.“

„Es scheint dir also Spaß zu machen. Dann bestell das Haus und marschier ab. Ich werde inzwischen deiner Mutter ein Zimmer herrichten.“ —

Acht Tage blieb der Joseph verschwunden. Aber der Herr kannte seinen Mann und sorgte sich nicht. Jeden Abend, bevor es dunkelte, stieg er mit den Kindern auf den Turm und ließ sie durch das Fernrohr blicken und

erklärte ihnen, wonach sie fragten. Und die Kette des Siebengebirges zog sie am meisten an.

„Erzähle mehr, Vater.“

„Ich habe viele Länder der Erde gesehen. Keins so schön wie unser rheinisches Land. Und am ganzen Rhein fand ich nichts, diesem Flecken Erde vor uns zu vergleichen. Ob ich draußen in der Welt mächtige Gebirge sah mit ewigem Schnee auf den Häuptern und Eisgletschern in den Flanken, ob ich phantastisch geformte Gipfel und unendliche Ketten erschaute — nichts, nichts so ergreifend wie dieser stille Zug der sieben Berge. Wie viele Märchen und Sagen hat das Volk hineingebannt, von Schneewittchen bei den sieben Zwergen, von Siegfried, der den Drachen erschlug, vom Helden Dietrich von Bern, der den Riesen tötete, von wilden Jägern, Schatzjungfrauen, glühenden Männern und Heinzelmännchen. Dort oben, auf steil zum Rhein abstürzender Klippe, seht ihr die Ruine Drachenfels ragen. Malt euch das Bild aus: Gipfel bei Gipfel mit einer Burg gekrönt. Die Wolkenburg, die Rosenau, die Löwenburg. Denkt sie euch gegen den Abendhimmel stehen, von der Abendsonne glühend umschmeichelt. Die Stürme der Kriege haben sie hinweggefegt von den Bergen, nicht aus unserer Phantasie.“

„Dort vor uns im Dorf liegt ein großes Burghaus. Wem gehört es?“

„Das ist die Burg der Freiherren von Breitbach, von denen unser Dorf den Namen hat. Einst, vor langen Jahren, war die Burg, auf der wir stehen, mit der anderen dort vereinigt.“

Und die Kinder blickten hinüber und winkten mit den

Tüchern, als grüßten sie ihre ritterbürtigen Brüder und Schwestern.

Und dann sahen sie in der Ferne auch ein Tuch im Winde flattern — —

„Der Joseph!“ schrien sie und stürmten jauchzend Stiege und Treppe hinab.

Der Joseph kam die Dorfgasse herauf. Am Arm führte er sorglich eine Frau von seltenem Körperumfang, die vergnügt drauflos marschierte. Sein Gesicht leuchtete vor Wiedersehensfreude.

„Kinder, Kinder, mr sin da! Wo es der Här? Dat ’s ming Moder, Här.“

Er fuhr sich mit seinem roten Sacktuch tiefatmend über Kopf und Nacken.

Der Hausherr bot der Frau die Hand. „Seien Sie uns allen herzlich willkommen als Mutter unseres braven Joseph.“

Die Frau schüttelte kräftig die dargebotene Hand. „Et is ene Nixnotz, et is ene Nixnotz — on nu well ich mich zuers ens usdonn.“

Der Hausherr blickte lächelnd auf die Korpulenz, und Joseph fing schmunzelnd den Blick auf.

„Der Düwel es nit esu schwarz, we mer ’n mohlt, on ming Moder doch nit esu dick, we se ussüht. Don dich ens us, Moder, on et kütt en ganz schlank Mädche zum Vörsching.“

So hielten Mutter und Sohn ihren Einzug. Und die Freude zog mit ihnen ein.

Als der Joseph die sechzigjährige Frau auf ihr Zimmer geführt hatte, kehrte er zurück und meldete sich bei seinem Herrn. Mit einem Arm hielt er den Hein, mit dem anderen die kleine Sibylle umschlungen.

„Wat han ich en Freud, dat ich wedder zo Hus sin. Ich woren ganz krank vör Heimwieh."

„Du hast wohl eine schwere Reise gehabt, Joseph?"

„Met ming dicke Moder? Och, Här, dat wor öwerall zom Dutlache. Die Postkutsch' wor usgefüllt. Sibbe Röck' hät se, gläuw' ich, übberenand, on wat sons dat nutwendigste es: dubbelt on dreifach. Mer sin doch ohne Paß us dem Dohr erus, do wöre ne Reisetäsch schlääch am Platz gewese. Also alles an et Liew gezoge, bis mer knubbeldick woren, on dann fein spazieregegange on en der Dusterheit me'm Nache öwer et Wasser on en de Postkutsch'. Alles ohn' Hexerei."

„Wie steht es sonst in Köln?"

Und der Joseph berichtete von den jämmerlichen Zuständen der Stadt, die durch die Requisitionen der Franzosen noch jammervoller geworden seien; von der Baufälligkeit der Häuser und dem Schmutz auf den Straßen, die nachts ohne Beleuchtung blieben; von dem Elend der ausgepreßten Bürger, der Schweifwedelei des Senats, der grenzenlosen Überhandnahme der Bettler und Strolche. „Et hillige Kölle süht us we et schlemmste Drecknest op der Welt. Do moß ens ganz ärg usgemeßt werde."

Der Herr nickte. „Vielleicht ist die schwere Schickung gut für Köln. Wo ist das herrliche Köln des Mittelalters geblieben? In Dunkelheit und Schmutz erstarrt. Es kann auch aus dem Unglück ein Glück kommen."

„Da ist Josephs Mutter!" riefen die Kinder.

Die Alte kam herbei, hager und sehnig. Sie strich die Schürze glatt und sah aus lachenden Augen von einem zum anderen.

„Wie sollen wir Sie nennen?“ fragte der Hausherr und reichte ihr noch einmal die Hand.

„Ich heißen Barbara, Här.“

„Also Frau Barbara. Und Sie wollen nun hier die Regierung übernehmen?“

„Ich han se schon öwernomme, Här. Der Jusepp kütt mech nit mieh en de Küche.“

„Sieht es da so schlimm aus, Frau Barbara?“

„Et es Männerwirtschaft. Wo kein' Frau em Hus es, danze Müs on Motte.“

„Na, na,“ wehrte der Joseph, „kritisiere es leicht, äwwer Bessermaache is en Kuns.“

„Ich well dech dat schon lehre, Jüngke. Verloß du dich nor op ding Moder.“

„Leeven Härgott,“ stöhnte der Joseph, „wo de Frau de Botz anhät, es der Düwel Husknääch'. Här, et geiht uns schlääch. Mer wolle se no Kölle zoröckspediere.“

Die Kinder hatten zuerst sprachlos dem Rededuell gelauscht. Jetzt umtanzten sie Mutter und Sohn und klatschten in die Hände. Da griff sich die Frau die kleine Sibylle heraus und hob sie in die Luft. „Du lecker Dingen!“ sagte sie und drückte sie an sich. Und die kleine Sibylle gab ihr einen herzhaften Kuß. —

Beim Morgengrauen war die Alte auf den Beinen. Blitzblank scheuerte sie das Haus, und wenn die Morgensuppe auf dem Herd brodelte, lief sie zur kleinen Sibylle herauf und bürstete ihr das Haar und lief zu den Knaben und sah dort nach dem Rechten. Vor den zugeschnittenen Anzügen schlug sie die Hände über dem Kopf zusammen, und der Joseph traute sich einen halben Tag nicht unter ihre Augen. Abend für Abend saß sie jetzt in der Küchen-

stube, die Nadel in der Hand, und die Kinder saßen um sie herum. Dann erzählte sie Kölner Schnurren, daß das alte Burghaus vom Lachen der Kinder widerhallte und selbst der sorgenvolle Hausherr in seinem Zimmer lauschte und lächelte. Der Joseph aber schlich sich in den Kreis, rieb sich die Hände und brummelte: „Et es nirgends besser als an Modersch Kochpott."

Sie sah verstohlen nach ihm hin, und der Mutterstolz blitzte wohl aus ihren Augen. Aber sie ließ es ihn nicht merken.

Und die Herbstabende sanken schneller herab, und das Dorf ging früher zur Ruhe. Nur im alten Burghaus brannte die Lampe immer bis zur gleichen Stunde, und wo ihr Licht hinfiel, fiel es auf ein frohes und friedliches Bild.

Wenn die Kinder zu Bett gegangen waren, besprach der Hausherr mit Barbara und Joseph, was dem nächsten Tag fromme. Dann nahmen auch sie ihre Lichter, wünschten sich gute Nacht und suchten ihr Lager.

Nur der Hausherr machte Abend für Abend den gleichen Rundgang. Vom Bett der kleinen Sibylle zum Bett der Knaben. „Bist du es, Vater?" tönte wohl schlaftrunken eine Stimme.

Und er antwortete leise und glücksfroh: „Ich bin es, Kinder. Schlaft wohl."

Dann ging auch er zur Ruhe, und das alte Burghaus träumte von vergangenen Tagen, von Bischöfen und Prälaten, die unter seinem Dach geweilt, von vergangenen Tagen voll hohen kirchlichen Glanzes. Und träumte weiter vom Gestern zum Heute, und aller Glanz der Vergangenheit verblaßte vor dem Kinderlachen, das vom Abend her in seinem Gemäuer hängengeblieben war. ...

V

Die Weinlese fiel spät in diesem Jahr, und der schöne Herbst hatte einen schlechten Sommer nicht mehr gutzumachen vermocht. Nur wenige und geringe Trauben hingen an den Stöcken, als man in den ersten Tagen des Novembers die Weinberge öffnete. Man merkte, daß die rings im Quartier liegenden Soldaten schon Vorlese gehalten hatten.

Der Alte von der Burg ließ niemanden die Bestürzung gewahren, mit der er den Segen des Herbstes überblickte. Er berechnete, daß der Erlös gerade für den billigen Mietzins reichen würde, den er an den Prior des Kölner Klosters, des Eigentümers des Burgwesens, abzuführen hatte, und seine Gedanken richteten sich ernst auf den kommenden Winter.

Auch Joseph war nicht so aufgeräumt wie bisher, und als er seinem Herrn den Besuch des Weinhändlers Schmitz meldete, des wohlhabendsten Mannes der Ortschaft, der alljährlich die Trauben anzukaufen pflegte, tat er es mit verdrießlichem Gesicht.

Der Hausherr ging dem Gast entgegen. Es war ein schwerer Mann von gewaltigem Körperbau, der ihn im Hof erwartete, mit gerötetem Gesicht, kleinen, klugen Augen, die aus ihrer dicken Umpolsterung scharf in die Welt zu blicken verstanden, und rötlichweißem Bart und

Haar. Im Alter war er dem Hausherrn gleich, der jetzt elastischeren Schrittes auf ihn zuging und ihm die Hand reichte.

„Treten Sie ein, Herr Schmitz, wir werden diesmal — leider Gottes — unsere Geschäfte recht schnell abgewickelt haben."

„Dat wär' schad, Herr. Die Stund' bei Ihnen is mir immer angenehm." Die Stimme klang tief und rollend.

„Die Stunde wollen wir auch halten. Und eine Flasche werden wir trotz der schlechten Zeiten miteinander trinken können. Sie sind ein so erfahrener Mann, daß ich jedesmal von Ihnen lerne."

Der starkleibige Mann trat ins Haus. „Zu viel Ehre, Herr, wahrhaftig. Ich hab' mir nur den Wind um die Nas' wehen lassen und bin nit im Dorf hängen geblieben. Dat is dat ganze Kunststück." Er setzte sich, und der Holzstuhl knarrte. „Na, da wären wir mal widder. Et is en faulen Herbst."

Der Hausherr holte Flasche und Gläser und schenkte ein. „Willkommen, wie immer." Und sie leerten beide das Glas.

Eine Weile blieb es still zwischen ihnen. Dann sagte der Alte von der Burg: „Es lohnt sich kaum, daß Sie die paar Bottiche besichtigen, Herr Schmitz. Ich schicke sie Ihnen zum Verwiegen, und Sie zahlen mir, was Sie schätzen."

„Ihr Vertrauen ehrt mich, Herr. Ich könnt' Sie schön betrügen."

„Ein Adolf Schmitz betrügt nicht."

„Dat haben Sie gut gesagt. Darauf wollen wir mal trinken."

Er nahm selbst die Flasche und schenkte ein. Schwippvoll bis zum Rande. Und mit Genuß ließ er den Wein hinuntergleiten. Dann wischte er sich umständlich den Bart, faltete die Hände über dem Bauch und meinte: „Die Familie hat sich arg vergrößert. Mr sucht sich sons gewöhnlich enen besseren Herbst dafür aus."

„Waisenkinder können nicht auf einen guten Herbst warten, Herr Schmitz. Darin denken Sie doch wie ich."

„Dat tu' ich, weiß Gott. Aber ich befrag' doch auch meine Geldkatz'."

Der Hausherr lächelte. „Der Sorge war ich enthoben. Und an der Armut kann immer noch einer teilnehmen."

„Herr," sagte der andere mit seinem tiefen Baß, „allen Respekt, Sie sind, wat mer en ganzen Kerl nennt. Entschuldigen Sie, dat ich so frei bin. Aber Männer wie Sie dürfen nit arm sein. Ne, ne, dat dürfen se nit."

„Ich hab' drei Jungen und ein Mädel, da bin ich nicht arm."

„Ich hab' einen Jung', der is schon so schwer wie ich. Aber et Geschäft is auch groß un trägt et. Verstehen Sie mich recht, ich will hier nit protzen. Aber die Magenfrage is die Unterlage von et Leben."

„Meine Kinder haben bis heute noch nicht gehungert," sagte der Hausherr, „und solange ich mit dem Joseph schaffen kann —"

Der starkleibige Mann beugte sich vor und legte ihm die Hand auf den Arm.

„Weiß ich doch, Herr, weiß ich doch. Woher wär' sons mein Respekt? Na, nu will ich Ihnen mal wat sagen. Aus lauter Respekt — aus lauter Respekt kauf' ich Ihnen Ihre Trauben nit ab."

„Aber Herr Schmitz — was sind das für Scherze?"

„Dat sind keine Scherze. Ich kauf' se Ihnen nit ab. Un da können Se mir gute Wörter geben so viel Se wollen."

„Ja — Herr Schmitz — wenn das Ihr Ernst ist — was soll ich denn mit meinen Trauben nur anfangen?"

„Welche dazu kaufen."

Der Hausherr stand auf. Er ging ein paarmal durchs Zimmer und blieb vor seinem Gast stehen.

„Herr Schmitz, Sie sind ein Ehrenmann. Also sagen Sie mir, weshalb soll ich noch Trauben aufkaufen, wenn Sie mir schon die paar Bottiche nicht abnehmen wollen. Das ist doch ein Widerspruch in sich selbst."

Der schwere Mann lachte ein gemütliches, rollendes Lachen.

„Dat is gar kein Widerspruch. Und wenn Se nit der Eremit von Breitbach wären, sondern en Stück Kaufmann wie ich, dann wären Se längst selber dadrauf gekommen, und ich braucht' Ihnen dat gar nit zu sagen."

„Nun bin ich doch gespannt," meinte der Hausherr und zog seinen Stuhl heran.

„Ganz einfach. Sie kaufen in den Dörfern Trauben auf. Sagen wir mal in Menzenberg un Bruchhausen. Die Zeiten sind durch dat verfluchte Kriegspack abscheulich, un die Leute brauchen all bar Geld. Da kriegen Se de Trauben billig. Un dann geben Se sich selber an't Keltern, wat Se nur können. Denn glauben Se 'nem erfahrenen Mann: der Wein wird rar und teuer in de nächste Jahr. Der Krieg hat nit nur 'ne Magen, er hat auch en Gurgel. Und dat ganz bedeutend."

Wieder blieb es still im Zimmer. Der Hausherr sann

vor sich hin. Dann sagte er aus seinen Gedanken heraus: „Ich hatte selbst schon einmal daran gedacht. Ganz flüchtig nur. Und es wäre ein großer Ausblick. Aber es geht nicht."

„Warum soll de Ausblick wohl nit gehen? Dat möcht' ich nu doch wissen."

Da sah der Alte von der Burg seinen Gast offen an.

„Ich habe augenblicklich nur einen Notpfennig. Für alle Fälle. Und den darf ich der Kinder wegen nicht angreifen."

Und der Gast antwortete: „Ich hab' auch einen Notpfennig. Aber ich darf den angreifen."

„Soll das heißen, Herr Schmitz, daß Sie — mir —"

„Ja, dat soll dat heißen. Nix für ungut, dat ich mich einem so vornehmen Herrn aufdräng'."

„Mann, Mann! — Ich hätte ja nie geglaubt, daß ich im Leben einmal — ein Darlehen nehmen müßte."

„Früher hatten Sie ja auch nit vier Kinder. Dat ändert doch die Sach' gewaltig."

Der Hausherr war zum Fenster gegangen und hatte es geöffnet. Von draußen scholl der frohe Lärm der Weinlese herein, aus allen Weingärten, von allen Bergen, trotz des geringen Lohns der Arbeit festtagsfreudig. Und nun hörte er — ganz deutlich — die Stimmen seiner vier. Ihr Jauchzen schwang sich sorgenlos und kinderselig durch die Lüfte. . . . Da atmete er tief, und seine Hand packte den grauen Bart.

„Herr Schmitz — hören Sie sie?"

„Die Burgkinder? Man kennt die Hähn' am Krähen."

„Und das Mädel — —!"

„Die hat en Schmeichelstimm' wie die Engel im Himmel."

Die beiden Männer standen sich gegenüber. Sie betrachteten sich lange, und sie gefielen sich mehr als bisher. Denn einer hatte im anderen den Mann erkannt, den Mann, mit dem es sich lohnte, ein Wort zu tauschen und ein Glas zu trinken.

„Herr Schmitz — Sie haben doch selber einen Sohn und haben ein Geschäft."

„Mein Jung', der is selbständig. Der sitzt in Koblenz un kauft an der Mosel un an der Ahr. Ich hab' für mich dat rechtsrheinische Geschäft. Un et wächst, Gott sei Dank, noch immer Wein genug, dat mer sich über jeden anständigen Menschen, der unter die Weinproduzenten geht, freuen kann. Panscher sind genügend vorhanden, die uns allmitsammen den guten Ruf beschneiden. Dafür trink' ich selber viel zu gern en gut Glas. Na, dat sehen Sie mir wohl an."

Ein Schmunzeln lief über sein gepolstertes Gesicht, und der Hausherr lachte in sich hinein.

„Sie müssen," fuhr der starkleibige Mann fort, „auch nit glauben, dat ich dat so ganz umsons tu'. Ich bin hier über die Leut' durch dat viele Reisen en bißchen herausgewachsen, un nu sitz' ich bei die verdammte Kriegszeit wie die Katz im Loch un möcht' mich doch so gern un über so manches besprechen. Denn mir is, als käm' et noch viel schlimmer für unseren Rhein, un als müßten die rheinischen Männer Fühlung nehmen. Sehen Sie, Herr, dat is et. Die Frau is tot und der Jung' drüben für sich. Lassen Sie mich als zuweilen abends heraufkommen."

Der Hausherr streckte ihm die Hand hin.

„Das hätten Sie auch gedurft ohne Ihre Hilfe. Kommen Sie, so oft Sie nur mögen."

„Wir wollen jetzt mal zunächst dat Geschäftliche in Ordnung bringen. Die Keltergerätschaften stehen ja noch bei Ihnen im alten Kelterhaus. Die Herren Geistlichen haben sich dat früher nit nehmen lassen. Un heut, gegen Abend, gehen mr nach Bruchhausen 'rauf, da is die Lese soweit. Dann zeig' ich Ihnen an Ort und Stell', wie mr sich mit de Bauern darüber unterhält. Schicken Se mr nur vorher den Joseph. Der muß de Geldsack tragen."

„Und — die Sicherheit, die ich zu leisten habe?"

„Die Sicherheit — dat is mr Ihre Freundschaft un — der Wein, den Se keltern."

„Dann ist's gut. Und ich hoffe, der Wein wird Ihnen so danken wie meine Freundschaft."

„Dat hoff' ich auch. Un nu grüßen Se mr Ihre vier Burgkinder un lassen Se sich et Mittagessen gut schmecken. Bis nachher denn."

Elastisch wie ein Jüngling schritt der Hausherr durch den Garten zurück und zu seinem Weinberg. Da lasen Barbara und Joseph, der Hein, der Barthel, der Johannes und die kleine Sibylle in die Bütten und stürzten sie in die Bottiche. Und sie sangen sich die Neckverse zu, die sie von den Winzern und Winzerinnen in den Weinbergen ringsum aufgefangen hatten, und schrien vor Vergnügen.

„Junge müsse Wasser holle,
Mädche müsse schüere.
Schüere mer nit,
Da blänk et nit,
Da kütt och dinge Freier nit."

Und die Jungen schrien es Sibylle zu, die mit einstimmte, und der Joseph sang es und die Barbara:

„Mädche, wann de freien wells,
Da frei am Pitter Jupp,
Dä hät ene linge Kiddel an
Un schlägt de Fiddelasupp.“

Und der Joseph ahmte mit Grunztönen das Musikinstrument nach, und die Kinder wollten sich ausschütten vor Lachen.

Wie das Bild dem Alten von der Burg wohltat. Seine Augen blitzten auf bei all dem jungen Leben um ihn her, und er spürte die eigene Jugend zurückkehren und durch das Blut rollen. ‚Herrgott, fünfzig bin ich, fünfzig erst und heiß' der Alte.‘ Und er stieß, wie in seligen Knabenzeiten am Rhein, einen Juchzer aus, der von den Berglehnen widerhallte und nah und fern jauchzende Antwort weckte.

„Der Här, der Här!“ rief der Joseph und riß staunend die Augen auf. „Ha' mer geerwt?“

„Rheinisch Blut haben wir geerbt und rheinischen Mut!“

„Mer muß Gott för alles danke,“ meinte der Leichtbefriedigte und nahm seine Arbeit wieder auf.

Der Herr kam durch die Weinstöcke auf sie zu. Er prüfte mit den Fingerspitzen die Beeren wie ein alter Sachkenner. „Hör mal, Joseph, ich wollte dich etwas fragen. Kannst du nur Trauben lesen, oder kannst du auch Wein keltern?“

„Här, ich kann alles, wat verlangt werd.“

„Hä es sugar ene perfekte Schnieder,“ warf die alte Barbara ein und beugte sich tiefer zwischen die Weinstöcke.

„Krieg du dich bei dinger eige Nas'. Wiever han lang Röck, äwwer kurze Verstand.“

„Maach mr kein gecke Männcher, Juseph. Et steit nit zu dinge schön Geseech'.“

„Wann mer de Fraunslück nit babbele läß', weer'n se vör der Zick al un gries," schloß Joseph den Disput. „Also, Här, ich kann alles, wat verlangt werd. Da kann mer sich op verlosse we op en Evangelium."

„Und wenn du es noch nicht kannst, so wird es eben gelernt. Heute abend geht's nach Bruchhausen, zum Traubeneinkauf. Bis jetzt haben wir geträumt. Morgen soll's mit Gott und unserer Freude an die Arbeit gehen."

Es war ein seltsamer Zug, der sich in der Abenddämmerung den Höhenweg hinauf nach dem Dorf Bruchhausen bewegte. Vorauf marschierte Joseph, und hinter sich zog er den alten Stallesel, der am Leibgurt zwei kurze, pralle Säcke trug. In geringer Entfernung folgten der Eremit von Breitbach und der starke Weinhändler Adolf Schmitz, beide in Jägerjoppen und Schmierstiefeln. Nach einer Viertelstunde war das Plateau erreicht. Da lugte schon aus der Mulde heraus das freundliche Westerwalddörfchen.

„Mir wolle uns mal verpuste," meinte der schwere Mann. „Dat soll nit aussehen, als ob mir uns wegen dere ihre Trauben extra so geeilt hätten. Beim Handel kommt alles auf kalt Blut an." Und er wischte sich den Schweiß.

Sein Begleiter stand und blickte über die Felder. „Da hoppelt ein Has — und dort ..."

„Sind Sie Jäger, Herr? Oho, dat wär eine feine Überraschung."

„Ich habe viel gejagt in meiner Jugend. Und später war mir das Weidwerk oft ein Trost."

„Ja natürlich. Sie tragen doch dat grüne Kamisol nit aus Afanzerei. Weidmannsheil, Herr. Dat is meine

Jagd hier oben, vom Honnefer Graben bis auf die Erpeler Ley. Un eine ganz ausgezeichnete Jagd."

„Sie sind ein glücklicher Mann, Herr Schmitz, Wein und Wildbret."

„Dat Glück will ich gern mit Ihne teile. Die Jagd kostet bei dem Kriegslärm einen Pappenstiel. Die Gemeinden sind froh, wenn sich überhaupt en Pächter meldet. Treten Sie ein, un wir machen Halbpart."

Mit leuchtenden Augen blickte der andere über das Revier. „Wie schön das ist, Wald und Feld und Stoppelacker. Und die Flinte unterm Arm hinter dem Hund her. Die Kraft der Glieder spüren und das scharfe Auge! Wie das auffrischt und Herz und Seele freimacht in der freien Natur. Herrgott! — — — Nein, ich schwärme. Es geht nicht."

„Ihren Kindern könnte dat gar nix schaden, von Zeit zu Zeit en saftigen Braten. Dat fördert et Wachstum."

„Den Kindern. Das glaub' ich auch. Aber — wir sprechen noch darüber. Wenn ich den ersten selbstgekelterten Wein verkauft habe."

„Der is schon so gut wie verkauft. Dat lass' ich mir nit nehmen. Für die Konkurrenz schafft der Adolf Schmitz keinen neuen Winzer, so weit geht meine Gutmütigkeit nu doch nit. Also nächste Woch' gehen wir auf die Jagd. Dat bleibt dabei. Un nu wollen mer machen, dat wir nach Bruchhausen kommen."

In den Häusern brannten schon die Öllampen, als sie durch die Dorfgasse zogen. Aber der weinkundige Mann kannte auch in der Dunkelheit seine Leute. Einmal trat er links an ein Haus, einmal rechts und pochte an die Läden. Dann hielt Joseph den Esel an und klopfte schein-

heilig auf die kurzen, prallen Geldsäcke. Die Fenster taten sich auf, und eine Bauernstimme fragte nach dem Begehr.

„We es dat met de Druve, Pitter?"

„No, et wern zehn Legel sin."

„Ich kann nit sage, dat ich sie nüdig hätt. Awwer us ale Freundschaft — der Herbst es nur zwei Dribbel an Wert gegen et Vorjahr."

„Ich han minge Druve ooch nit gestohle."

„Dat 's mr egal. Schlecht Wedder muß mer met en der Kauf nemme. Juseph, maach ens der Geldsack op."

Da schnürte Joseph den einen der Geldsäcke auf und liebkoste die Taler, daß sie leise zwischen den Fingern klingelten.

„Maach flöck, Pitter, ich han noch mieh zo don."

Der Bauer räusperte sich. Er wußte, daß das Angebot des Mannes da galt und kein Feilschen möglich war. „Noch en Drinkgeld, Herr Schmitz."

„Dann rechen us, wat du krigs."

Der Bauer rechnete auf der Fensterbank und nannte die Summe.

„Stimmt. Juseph, zahl us." Und während Joseph die Talerstücke dem Sack entnahm und auf der Fensterbank aneinanderreihte, sagte der Händler noch: „Die Druve brings du in et Kelterhus von de Obere Burg en Breitbach. Morgen in der Fröh. Gode Nacht." Und der Zug setzte sich wieder in Bewegung bis zum nächsten Winzerhaus. „We es dat mit de Druve, Jan?"

Das dauerte, bis alle Sterne am Himmel standen und die Säcke geleert waren. In später Nacht langten sie in Rheinbreitbach an. In der Burg war nur die alte Barbara noch auf. Der Weinhändler verabschiedete sich kurz.

„Morgen früh komm' ich zum Keltern. Angenehme Ruh, Herr Nachbar. Gode Nacht, Jusepḥ."

Als der Hausherr durch das Schlafzimmer der Kinder schritt, war der Hein noch wach. „Vater, ich mußte dich noch einmal sehen."

„Gib mir einen Kuß, Jung. Das war ein froher Tag. Nun kommt erst das wirkliche Leben." —

Und es kam. Kaum graute der Tag, da fuhren schon die Bruchhäuser Bauern ihre Trauben vor das alte Kelterhaus der Burg. Und der Joseph grüßte mit lachendem Gesicht den Hausherrn und die Kinder, die heute alle heran mußten zum Helfen und Schaffen, und den schlafgeröteten Adolf Schmitz, der sich seit Jahren nicht so früh aus den Federn gemacht hatte, es wäre denn der Jagd wegen gewesen.

„Na, nu herein in die Bütten."

Und die Kinder bekamen Säcke über die Kleider gebunden und sprangen jauchzend in die Trauben hinein, daß der Saft spritzte, und der Joseph half mit seinen schweren Stiefeln nach, bis dunkelrot die flüssige Masse quoll und in die Bottiche abgeschüttet werden konnte.

„Dat sieht nit besonders lecker aus," meinte Adolf Schmitz, „aber all de Dreck gärt aus dem Most heraus oder schlägt sich später als Hefe nieder. Laßt dat man erst so'n blitzblank Weinchen werden, un de feinste Dam' trinkt dadrin mit euch Brüderschaft."

Und die Kinder sprangen und stampften und sangen dazu aus voller Kehle:

„Herr Bruder zur Rechten, Herr Schwager zur Linken,
Wir wollen einander ein Schmollis zutrinken!
Auf das Wohl der Allerschönsten, die da lebet auf Erden,
Von der ich einst wünsche geliebet zu werden."

Und der Joseph ließ seine Wasserstiefel wie ungeheure Mostkolben arbeiten und sang dazu wie ein Wüterich immer den gleichen Vers:

„Bumsvallera, die Welt ist wunderschön —
Bumsvallera, die Welt ist schön!"

Da füllten sich die Bottiche schnell, und als der Mittag kam, schwamm der Most in den Kufen, und die Kinder saßen heiß und erregt von ihrer ersten Lebensarbeit um den Tisch bei der Barbara.

„Jetzt bringen wir ihn auf die Lagerfässer," belehrte der Weinhändler, „da kann sich der Federweiße vier Wochen lang ausstürmen. Dann setzt sich die Hefe schön unten im Faß, und der Wein klärt sich. Im Februar stechen wir ihn von der Hefe auf frische Fässer ab un im April zum zweitenmal. Im Sommer is der Wein trinkbar. Länger Lagern wär besser, aber für Franzose und Kroate wollen mer doch nit gern dat Beste hergeben. Dat wär wahrhaftig nit patriotisch."

Von dieser Stunde an konnte man die massige Gestalt fast täglich ins Tor der Burg einbiegen sehen. Und die Männer besprachen die Behandlung und Pflege des Weins und die Anlegung neuer Weinberge im Frühjahr. Oder sie stampften in ihren schweren Hüftstiefeln durch den Schnee, der bald schon niedersank und Weg und Steg verwischte, die Flinte auf dem Rücken, die Jagdtasche an der Seite und die kurze, qualmende Tabakpfeife im Mund. Und wenn sie heimkehrten, freute sich Frau Barbara und wetzte haarscharf das Messer, um den Hasen aus seinen sieben Häuten herauszuschälen. Die Kinder aber bettelten mit heißen Augen, man möchte sie das nächste Mal mitnehmen. Wie die Jagdhunde wollten sie das Wild appor-

tieren. Un wie eine junge, ausgelassene Meute stürmten sie durch den Schnee und jagten die Hasen den Jägern zu und tummelten sich mit roten Backen und flockenbesätem Haar in der gesunden Kälte. Hell wie Falkenschreie drangen ihre Jagdrufe zu Tal.

„Dat sin die Burgkinder," sagten die Leute im Dorf, horchten noch einmal und gingen ihrer Arbeit nach. —

Um diese Zeit, an den langen Adventsabenden, nahm der Hausherr den Unterricht auf. Der Barthel konnte schon Latein und Griechisch. Dafür plapperten der Hein und Johannes und Sibylle Französisch wie ihre Muttersprache. Zu lesen und zu schreiben vermochte aber selbst die kleine Sibylle.

Es war ein einfaches Programm, nach dem der Hausherr lehrte. Außer den Elementarfächern bestand es in der Hauptsache aus Geschichte und Erdkunde, Tier- und Pflanzenkunde, Deutsch und Zeichnen. Das Sprechen fremder Sprachen wurde auf den Spaziergängen betrieben. Die Grammatik sollte erst später folgen. Die Stunden aber, die die Arbeit des Tagewerks freiließ, gehörten der körperlichen Erziehung, die die Muskeln stählte und den Blick schärfte.

Draußen vor dem Burgtor lag die Welt verschneit. Die große Öllampe auf dem Speisetisch aber leuchtete einer anderen Welt. Da saßen die Kinder um den Tisch herum, die Schreibhefte vor sich, und zeichneten ein, was der Vater sagte. Oder sie saßen weit vorgebeugt mit halbgeöffneten Lippen, als müßten sie in sich hineinsaugen, was der Vater erzählte von fernen, fremden Ländern und ihren Sitten, von Griechen und Troern und dem Römerzug ins germanische Land, immer weiter den Rhein hinab, den

Rhein, an dem sie selber aufwachsen durften; was er erzählte vom Gewittersturm der Völkerwanderung und dem Einzug des Christenglaubens die Rheinstraße entlang; von der Nibelungen Not; von der sehnsüchtigen Liebe aller deutschen Könige und Kaiser für den Rhein, der die Königswahlen an seinem Ufer sah, und vom alten Krönungsstuhl zu Aachen. Und der Rhein rollte dahin, die alte, gewaltige Kulturstraße der deutschen Nation seit den Tagen der Franken-, Sachsen- und Hohenstaufenkaiser, und die Kinder wähnten durch die Stille der Nacht sein geheimnisvolles Raunen zu vernehmen, Heldenlieder und Völkerlieder, und jeder Ton ein deutscher. So erzählte der Mann, den sie Vater nannten, und der die Liebe des Vaters in Vaterlandsliebe umzuwandeln trachtete. So erzählte er, während draußen die verschneiten Breiten lagen und alles Leben im Frost erstarrt schien. Und die jungen Seelen wußten nichts von Frost und Müdigkeit und nichts von der Einsamkeit der Burg. Die Welt tat sich auf mit ihren Jahrhunderten, und sie waren mitten darin, bald in diesem, bald in jenem Kleid, und stritten und siegten, liebten und litten, bald für einen Helden, bald für eine Frau. Und das Raunen des Rheins war die Harfe. ...

Einsam-selige Abende. — — —

Und frische, erfrischende Tage!

Der Weihnachtsmann hatte Schlittschuhe beschert, und auf dem Wiesentümpel, der zwischen den Weiden versteckt am Rhein lag, übten die Kinder Schleifen und Bogen und ließen sich an der Handkette über die glitzernde Fläche sausen. Knie und Ellbogen wurden wund, aber Herz und Lunge gesund. Im kleinen Hof neben dem Burggarten hatte der Joseph Turngeräte gezimmert, und die kleine

Sibylle mußte in eine Knabenhose hinein und turnte bald mit den anderen um die Wette. Der Vater stand dabei, ermunterte zum kühnen Wagnis und bändigte die Wildheit. „Wenn ihr bei mir, der euch liebhat, das Gehorchen lernt, braucht ihr es später nicht unter Fremden zu lernen."

Und der Joseph schnitzte kleine hölzerne Degen, und der Vater ließ seine Schar täglich eine halbe Stunde antreten und das Handgelenk rollen, Hieb und Stoß austeilen und parieren. Dann streckte sich seine Gestalt, und die Augen leuchteten jugendlich unter den ergrauten Brauen, als wäre ein Menschenalter aus seinem Gedächtnis ausgestrichen, und er stünde selber in Wehr und Waffen auf grüner Heide, des Kampfsignals gewärtig.

Am schönsten aber war die Mittfastenzeit.

In der Burgkapelle befand sich ein altes Spinett, und es wurde hinaufgeschafft auf das Schlafzimmer der Knaben. Flinke Kinderhände rückten die Betten beiseite, und der Vater nahm Platz am Spinett. Der Joseph aber machte den Tanzmeister.

Dann standen die Kinder an die Wand gedrückt, und der Joseph kam in gravitätischem Stechschritt auf sie zu und engagierte sie nach der Reihe. Der rheinische Bursche war in seinem Fahrwasser, alle Kirmeßerinnerungen waren ihm in Herz und Beinen lebendig. Da half es nicht, ob der lange Barthel stolperte und der unruhige Johannes ausreißen wollte aus dem Takt, ob die Sibylle die Pas eigenwillig nahm und der Hein hüpfte, statt zu schleifen: der Joseph ließ sie nicht aus seinen derben Händen und erteilte Einzelunterricht, bis die Pulse flogen, und ein jedes, wie er meinte, „den ersten Anstand weghatte". Zum eigentlichen Tanz aber mußte auch die alte Barbara

herbei, denn es war empfindlicher Damenmangel. Und das alte kölnische Mädchen drehte sich auf den dickbestrumpften Beinen wie eine Bachstelze, hielt die Arme steif und die Finger gespreizt, und die Kinder lachten, bis sie nicht mehr konnten, wenn sie höfisch im Knicks untertauchte und sich verwundert umblickte.

Die kleine Sibylle aber wurde ganz feierlich, wenn sie tanzte. Sie warf den braunen Lockenkopf in den Nacken, faßte mit zarten Fingerspitzen ihr Kleid und streckte das schmale Füßchen. Die Musik floß in ihren Körper, und ein Wiegen und Biegen, ein Winken und Fliehen begann, und immer warfen die graziösen Hände das Kleiderröckchen zierlich wie einen Schleier nach rechts und links. Dann ruhten die anderen und sahen ihr zu, bis ihre Kinderaugen den Partner suchten und der Hein sich aufgeregt das lange, goldblonde Haar aus der Stirn strich und ihr gegenüber trat. „Mehr," baten sie, „mehr," wenn der Spieler am Spinett die Hände heben wollte, und sie schwebten über den alten Fußboden, als sei er ein gläsernes Parkett, und die Burg, die seit Jahrhunderten nur hohe geistliche Gäste gesehen hatte, hielt den Atem an vor so viel Menschenlieblichkeit. — —

Als das Frühjahr kam, schwiegen Spiel und Tanz. Was Hände hatte, mußte zum Schaffen heran. Die Rosen wurden aus der Erde hochgerichtet und der Garten gesäubert und gefegt zur Hochzeit mit dem Frühling. Im Gemüsegarten aber wurde geschaufelt und gehackt, Beete gezogen und besät, vom Morgen bis zum Abend. „Denn," so belehrte Joseph die arbeitenden Kinder, „mr sin zwar ärm, äwwer mer wolle gut läwe."

Der Hausherr schritt unterdessen mit dem Freunde

Schmitz neugekauftes Gelände ab. Hier sollten neue Weinberge erstehen, die die Zukunft der Kinder gewährleisteten. Als die Vorarbeiten im Gemüsegarten beendet waren, trat Joseph mit den drei Knaben an. Und der Vater griff zuerst zur Hacke. Ob auch der Schweiß den Nacken hinabfloß, ob auch die Handflächen brannten und der Rücken sich zog, die Jungen waren stolz, als arbeitende Männer betrachtet zu werden, und rückten den Älteren nicht von der Seite. Viele Ellen tief hieß es den Boden roden, bis die Urmutterkrume oben lag, die gebärungsfreudige. Dann wurde die Maßschnur abgewickelt, und die Reihen für die Setzlinge wurden gezogen, in genau bemessenem Abstand voneinander.

„Ha, dat is en Freud," meinte der starke Weinhändler. „En Weinberg anlegen is wie 'ne Kapell' bauen. Denn richtig Weintrinken, dat is wie richtig Beten, und beides is en Gottesdienst."

Nach heißen Mühen war die Arbeit vollbracht, und die Knaben begutachteten das Werk und gingen wie Erwachsene einher und nickten ernsthaft zu den Worten des weinkundigen Mannes.

„Jetzt lassen mr die ersten zwei Jahre wachsen, wat wachsen will, hacken ein paarmal und lassen kein Unkraut aufkommen. Im Herbst wird gedüngt und die Stöcke zugedeckt. Wann mr et drittemal im Frühjahr hier stehen, schneiden mr die Zweige bis auf ein Aug' zurück un binden de Stöck an de Pfähl. Un et Jahr drauf schneiden mr vor dem Safttrieb un beten zum Sankt Peter um gut Wetter. Aber kräftig. Denn dann erst — kommen de Trauben."

„So lang' müssen wir warten?" riefen bestürzt die Kinder.

„Gut Ding will Weil' haben. Ihr wollt doch auch erst allerhand Jahr gut erzogen werden, bevor mer euch auf die Menschheit losläßt. Der liebe Herrgott macht aber kein' Unterschied zwischen Menschen un Weinstöck'. Da seht ihr mal widder, wat dat für en edel Ding is, der Wein."

Im Juli lud der Hausherr den Freund zu einer Kellerprobe. Die beiden Männer waren allein. Andächtig senkten sie den Heber ein, andächtig füllten sie das Glas — und prüften.

„Alles wat Recht is," sagte der Freund, „alles wat Recht is," und er ließ eine neue Probe auf der Zunge spielen.

„Wirklich? Hat er Ihren Beifall?"

„Dat sind die besten Fuder, die im Letztjahr hier in der Gegend gekeltert sind."

„Ist das — Ihr Ernst, Herr Schmitz?"

„Beim Wein hört der Spaß auf — oder er fängt nie an."

„Also er ist — verkäuflich?"

„Dat Sie sich nit unterstehen, den zu verkaufen. Der gehört mein. Un wenn ich hundert Jahr drüber werden müßt, den leg' ich in den Keller un drink' ihn alleine." Er dachte nach, und dann nannte er einen Preis.

„Das wäre ja — das Dreifache von dem, was Sie mir vorgestreckt haben?"

„Sie müssen wirklich einen netten Begriff von uns Weinhändlern haben, dat Sie sich darüber so wundern. Ich bitt' mir aus, dat ich für einen ehrlichen Mann gehalten werd', und dat ich wat vom Geschäft versteh'. Der Wein hier is nit nur ene gute Traube, er is auch prima be-

handelt, un dafür hat nit jeder ene glückliche Hand. Geben Se mir noch en Glas."

Sie stießen an, und der starkleibige Mann ertrug ruhig den Blick des Graubärtigen.

„Nun lobe ich Gott im Wein," sagte der lächelnd, sann in die Ferne und trank.

„En echter Wein is dem Herrgott lieber als en falsch Paternoster. Un et wär wahrhaftig besser um de Welt, wenn et mehr gute Winzer gäb' als schlechte Pfaffe."

Ihre Freundschaft war fester als je, als sie den Keller verließen und ihrem Tagwerk nachgingen. —

In der Nacht vor dem letzten Augusttag weckte der Eremit von Breitbach die Kinder aus dem Schlummer. Sie fuhren empor und horchten entsetzt. „Ist das ein Gewitter, Vater?"

„Schnell. Zieht euch an. Das ist eine Kanonade. Wir wollen auf den Turm hinauf."

Droben fanden sie schon Joseph und die alte Barbara vor. Aber der Morgen dämmerte kaum, und es war nichts zu sehen.

„Es ist in der Gegend von Andernach," sagte der Herr. „Die Franzosen wollen den Übergang erzwingen oder setzen ein Scheinmanöver in Szene, um an einem anderen Punkt ungehindert überzugehen. Morgen werden wir es wissen."

Sie standen bis zum Morgen und hörten die Kanonenschläge die Luft erschüttern. Ununterbrochen schallten die dumpfen Schläge durch das Rheintal und riefen die Regimenter, die auf beiden Seiten in Marschkolonnen die Straßen füllten.

„Es wird Ernst, Kinder. Die Franzosen kommen auch zu uns. Bleibt gut deutsch allewege."

In den nächsten Tagen folgten sich die Alarmnachrichten auf dem Fuße. Die Franzosen waren bei Andernach über den Rhein gegangen. In fliegender Hast räumten die Österreicher ihre Stellungen und zogen den letzten Mann aus Unkel heraus. Vom Turm der Burg aus sah man sie marschieren. Und plötzlich schienen Unkel und alle Dörfer ringsumher ein Flammenmeer. Weithin schlugen die roten Scheine über den Rhein.

An keinem Ort des Rheintals dachte die Bevölkerung bei diesen Wetterschlägen an ihr Tagewerk. Jede Stunde konnte die Kriegsscharen — ob Freund, ob Feind — in ihre Gemarkungen führen, und an den Hufen der Pferde, den Rädern der Kanonen und der Beutelust frech heischender Fußtruppen wäre alle Arbeit verloren gewesen. So trieben sich Männer, Weiber und Kinder allenthalben auf den Höhen umher und spähten aus, horchten auf die Richtung des Geschützdonners und unterhielten sich in endlosen Schwadronaden über die beste Regierung und den besten Herrn.

Auch die Burgkinder schwärmten aus, und jedesmal steckten sie ihr Ziel weiter.

Einmal waren sie dem Kanonendonner nachgelaufen, bogen vom Weg ab und gerieten durch den Wald auf die Erpeler Ley. Ganz still war es auf dem mächtigen Plateau. In majestätischer Ruhe reckte sich der Riese über den Rhein mit steilem Felsenleib, ein Zeuge jahrtausendalter Geschichte.

Behutsam krochen die Kinder bis an den Rand des jähen Absturzes und lagerten sich im Gras, träumend die Aussicht genießend. Von den Andernacher Höhen schweifte der Blick über das bergige Meer der Eifel weiter und

weiter bis zum Rolandsbogen, über den Rhein zum Drachenfels, und zurückschweifend verlor er sich fernhin im Grün des Westerwaldes. Drunten aber in schwindelnder Tiefe zog der Rheinstrom seine Bahn und grüßte geheimnisvoll unzählige Städte und Dörfer, die sich an seine Ufer schmiegten. Wie eine einsame Königin lag Remagen.

„Schön — —,“ seufzten die Kinder.

Und nach einer Weile setzte Hein tiefaufatmend hinzu: „Für uns, nicht für die Mörder.“

„Es sind nicht alles Mörder,“ widersprach Johannes. „Es sind Freiheitshelden, die sich die Welt erobern.“

„Halt den Mund,“ gebot Barthel, „wir haben sie nicht gerufen.“

„Weil ihr Schlafmützen seid!“

„Dummer Junge. Treib dich nicht so viel auf der Landstraße herum.“

„Es ist aber jetzt schön auf der Landstraße,“ nahm Sibylle des Bruders Partei. „Ich habe eine Menge französischer Offiziere gesehen auf silbergeschirrten Pferden, und sie sahen aus wie Grafen.“

„Diese Stallknechte,“ stieß Hein hervor. „Alles gestohlen.“

„Weshalb lauft ihr denn vor ihnen davon?“ rief das Mädchen schnippisch.

„Ich wäre nicht vor ihnen davongelaufen, Sibylle. Aber wart, es kommt auch mal wieder anders.“

„Bis dahin können wir tot sein,“ sagte die Kleine altklug. „Warum sollen wir deshalb die Franzosen heute nicht hübsch finden?“

Der Knabe ballte die Fäuste. „Weil ich es nicht will. Sprich nicht mehr davon.“

„Wenn du französisch würdest,“ fuhr das Mädchen unbekümmert fort, „wärst du doch ein Graf, und dann könntest du mich heiraten.“

Da lachte ihr Bruder Johannes ein überlegenes Knabenlachen. „Dummes Ding. Die Grafen und die Pfaffen hat man doch abgeschafft, weil sie beide nichtsnutzig waren.“

Der Hein sprang auf die Füße. Sein Gesicht lief rot an und seine Fäuste hoben sich. Dann schloß er die Augen und ließ die Fäuste sinken.

„Was geht uns das an,“ murmelte er. „Wir gehören zum Vater auf die Burg. Sonst — —“

Und er wandte sich um. Sein Blick hatte die strahlenden Augen Sibylles getroffen. Und ohne ein Wort zu sprechen, setzte er sich an die Spitze der Kinder und stürmte heim.

Wenn du ein Graf wärst, würdest du sie heiraten können, tobte es in seinem Knabenhirn. Also nie — nie — nie. . . .

Im Oktober wogten die französischen Truppenmassen zurück. Der österreichische Feldherr trieb sie noch einmal über den Rhein bei Neuwied und Bonn. Nur das rechtsrheinische Land nördlich der Sieg hielt sein Gegner in zähen Händen.

VI

In den Wirrnissen der Zeiten wuchsen die Kinder auf wie auf einer sicheren Insel, von deren Ufern aus ihr Blick auf Wogenschwall und Kampf der Menschen und Elemente gerichtet blieb, ohne daß der wilde Braus mehr als ihre Füße netzte. Mit eiserner Beharrnis nutzte der Alte von der Burg die Jahre aus, in denen die eingeschüchterten und durch das wechselnde Kriegsglück zermürbten Menschen am Rhein die sonst so tätigen Hände sinken ließen, kaufte Weinberge und Trauben an, warb Tagelöhner, wenn die Arbeit es verlangte, richtete mit Hilfe des nie versagenden Freundes Schmitz die Kelterei in größerem Umfang ein und stand mit jedem neuen, der eigenen Kraft und Zuversicht abgerungenen Erfolge fester auf der heimischen Scholle.

Und mit der gleichen frohen Beharrnis, mit der er den Boden bepflanzte und betreute, betreute und bepflanzte er die Seelen der Kinder. Nie kam eine Unterrichtsstunde in Wegfall, nie eine Stunde der Körperbildung. Schon schwammen die Knaben mit dem Mädchen um die Wette im Rhein, schon ritten die Knaben und das Mädchen den Gaul, der sich an Stelle des altersschwach verstorbenen Esels im Stall eingefunden hatte. Wenn der graubärtige Mann in der Unterrichtsstunde unter ihnen saß und in ihren frischen Antworten den erweckten Geist

empfand, wenn er sie beim Spiel der Kräfte in der Geschmeidigkeit ihrer Körper beobachtete, so blickte er wohl lächelnd in die blaue Ferne des Horizonts, als wüßte er dort drüben die Augen zweier Frauen, zweier Mütter, in beruhigtem Glanze.

Oft zogen sie alle miteinander in die Hänge des Westerwaldes, und er lehrte die Kinder, an Blättern und Blumen, an Tieren und Gestein die schaffende Natur verstehen. Oder sie gingen den Spuren nach, die zu den uralten, dichtverwachsenen Grenzwehren führten, dem staunenswerten Verteidigungs- und Unterwerfungssystem der römischen Macht, den Palisadengräben und Gebückgräben mit ihren Warttürmen, Warthügeln und Erdburgen, die sich in endloser Kette und Gliederung von der Donau bis zum Mittelrhein und weiter bis zum Meere zogen. Die Hecke hatte sie eingesponnen, und die wilden Rosen blühten und dufteten. Dort ließ sich köstlich spielen in den Gräben und Verhauen, Märchenspiele und Kriegsspiele, und köstlich ließ sich dort träumen, Märchenträume, Heldenträume. Im Buchenwald wob die Sonne absonderliche Gebilde, und ringsumher prangte welteinsam die rotblühende Heide.

Der Joseph kam aus Bonn heim. Er hatte mit Erlaubnis der Behörde eine Kahnladung Wein in die Stadt gebracht und war berauscht von seinen Erlebnissen.

„Se han en Bonn de Republik erklärt. Cis-rhenanisch heißt dat Ding. Woröm, weiß ich nit. Awwer ich gläuw, dat ganze Krömche wor wägen der Fraulück, denn et wor ene dolle Küsserei. De ganze Stadt en einzig Geckehus. Alles voll Kränz un Blome un türkische Musik. Un die Gecke von Koblenz, Andernach, Rheinbach un Kölle kome met Fahne anmarscheert, un die Köllsche brachten esugar



op enem Kessen met Trobbeln un Quasten den Jülichs-kopp, den Bronzekopp von dem ale Räuwerhauptmann. So es et rääch, han ich mr gedaach', dä gehört unger die fine Gesellschaft. Un et wor en Ömarmen un ene Affbützerei, un die Wieverchen ömmer me'm Schnüßchen vöran. Mr läuf jetz noch et Wasser em Mung zosamme. Un unger den Freiheitsbaum vör dem Rothus hät sich der Festredner aufpostiert, un hä sag: ‚Der Geist eurer Vorväter, der freien Deutschen, beseelt euern Busen und schwellt ihn mit Hochgefühl. Ihr erklärt mit Mund und Herz, daß ihr freie Männer seid. Frankreichs öffentliche Gewalter hören es, eure Gattinnen und Kinder jauchzen euch zu und frohlocken über eure Entschließungen. Von nun an spricht Frankreich nicht mehr mit einem eroberten sondern mit einem freien Volke!'"

Der Atem war ihm ausgegangen. Aber die Kinder bedrängten ihn.

„Esu 'ne Quatsch!" sagte er und fuhr fort: „Dann däht hä sich schönstens bei de Franzuseregierung in Paris för all dat Glöck bedanke un alle Festteilnehmer opfodern, zom Zeiche der Gleichheit no der Jüddegaß zu marscheere, denn der ärm Jüd wör och en Christenminsch — ach nee, dat hät hä nit gesaag, nor en Minsch hät hä gesaag, un als sech der Zug formeert, do steit vör mr en een Reih so 'ne buckelige Mönch met noch esu 'nem buckelige Patriote, un ich schrei: ‚Ich han hier zwei Krumme, die könnt' 'r ens zuers gleichmache!' Kinder, Kinder, dat wor en Gedöhns! Dat wor en Gekriesch: ‚Bauer, gemeiner Bauerntramp! Haut den Bauernlümmel zusammen!' Awwer ich hät mech schon dodörchgedonn un ers vör der Jüddegaß haltgemaach. Die wor, we ömmer, dörch en

hölzerne Tor affgesperrt. Un nu kütt der Zug an mit Äxt un Beil, un, krach, schlage se dat Sperrtor zosamme, un drenne, en der Jüddegaß, steit dat ganze Juddevolk, et Jaköbche un et Rebeckche in Sonndagsbotz un Kamisol un schreit we besesse: ‚Freiheit — Gleichheit!‘ Un de angere schreien och we besesse: ‚Un Brüderlichkeit!‘ Un hastenitgesehen han die Patriote die Juddemädcher bei Kopp un Schlaffitche un hätze se un küsse se, wat et Zeug hält. Na ja — dat wär somet die cis-rhenanische Republik.“ —

Sie blieb es nicht lange. Ein Jahr darauf, im Frieden zu Campo Formio, fiel das linksrheinische Land an die französische Republik, Mainz, Koblenz, Trier und Aachen wurden Sitz der Zentralverwaltungen, und Bonn sank jäh von den Höhen der Regierungsstadt in die Niederungen schlichter Landstädte. —

Lange schon hatte der Alte von der Burg sein besonderes Augenmerk auf die heranwachsende Sibylle gerichtet. In allen Knabenkünsten war sie bewandert, flink in den Wissenschaften, flinker noch in den körperlichen Übungen. Von biegsamer Schlankheit und zartgefüllter Linie war ihr Wuchs, und in den braunen Augen der Dreizehnjährigen lag oft ein stilles Feuer, das der lebensweise Mann als ein nur mühsam gebändigtes Temperament erkannte. Da merkte er, daß hier mehr als in Kinderjahren die Frauenhand fehle und der Umgang mit Frauen von Güte und Klarheit.

Auch über den großen, ernsten Barthel sann er nach, der so hilfsbereit war und so ungeschickt in allen landwirtschaftlichen Dingen. Schon sproß dem Neunzehnjährigen der Bart. Mehr als früher sonderte er sich von den Ge-

schwistern ab und saß am Arbeitstisch über Zeichenbogen und Malutensilien. Das Blut des Vaters hatte sich auf Johannes und Sibylle, das Talent des Vaters auf den schwer und ernst gearteten Barthel vererbt.

Schlank und elastisch war Johannes aufgewachsen. Er liebte die Landarbeit, weil sie ihm die größte Freiheit ließ, sich in Wald und Feld herumzuschlagen und seine Gedanken wie Wandervögel steigen und fliegen zu lassen. Er war kein schlechter Bursche; aber fühlte er sein leichtes Blut, gab er ihm nach und nahm den Augenblicksrausch für das Glück.

Der fünfzehnjährige Hein hatte am meisten seine Kindlichkeit bewahrt. Seinen großen blauen Augen bedeutete jeder Morgen ein neues Wunder, und die Berufung und Vorbereitung zum Landwirt, Winzer und Jäger schien ihm die Erfüllung aller seiner Wünsche. Nach wie vor war ihm der Vater der Träger jeder Wahrheit und Gerechtigkeit, der Gärtner und Pfleger seiner Seele, der große und gütige Lächler bei jedem Weh. Sein Herz hing ihm an mit allem, was darinnen war. Aber es hing auch Joseph an und der alten Barbara und dem starken Adolf Schmitz, Barthel, Johannes und — dem schönen, verträumten Mädchen, der Sibylle. —

Wieder einmal war der Sommer zu Ende, und die Weinlese hatte frühzeitiger stattfinden können als je. Das Weltenbarometer schien ruhiges Wetter anzeigen zu wollen. Zum erstenmal seit Jahren wurde der in seinen Kräften brachgelegte Rheinstrom dem Verkehr zurückgegeben, und die Schiffe fuhren zu Tal, und die Pferde arbeiteten auf den Leinpfaden, um sie zu Berg zu schleppen. Fröhliche Lieder flatterten über den Rhein.

Da betrat der Alte von der Burg das Zimmer, in dem Barthel über den Tisch gebeugt saß und tuschte und aquarellierte. Lange stand er hinter dem Stuhle des Jünglings und betrachtete die Verkündigung der Engel, die auf dem Karton entstand.

„Mach Feierabend für heute," sagte er und legte ihm die Hand auf die Schulter. „Wir beide allein wollen noch einen Spaziergang machen."

Der Jüngling gehorchte sofort, ordnete seine Gerätschaften und folgte dem Vater, der ihn durch den Garten führte, zum hinteren Tore hinaus und den Höhenweg hinauf. Dort oben blieben sie stehen und blickten hinab auf das schützende Burghaus, auf Rheinbreitbach und den Strom und die Berge.

„Es ist Herbst," sagte der Vater. „Entsinnst du dich? Es war auch Herbst, als ihr zu uns kamt, und es ist jetzt fünf Jahre her."

„Ich danke dir, Vater, du hast uns arme Kinder reich gemacht."

„Du weißt nicht, wie reich mein Leben durch euch geworden ist, Barthel. Mit dem wachsenden Verantwortungsgefühl wachsen wir selber. Und der Hein hat eine sonnige Jugend gehabt."

„Der Hein ist der beste von uns, Vater."

Der Graubärtige lächelte ein wenig. „Es kommt darauf an, mit welchen Augen wir den einzelnen Menschen anschauen, Barthel. Auch ein schwächerer oder ein ungestümerer Charakter kann unsere ganze Liebe gewinnen. Und ein Vater soll sorgen und helfen, aber nicht vergleichen. Du weißt doch, was ich euch versprach, Barthel, damals, als wir auch hier hinaufwanderten, und was ich

in der Nacht darauf eurer sterbenden Mutter versprach: euch allen vieren Vater zu sein."

Der Jüngling kämpfte nach Worten. Dann griff er nach des Mannes Hand und sagte nur ein einziges aus tiefster Seele: „Vater — —"

Der Alte erwiderte den Druck. Und den Jungen fröhlich anblickend, sagte er frischen Tons: „Und nun wünscht der Vater mal mit seinem Ältesten zu reden. Du bist kein Landwirt, nein, und du wirst trotz allen redlichen Mühens keiner werden. Also sprich dich aus. Laß die Träume deiner stillen Stunden vor mir aufmarschieren, mit offenem Visier. Was möchtest du werden?"

„Kirchenmaler, Vater. —" Und der Junge tat einen tiefen Atemzug.

Der Alte blickte ihm wohlwollend in die Augen. „Kirchenmaler. Ich habe es ja lange gewußt und wollte nur sehen, ob die Sehnsucht echt wäre und Bestand hätte. So habe ich mich denn vor kurzem an die Düsseldorfer Kunstschule gewandt und einige Blätter von dir mitgesandt. Heute ist Antwort gekommen. Übermorgen" — er mußte sich über die Stirn fahren, um die ruhigen Augen zu bewahren — „übermorgen kannst du reisen."

„Vater!" schrie der Junge auf und warf sich an des Alten Brust.

„Du bist der erste, den ich hergeben muß, Barthel. Aber ich weiß, du wirst dem Burghaus Ehre machen. Und eins vergiß nicht: was auch werden mag da draußen, was dich packen und wirbeln wird: hier ist deine Heimat, von dieser Scholle wirst du dir immer neue Kräfte für das Leben holen."

„Vater, muß es so bald sein, daß ich —"

„Daß du fort mußt? Sieh mal, mein Junge, wir wollen uns allen den Abschiedsschmerz nicht unnötig verlängern, denn gesenkte Köpfe und schlappe Glieder taugen uns nicht. Zieh mit einem Lied hinaus, und wir wollen dich mit einem Lied empfangen.“ —

Bestürzt saßen die Kinder in der Runde, als ihnen der Vater nach der Abendmahlzeit Barthels Übersiedlung nach Düsseldorf und auf die Kunstschule mitteilte. Sibylle erholte sich zuerst. Sie erhob sich hastig und fiel dem Bruder mit einem Freudenschrei um den Hals.

„Künstler — Künstler! — Wer da mitkönnte ...“

Johannes war blaß und unruhig. „Da gehst du ja in die Freiheit,“ murmelte er; aber keiner hörte ihn.

Der Hein aber war dem Beispiel Sibyllens gefolgt und hing dem Barthel am Halse. „Vergiß uns nicht,“ bat er, „und wie schön es hier ist.“

Und der Barthel saß beschämt, weil er sich als Mittelpunkt des Kreises sah, und stammelte immer wieder: „Hier ist's am schönsten — hier ist's am schönsten.“

„Mutter,“ sagte der Joseph, „jetz loß ich dich zu dinge Namenstag affmölern, wann du noch ens en fuhr Geseech' maachs.“

„Dinge Geseech',“ meinte die alte Barbara mit Gemütsruhe, „es och nit mügelich, denn dr Möler laacht sich krank, bevor hä am Eng is.“ Sprach's, erhob sich und verließ das Zimmer, um Barthels Garderobe einer scharfen Musterung zu unterziehen.

„Eigelov stink',“ sagte der Joseph, „deshalv well ich leever et Mul holle.“ Sprach's, erhob sich ebenfalls und verließ das Zimmer, um seiner Mutter beim Bürsten und Reinigen der Garderobe kräftig zur Hand zu gehen. —

Am nächsten Tage streifte der Alte mit den Jungen noch einmal durch die Weinberge, die Felder und Wälder. Früh ging es zu Bett, denn früh mußte aufgestanden werden. Sie wollten den Scheidenden bis nach Königswinter am Fuße des Drachenfelsen begleiten, wo er die Post besteigen sollte. Barthel aber erhob sich schon nach einer Stunde wieder, kleidete sich behutsam an und schlich durch das Haus. Mit den Händen strich er an allen Wänden entlang, jedem Mauerstein mußte er Lebewohl sagen. Dann saß er lange in der Kapelle, die unbenutzt geblieben war, denn der Vater liebte es, ein einfaches Gebet am Tisch zu sprechen. Und er dachte an den Sarg der Mutter, der hier sein letztes Dach gehabt hatte. Und leise schlich er wieder hinaus, und der graubärtige Mann, der in seiner Kammer auch nicht schlafen konnte, hörte ihn das große Tor aufschließen und wußte, daß da ein Sohn zum Grabe seiner Mutter ging. Und er hörte ihn eine Stunde später zurückkommen und auf den Turm hinaufsteigen und wußte, daß da ein Kind von der Heimat Abschied nahm.

Dann ratterte es bald auf dem Hofe, und Joseph spannte das Pferd vor den Wagen. Die Schläfer in der Burg fuhren hoch, besannen sich und eilten, an den Frühstückstisch zu kommen. Da saß schon der alte Schmitz und hielt die Hände über den Bauch gefaltet und meinte: „Wenn einer eine Reise tut,“ und er steckte dem Barthel, als der ihm bewegt die Hand zum Abschied reichte, mit Augenzwinkern heimlich eine Geldrolle in die Tasche. Die Barbara aber heulte, daß sie davonlief.

Der Wagen rasselte zum efeuumsponnenen Tor hinaus. Die rotglühenden Ranken des wilden Weins, die ihm die Herrschaft streitig machten, flatterten wie ein Gruß

durch die Luft. Die Gasse ging's hinab, und an der jähen Biegung warf Barthel sich auf seinem Sitz herum, blickte starr auf das Burghaus und zog den Hut. ...

Ade, Kindheit.

Auf dem Bock neben dem Joseph saß der Hein, auf den Rücksitzen des Wagens saßen Johannes und Sibylle, neben Barthel der Vater. Und der Vater schlug seinem Ältesten auf das Knie, wies mit ausgestreckter Hand in den erwachenden Morgen und sagte: „Gott grüß die Zukunft."

Da wurden sie alle heiter, und der Joseph stimmte auf dem Kutscherbock ein Lied an, das sangen sie alle mit, und singend fuhren sie durch die Orte Honnef und Rhöndorf, erreichten den Rhein, der mit tiefem Basse sie begleitete, umfuhren den wuchtenden Fuß des Drachenfelsen und hielten am Eingang Königswinters vor dem alten Schenkenhaus.

„Eine Flasche und ein Glas für jeden," rief der Vater, „wir werden's einteilen. Stoßt an auf den Barthel. Treu der Heimat, das heißt treu sich selber. Das sei mein Wegspruch. Fahr wohl, Junge."

Und die Post kam und führte den Reisenden hinweg. —

Ohne den Vater fuhren die Kinder heim. Der aber ging zum Rhein hinunter und ließ sich von einem Schiffer auf das Nonnenwert rudern. Er gebot ihm zu warten und läutete an der Klosterpforte.

„Könnte ich zu dieser Stunde schon die hochwürdige Äbtissin sprechen?" fragte er die Schwester Pförtnerin. „Ich komme von der Breitbacher Burg."

Dann stand er der Äbtissin gegenüber, die ihn freundlich um sein Begehren fragte.

„Ich habe ein Pflegetöchterlein," begann er, „die mit den Knaben aufgewachsen ist. Nun ist sie aber in das Alter gekommen, daß sie statt der heißen Knabenspiele die feinen Hantierungen der Frauen erlernen müßte und ihre Wesensart. Bei mir auf der Burg reicht die alte Barbara nicht dazu aus, und die Dorffrauen arbeiten wie die Männer. Da würde es nun mir und dem reich begabten Kinde eine große Wohltat sein, wenn sie täglich ein paar Stunden kommen dürfte, um von den Schwestern in den Handfertigkeiten und in der Sitte der Frauen angeleitet zu werden. Mit dieser Bitte bin ich hierhergekommen."

Die Äbtissin sann nach.

„Es sind schwere Zeiten für die Klosterfrauen," erwiderte sie leise, „und wir wissen nicht, wie lange unseres Bleibens hier noch sein wird. Haben sie doch in Bonn Altäre und Bilder aus den Kirchen geworfen und alles, was Gott dient, schwer bedrängt. Aber," fügte sie hinzu, „weil die Zeiten so schwer sind, wird einer bald auf die Nachsicht des anderen angewiesen sein, und so sei Ihre Bitte erfüllt. Das Mädchen kann jeden Nachmittag kommen und bis zur Vesper bleiben."

Er bedankte sich mit würdigem Ton und verließ das Kloster. Der Schiffer setzte ihn über zur Breitbacher Bucht. —

Wechselnde Röte und Blässe auf dem Gesicht, hörte Sibylle, was der Vater beschlossen hatte.

„Ich will kein Nönnchen werden — das nicht — das nicht —" stieß sie angstgejagt hervor.

„Liebes, wildes Ding," sagte der Vater und streichelte ihr beruhigend die Schulter, „habe keine Sorge, daß ich

mich selbst bestehlen werde. Religion ist Pflichterfüllung, und die lernst du im Leben besser und fruchtbringender als hinter Klostermauern."

„Vater, was soll ich denn da?"

„Sorgen, daß ich mich nicht eines Tages vor dir zu schämen habe. Ich meine, wenn du einmal in einem Kreise von Damen sitzest und du kommst dir vor wie ein Landgänschen unter Schwänen, und ich steh' dabei und seh' es und muß mir sagen: das ist deine eigene Schuld, du hast dich aus blinder Liebe überschätzt und aus blanker Eigensucht, nur um das Kind jede Stunde um dich zu haben, unsere Sibylle zum Gespött der Damenwelt werden lassen. Und du würdest es fühlen und mir im stillen Vorwürfe machen. Siehst du, das würde ich schwer ertragen."

Sie sah ihn mit weitgeöffneten Augen an.

„Wann soll ich hinüberfahren, Vater?"

„Morgen nach dem Mittagessen. Die Jungen rudern dich hin und holen dich beim Vesperläuten zurück. Denke doch nur, wenn sie dich da halten wollten — der Hein würde die Tore stürmen."

„Der Hein!" lachte sie und rannte hinaus.

„Ich habe sie richtig beim Ehrgeiz gefaßt," meinte der Alte und nickte vor sich hin. „Jetzt wird sie alles tun, nur damit i ch mich nicht vor ihr zu schämen brauche. ... Der unbewußte Fraueninstinkt. — —" Und er ging nachdenklich an sein Tagewerk. —

„Steig ein, Klosterjungfrau," rief Johannes und hielt den Nachen fest, „du kommst sonst zu spät vor die Himmelstür."

„Ich glaub' wahrhaftig, du ungezogener Jung könntest mehr von den Nönnchen profitieren als ich!"

Johannes zupfte an den ersten Schnurrbarthaaren. „Wenn sie hübsch wären —. Aber bevor eine Hübsche ins Kloster geht, geht ein Kamel durch ein Nadelöhr. Na, nun weißt du, wie du aussiehst. Einsteigen!"

Der Hein hob sie hinein. „Wenn du noch viel redest, schmeiß' ich dich ins Wasser. Du warst wieder heimlich im Wirtshaus."

„Wart, das nächste Mal nehm' ich dich mit. Da wirst du Töne zu hören kriegen, daß dir die Augen übergehen."

„Ich trink' nicht mit Vagabunden. Nimm das Steuer. Ich rudere."

Der Kahn schoß quer durch die Strömung gen Oberwinter, glitt das Rolandsecker Ufer entlang und gewann die Insel. Sibylle saß merkwürdig still, und der Hein blickte sie von der Seite an.

„Wenn du Angst vor den Nönnchen hast, sag es. Dann bleiben wir in der Nähe."

Sie schüttelte energisch die Locken. „Keine Spur. Daß ihr euch nur nicht untersteht, Unfug zu machen. Ich will mich nicht schämen müssen."

Dann sang der Johannes ein Lied im Brummton:

„Des Nachts, wohl um die halbe Nacht,
Dem Ritter träumt es schwer,
Als wenn sein trautes Liebchen
Ins Kloster gangen wär."

„Auf Wiedersehen," flüsterte Sibylle, drückte dem Hein die Hand und sprang ans Ufer. Noch einmal wandte sie sich an der Klosterpforte um. „Seid pünktlich!" — rief sie gedämpft — winkte mit ihrem Tuch und zog die Klingel.

Und die Jungen waren pünktlich. Den Johannes trieb die Neugierde, den Hein die Freude. Der Kahn glitt rasch

an die Landestelle, als das Mädchen vor der Pforte erschien und leichtfüßig den Weg zum Strande nahm. „Vorwärts, Jungen.“

„War's arg schön?“ fragte Johannes und legte sich mit Hein gemeinsam in die Riemen, denn es ging zu Berg.

„Wird's schon werden,“ entgegnete Sibylle und nestelte an ihrem Hutband. „Einstweilen ist's hier draußen schöner.“

„Hast wohl mit den harten Fingerlein nichts gekonnt und wohl gar Prügel gekriegt?“

„Ich lass' mich auch grad prügeln.“

Dem Hein stieg langsam die Röte in die Stirn. „Du — das wollt' ich dir auch raten,“ sagte er, und es war ein Drohen in der Knabenstimme.

„Dumme Jungen! Ich bin doch nicht unter die Menschenfresser gegangen! Nur schwer ist's noch für mich, die feinen Nadeln zu halten und immer acht zu geben, daß der Faden nicht wirrt und reißt und so. Herrgott, ist das ein warmer Abend; wie im Sommer. Fahrt hinüber in die Bucht, unter die Weiden. Macht den Kahn fest. Wir wollen ins Wasser.“

Und sofort nahmen die Ruderer den Kurs nach ihrer Badebucht. Unter einem Brett zwischen den Steinen lagen ein paar zusammengerollte Handtücher. Mehr bedurften sie nicht. Das Mädchen befahl: „Herumdrehen!“ zog sich aus und sprang ins Wasser. Wenige Sekunden später, und die Knaben glitten zwischen den Weiden in die Flut. „Kalt ist's!“ rief der Johannes und tauchte unter. „Aber schön!“ rief die Sibylle zurück und zerteilte kräftig den Strom mit ihren schlanken, weißen Mädchenarmen. „Nicht zu weit heute,“ prustete der Hein und

umschwamm sie in immer engeren Kreisen, um sie gegen einen Wirbel zu sichern.

Das geschwisterliche Band hielt sie stark zusammen. Und der Alte von der Burg hatte sie nicht gelehrt, sich ihres gesunden Körpers zu schämen. Sie wußten nur, daß sie jung waren und ihre Kräfte probten.

„Hinaus jetzt, Sibylle," befahl Hein. „Wir schwimmen inzwischen hinter die Weiden."

Und während das Mädchen sich ans Ufer schwang und nach hastiger Abreibung in die Kleider schlüpfte, waren Johannes und Hein ein wenig tiefer gelandet, hatten kräftig die Tücher gehandhabt und sich blitzschnell angekleidet. Gerade kam der Hein noch recht, um der Sibylle die Schuhe zuzuschnüren. Die Sonne lag golden auf dem Wasser und verzitterte fern. ...

„Dauerlauf!" gab Johannes vom Weg aus das Kommando. Und sie stürmten wie die wilde Jagd die Feldwege hinauf, durch das Dorf und die Gasse hinan bis in den Burggarten, in dem der Vater stand und sie bewillkommnete.

„Nun, Sibylle? Hat's dir Freude gemacht? Ist dir das Stillsitzen bekommen?"

Sie nickte hastig. „Und dann haben wir gleich ein Bad genommen, Vater. Da war ich drüber weg."

„Laßt euch von der Barbara Tee geben. Es ist schon ein wenig weit in der Jahreszeit für Freibäder. Na, ihr seid ja abgehärtet."

Und während die Kinder an ihm vorüber in die Küche stürmten, kam ihm ein Bild, und er lachte in sich hinein.

„Was würden die guten Nönnchen für Augen gemacht haben, wenn sie diese erste Wirkung ihrer Erziehung zu

Gesicht bekommen hätten.... Ich bin froh, daß die Kinder so natürlich sind." —

Das waren des heranwachsenden Hein geheime Feierstunden, wenn er mittags und abends das Mädchen in seinem Kahne wußte. Abwechselnd sollten die Knaben der Schwester den Ritterdienst leisten, aber der Johannes war oft um die Vesperstunde nicht zu haben, da er im Dorfe Studien treiben mußte, wenn fremde Landstreicher die Heerstraße heraufkamen und im Wirtshaus prahlerischen Lärm vollzogen. So war allmählich die Sorge um Sibylles Hin- und Heimfahrt ganz in Heins Hände hinübergeglitten, und er hätte es nachher nicht mehr gemocht, einen Dritten an Bord zu haben. Die Überfahrt nach dem Nonnenwert ging stets schnell und schweigsam vonstatten. Sie hatten Eile, pünktlich zu landen, damit dem Mädchen vorwurfsvolle Blicke ihrer Lehrerinnen erspart blieben. Der Heimweg aber wurde täglich ein wenig in die Länge gezogen, und während Hein die Ruder handhabte, saß Sibylle am Steuer, erzählte, was sie von den Nönnchen gelernt und vernommen hatte, und kam nie von der Verwunderung los, daß es unter klugen und geschickten Frauen Weltflucht und Verzicht des freien Kräftegebrauchs geben könne. Dann phantasierte sie sich laut in ein farbenbuntes, starkbewegtes Leben hinein, in dem jeder Tag ein neues Ziel bedeuten müsse und das Ziel einen Kranz von Rosen, einen Kranz der Huldigung. Großen, stillen Auges sah Hein auf das Mädchen, und sein Herz hing sich um so schwerer an sie an, je leichtbeschwingter ihre Träume wurden und je weiter ihre Luftreisen sie von ihm zu entfernen drohten.

Oft schüttelte er den Kopf. „Es treibt dich ja doch

wieder heim, Sibylle. Von der Burg kommst du nicht los."

„Wenn ich heimkehren sollte, müßte ich so viel Rosen in den Händen haben, daß ich die ganze Burg damit schmücken könnte."

„Weshalb, Sibylle? Wachsen im Burggarten nicht auch Rosen?"

„Du bist dumm, Hein. Wir wissen doch gar nicht, ob es nicht draußen viel schönere gibt."

„Ich verstehe dich," meinte er, „du willst erst die Gewißheit haben, daß es bei uns doch am schönsten ist."

„Und wenn es draußen doch noch schöner ist? Ach, du — —"

„Ich weiß nicht, Sibylle ..."

„Ich weiß auch nicht, Hein."

Sie fuhren, jeder auf der Flut der eigenen Gedanken, heim. Und dann sagte das Mädchen und wiederholte des Knaben Worte: „Ja, ja — man muß Gewißheit haben. Hein, ich glaube, die Burg ist bloß leer, wenn man nichts hineinstecken kann."

Er dachte darüber nach, wie er sie aus dem Nachen hob und neben ihr her nach Hause schritt.

Und eines Tages hatte er es gefunden. „Wir müssen uns die Burg erobern, anders geht es nicht. Und dann können wir am Kamin sitzen, Sibylle, und über all die Kämpfe sprechen, die wir um die Burg geführt haben, und dann sind die Mauern ganz voll von uns."

Das Mädchen sah ihn mit klugen Augen an.

„Du bist doch nicht dumm, Hein. Ich glaube, du hast es herausbekommen."

Die Welt da draußen aber änderte ihr Gesicht und

nahm auf kurze Jahre ruhigere Züge an. Der Mann, dessen Name immer lauter durch die Lande scholl, der General Napoleon Bonaparte war in Paris zum Konsul gewählt worden. Nun erzwang er sich durch ein Plebiszit, hinter dem seine gepanzerte Faust stand, die Anerkennung auf Lebenszeit. Blind gehorsam willfahrte ihm die Republik, und die Völker und Fürsten Europas horchten auf.

„Der Löwe ist los," sagte der jetzt neunzehnjährige Johannes und strich kühn den kleinen, schwarzen Schnurrbart hoch.

„Der Tiger," erwiderte der siebzehnjährige Hein. „Gib acht, wie schnell er das Fell wechselt."

„Wenn's nur ein königliches Tier ist, das dem kläglichen Lämmerhüpfen ein Ende macht. Jetzt kommt doch wieder ein großer Zug in die Geschichte, und Paris wird der Mittelpunkt aller Länder und Völker!"

„Wer doch auch hinkönnte," sagte Sibylle mit leuchtenden Augen. „Die ganze Welt wird jung, und wir sind jung und gehören dazu."

Sie war groß und schlank, und ihr Mädchenkörper drängte immer sieghafter in die Entwicklung hinein. In weißem, unter den jungen Brüsten zusammengehaltenem Kleid mit freiem, schlankem Hals, das braune Gelock in schwerem Knoten über der Stirn, stand sie und wußte nicht wohin mit ihren drängenden Kräften.

Zornig klopfte Hein mit der Reitgerte an seine langschäftigen, bestaubten Stiefel. Er kam vom Felde, wo sie die Frühsaat bestellt hatten, denn der Frühling war warm und verlockend.

„Sehne dich nicht immer nach fremden Dingen," rief er, „auch in Paris kochen sie mit Wasser wie bei uns."

„Aber es ist nicht Wasser aus dem Bach, sondern aus der großen, herrlichen Seine.“

„Um so schlimmer, weil es dann um so trüber sein wird.“

„Immer noch besser als dies Bauerngeschlampe!“ rief Johannes in den Streit. „Ein paar Jahre ‚Paris und die Welt‘ sind mir lieber als ein ganzes Leben im Kloster.“

„Jawohl!“ rief Sibylle und schlug sich lachend auf die Seite ihres Bruders.

„Das ist hier kein Kloster,“ fuhr Hein sie an. „Das ist eine Welt, und wir sind die Herren darin.“

„Gott,“ spottete Johannes, „du mit deinem Deutschtum. Aus dem Leim geht's, wohin man faßt.“

„Weil ihr ein so schlechter Leim seid und nicht haltet!“

„Weil ich mir als Leim zu einem Sargdeckel zu schad' bin! Laß dich mit deinem Zaunkönigreich von Breitbach einbuddeln!“

„Mein Herr,“ spottete Sibylle, „mein Herr! So also sieht ein Herr aus! Wie der Hein!“ Und sie reckte mit mädchenwildem Übermut den Kopf und hielt ihr Gesicht, als ob sie staunend suchen müsse, dicht vor das seine.

Ganz blaß war er, aber er hielt dem Blick stand und spürte nur ihr Haar, das über seine Stirn wehte, und ihren Atem.

„Laß das.“

Da schnitt sie ihm ein tolles Gesicht, ihm dicht unter den Augen.

Sein erkünsteltes Gleichgewicht verließ ihn. Das Blut schoß ihm in die Wangen zurück und füllte seine Stirnadern. Mit beiden Händen griff er wütend vor und griff des Mädchens Kopf.

„Hein!“ schrie sie erschrocken, und ihre Augen starrten ihm in jäher Angst entgegen.

Da kam er zu sich, und die Scham kam, daß er sich an einem Mädchen hatte vergreifen wollen, und in der Verwirrung seiner durcheinanderwallenden Empfindungen zog er ihren Kopf heran und küßte sie auf den Mund.

„Hein ...,“ sagte sie leise, und ihr Atem war wie ein Seufzer. — —

Und sie wußten in der Verwirrung nicht, wie sie die Hände voneinander lösen sollten. — Und hielten sich noch immer fest und starrten sich an. — Und lächelten sich verlegen in die Augen.

„Ihr seid verliebt!“ schrie der Johannes und umsprang sie in ausgelassenen Sätzen. „Ihr seid ja verliebt —“

„Mach, daß du wegkommst!“ donnerte der Hein. „Du allein bist schuld, daß —“

„Nun krieg' ich auch noch Vorwürfe! Du bist wohl nicht recht bei Trost! Lach ihn doch aus, Sibylle!“

„Ach,“ sagte Sibylle und strich sich mit beiden Handflächen über die Schläfen, „du brauchst ihn auch nicht immer zu reizen.“

„Das ist köstlich,“ entrüstete sich der Angegriffene, „das ist wirklich köstlich. Ich hab' ihm wohl auch die lange Nase geschnitten?“

„Ja — hab' ich denn das getan?“

„Ihr seid verrückt,“ entschied der Johannes und tippte sich gegen die Stirn. „So was von Blödsinn ist mir noch nicht vorgekommen. Nee, nee, wißt ihr, da empfehl' ich mich denn doch lieber und such' mir vernünftigere Gesellschaft.“

Er schob die Hände in die Taschen und machte kehrt.

Und über die Schulter fragte er zurück: „Hat einer von euch Geld? Wenn man meine Kerls singen hören will, muß man ihnen die Kehlen schmieren.“

Beide suchten sie in ihren Taschen. „Hier,“ sagte Hein, „aber komm nicht so spät wieder. Der Vater sieht's ungern.“

Als sein lustig Pfeifen draußen vor der Gartenmauer verklungen war, wandten sich die beiden langsam zueinander um.

„Wollen wir noch ein wenig hinaus, Sibylle? Es ist — überall — Frühling.“

„Ja, Hein. ...“

Sie gingen nebeneinander, und im Schreiten umfaßten sich ihre Hände. Hand in Hand, die Finger fest ineinandergeflochten, gingen sie durch den Garten, und in ihren Augen war ein Verwundern über den Reichtum der weiß und roten Apfelblüte zu ihren Häupten und die schwelgende Fülle des blauen Flieders ringsumher im Gesträuch. Und als sie das Gartentor öffneten und hinausschritten durch die grünkeimenden Felder und hinauf zum Waldrand, da lagen die Hänge vor ihnen in prangender Ginsterblüte wie ein Meer von Gold.

Unter den ersten Bäumen standen sie still und blickten aneinander vorbei in das Gold des Ginsters und in das Gold der Frühlingssonne, die alles Land erobert hatte, und hoben langsam ihre Augen empor, zwinkerten, als ob ein neues Licht sie träfe, und sahen sich an. Und sahen, daß sie jung und schön waren und in voller Gesundheit — als hätten sie es nie vordem gesehen.

Da schlossen sie die Augen, und einer reichte dem anderen den Mund. ...

Von dieser Stunde an waren sie unzertrennlich geworden. War die Arbeit daheim, war die Arbeit im Weinberg und Feld geschehen, so winkten sie sich mit den Augen und flogen aus. Hand in Hand oder einer den Arm um die Schulter des anderen geschlungen. Nie sprachen die beiden jungen Menschenkinder von Liebe, nie von zweisamen Zukunftsplänen. Sie fühlten nur, daß sie beisammen waren, und daß es ihnen gut tat über die Maßen.

Jede Handbreit heimatlichen Landes machten sie sich zu eigen, und wenn sie erst eine Erinnerung damit verknüpften, einen Sonnenaufgang, der die Bergkuppen in weiter Runde mit einer flammenden Borte zierte, eine Mondnacht, die die Weite und Tiefe mit glitzerndem, gleitendem Silber füllte, einen langen, atemlosen Marsch mit zähem Klettern auf die Basaltspitzen oder einen schnellen Kuß nach raschem, sicherndem Rundblick — so nannten sie das: das Land erobert haben.

Weg und Steg im Siebengebirge kannten sie zur Tag- und Abendzeit, und in den Trümmerhaufen der Ruinen tat ihr Fuß keinen Fehltritt. Stundenlang lagen sie und staunten vom Drachenfels nieder in den Garten Deutschlands, stundenlang träumten sie im grüngoldenen Buchenwald, der den Klosterfrieden von Heisterbach hütete, und hörten die Nachtigallen schmettern und locken. Am liebsten aber streiften sie über die Breitbacher Halde, bis sie im Walde die Bergwerke fanden, den Virneberg und den Marienberg, deren Gänge seit der Kriegszeit verlassen lagen. Das war eine neue, geheimnisvolle Welt und war schon so alt, daß die Römer sie gekannt und angebaut hatten.

Sie saßen vor den Schächten und horchten hinein.

„So möcht' ich wohl in dein Herz hineinhorchen können, Sibylle."

„Meinst du, es wäre auch so verlassen wie der Schacht?"

„Ich meinte, daß darin ebensoviele Reichtümer liegen, du Spottteufelchen, aber jetzt meine ich es nicht mehr."

„Die edeln Erze liegen immer im Quarz, Hein. So einfach ist das nicht. Klopf, klopf, Hämmerlein."

Da kroch er in die Stollen und ließ sich von seinem halsbrecherischen Tun durch kein Bitten zurückhalten. Und als er nach geraumer Zeit wieder auftauchte, hatte er die Tasche voll blitzender Erzstückchen, haarförmiges Rotkupfer, grünen, traubenförmigen Malachit und bunten Opal. Das breitete er alles vor ihr auf den Rasen.

„Siehst du wohl, Zweiflerin? Man muß sich die Mühe nur nicht verdrießen lassen."

„Hast du es gern getan, Hein?"

„Für dich tu' ich alles gern!"

Sie lag in ihrem weißen Kleid hingestreckt im Waldmoos, Sonnenlichter auf Hals und Haar, und das alte Bergwerk hatte noch kein edleres Juwel gesehen.

Und er beugte sich über sie und legte sein Ohr auf ihr Herz und hob wieder den Kopf und sah, daß ihre Augen weit aufstanden. Da küßte er sie auf die Augen, als müsse er ihren Blick aus der Weite in die Nähe bannen, und küßte ihre Lippen, auf denen die warme Sonne lag, und sie hielt seinen Kopf mit ihren beiden Händen. — —

VII

Der Konsul Bonaparte hatte sich in den Kaiser Napoleon verwandelt. Das halbe Europa machte den Festesjubel mit, und der korsische Advokatensohn durchfuhr wie ein Herr von Gottes Gnaden seine Lande, erteilte Gunst und verhängte Strafen. Die Fürsten huldigten ihm als dem Herrscher der Welt, und die Untertanen erstarben in Verehrung seiner Gottähnlichkeit.

Der alte Schmitz schimpfte, daß seine Stimme rollend die Wände entlangfuhr.

„Pack! Pack! Habt Ihr et gehört, Freund? In Bonn bauen se Triumphbögen un Pyramiden un Statuen, wie et kein Kaiser un König aus deutschem Blut je erlebt hat. Scheffelweise schmeißen se et Geld zum Fenster 'raus, un dabei saugen se daheim Hungerpfoten, dat ihnen die Gelenke knacken. Selbst der Rhein is grün un gelb vor Ekel."

Der Alte von der Burg beschwichtigte den aufgeregten Mann.

„Sie sind ungerecht, Schmitz. Das Volk kann nichts dazu. Soll es erhabener sein als die deutschen Fürsten, die ihm als Beispiel in der Kniebeuge dienen?"

„Gott verdammt, es soll's!"

Der Alte von der Burg schlug ihm auf die Schulter. „Beruhigen Sie sich, Schmitz, es wird's auch. Aber Zeit lassen! Kommt Zeit, kommt Rat. Ist das Volk erst

beraten und sind ihm die Augen geöffnet, so wird es schon seine Stimme erheben, und dieser Stimme werden sich die Fürsten, die jetzt um ihr letztes bißchen Eigen zittern, dann nicht mehr verschließen."

„Ich mein'," grollte der Freund, „dat wär jetz an der Zeit."

„Es ist uns noch lange nicht schlimm genug ergangen, Schmitz. Die deutschen Fürsten müssen erst einmal in demselben Kessel gründlich durcheinandergerührt sein, damit sie spüren, daß sie zusammen gehören. Deutschland, Schmitz, Deutschland! Gestern waren wir kurkölnisch, heute sind wir nassauisch, morgen — wer weiß? Nur nicht deutsch. Deutsch, wie ich es meine. Also lassen Sie den Kaiser Napoleon leben. Als Werkzeug des deutschen Herrgotts."

„Der deutsche Herrgott, mit Respekt zu sagen, pfeift auf uns, wenn wir de Händ' zusammenlegen un ihm bloß zukucken. Dann wird er uns den Deubel tun."

„Kalt Blut, alter Freund, kalt Blut. Er wird uns schon bei der Arbeit finden; und dann werden wir keine langen Volksreden halten."

Der starkleibige Mann blickte eine Weile finster an sich herunter. Dann hob er den Kopf, und ein verschämtes Lächeln glitt über sein gepolstertes Gesicht. „Volksredner —. Jesses Maria — dat wär so 'n Pöstchen für mich. Ich bin jetzt sechzig. Aber mit siebenzig, da werden diese Fäust' noch en besser Wörtchen mitreden können, als dat ganze große Maulwerk et heute getan hat."

Er nahm die Hand des Hausherrn in seine beiden Hände. „Nix für ungut. Aber wir zwei beide, wir bleiben die alten."

„Und wenn's noch zehn Jahre dauert. Schmitz, wir müssen Jünglinge bleiben."

„Is gut. Dann wolle mir die Jünglinge jetz auch mal drinke lasse." Und mit rollendem Lachen hob er sein randvolles Glas gegen den Hausherrn, brachte es an die Lippen und trank es in tiefem Zuge leer....

„Sehen Sie, Schmitz, wie das schmeckt? Im Zorn bekommt's nicht. Und nun kann ich Ihnen auch sagen, daß ich den Kindern auf ihr Bitten erlaubt habe, für drei Tage nach Bonn zu gehen. Morgen kommt die Kaiserin Josephine, übermorgen der Kaiser."

Der andere sann vor sich hin. „Et is riskiert — —"

Und der Hausherr erwiderte: „Wenn es riskiert ist, so liegen dort eben die Grenzen meiner Macht. Aber die Kinder sollen niemals sagen können, der Eremit von Breitbach hätte ihnen sein Leben aufgezwungen, ohne sie je ins Leben hineinschauen zu lassen."

„Also los mit den jungen Bracken. Der Johannes is ja wohl schon einundzwanzig."

„Und der Hein neunzehn, und die Sibylle siebzehn. Wie die Jahre herumlaufen. Das Mädel war ja immer seinem Alter weit voraus, aber auch körperlich ist es so bevorzugt, daß ich oft eine geheime Angst verspüre."

„Angst? Darauf wär ich mein Lebtag nit gekommen. Wovor denn nur?"

„Vor dem Augenblick, in dem sie sich ihrer vielen Gaben bewußt wird. Sie müßte nicht die Sibylle sein, wenn sie sie dann nicht ausprobieren wollte."

„Dann wird sich auch schon der richtige Mann finden," meinte der Freund und zwinkerte mit den Augen. „Wat ich sagen wollt': der Hein, dat wird mal en Staatskerl.

Na, un nu wünsch' ich den Kindern eine gute Reise zum Kaiser Napoleon."

Frühzeitig, mit ihren besten Kleidern angetan, traten die Kinder an. So hell die Septembersonne schien — die Augen der drei jungen Menschen strahlten heller. Johannes hatte die Nacht nicht geschlafen. Aufgeregt zwirbelte er sein dunkles Schnurrbärtchen und trieb den Joseph, der in Gemütsruhe das Pferd anschirrte, zur größeren Eile an. „Du Franzusejeck," lachte der, „dat se dich nur nit kriege." Auch Sibylle war schon in der Dämmerung aufgestanden, um sich für die Festtage zu schmücken. Ihre Gedanken flogen schon weit voraus, und ihre Augen leuchteten hinterdrein. Und der Hein stand bei ihr und freute sich, weil er ihre Freude sah.

Der Vater händigte ihnen die Pässe ein, die er vorsorglich beschafft hatte, und eine kleine Summe für Herberge und Lustbarkeiten.

„Kommt gesund heim," sagte er, „und gebt mir als echte Ritter auf das Fräulein acht."

„Ich werde wohl eher auf die Jungen achtgeben müssen, Vater." Dann fiel sie ihm um den Hals und bedankte sich stürmisch.

Auch der Hein bedankte sich. Aber der Johannes saß schon auf dem Bock neben dem Joseph und konnte nur noch die Hand zum Abschied herunterreichen. „Auf Wiedersehen, Vater."

„Dä hät kein Rau em Stätz," meinte die alte Barbara kopfschüttelnd. „Nit eh, bis hä op dr Nas litt."

„Kinder sind Egoisten, Barbara, und wir Alten tun gut, uns frühzeitig daran zu gewöhnen."

„En Spröchwoot heisch: Sin de Kinder klein, trebben

se der Mutter op den Schoß, sin de Kinder groß, trebben se ihr op et Härz."

„Ein anderes Sprichwort aber, Barbara, heißt: Man soll seinen Kindern einen alten Vater verwahren. Mit anderen Worten: Nie aufhören mit der Vaterliebe. Und danach wollen wir uns richten."

„Et fingk sich för alles en Spröchelchen, Här," sagte kopfnickend die Alte. „Ich han dat an minge Juseph gelehrt. ..."

Die jungen Menschen aber, denen die Sorgen galten, lachten sorglos in den Morgen hinein. Das Burghaus lag hinter ihnen, so weit, so weit, und vor ihnen lag die Welt, so nah, so nah. Der Joseph mußte den Gaul anfeuern, ob er wollte oder nicht. Der Johannes nahm ihm die Peitsche aus der Hand und ließ sie durch die Lüfte knallen, und die Sibylle tirilierte wie ein Vogel in der Freiheit. Der Hein aber klopfte dem Joseph begütigend auf den Rücken: „Du kannst ja im Schritt zurückfahren, Joseph." — „Ach nee," meinte der und mußte wider Willen lachen, „et geit doch nix üwwer en got Usred'." Aber er ließ den Gaul laufen.

Nach zwei Stunden waren sie am Ziel. Da lag das schöne Bonn auf dem jenseitigen Ufer, mit Bändern und Blumen geschmückt wie eine Braut, und die Bürger drängten in Sonntagsröcken mit festlich geputzten Frauen und Kindern zu den Toren hinaus, der Richtung zu, aus der die Kaiserin erwartet wurde, die vor dem Kaiser Bonn passieren sollte, und flotte Reiter galoppierten die Landstraße entlang, Ausschau zu halten und rechtzeitig Meldung zu tun für Glockengeläut und Kanonendonner.

„Macht rasch," sagte Johannes, „die Ponte fährt ab."

„Adieu, Joseph. Übermorgen abend wieder hier."

„Grüß den Vater," rief Hein.

Da saßen sie schon, von Johannes vorwärtsgeschoben, in der Ponte und fuhren über. Mit großen Augen staunten sie auf die Stadt, die dem einen wie ein Wunder, dem anderen wie eine Offenbarung erschien. Dann gab es einen Ruck, daß sie durcheinanderpurzelten. Die Fähre hatte das Ufer erreicht.

Ohne weiteres übernahm Johannes die Führung. Seine Knabenerinnerungen wachten auf, und jeder Stein war ihm vertraut. Am Rheintor wußte er eine saubere Herberge, die nicht zu teuer schien. Dorthin wandte er sich zuerst. Sein Auftreten war sicher, seine Gestalt dehnte sich, und selbstbewußt ließ er die Blicke schweifen. „Hier sind wir in Frankreich," sagte er. „Was? Das ist gleich eine andere Sache."

Und er rief einem Korporal ein französisches Scherzwort zu, der es lachend zurückgab.

In der Herberge erhielten sie zwei Stübchen, hoch oben unter dem Bodenverschlag. „Dat Haus is voll von Gäst'," erklärte der Wirt, „Offiziers un Kumödiespielers un wat weiß ich. Aber dafür auch d i e Aussicht!" Und er stieß das Fenster auf und wies auf den Rhein.

Sie wurden schnell handelseinig. Es drängte die jungen Gäste, ins Leben hinauszukommen, das da draußen auf sie wartete — nur auf s i e wartete. Viele Köpfe wandten sich nach den schlanken Jünglingen, alle Köpfe nach dem weißgekleideten, braunlockigen Mädchen um. „Nimm meinen Arm," sagte Hein. Und nun gab er sie nicht mehr frei in dem Gedränge.

Der Tag flog dahin, ohne daß sie es bemerkten, ohne

daß sie Hunger oder Durst verspürten. So voll sogen sich ihre Augen, ihre Seelen, von all dem Ungewohnten, was sie sahen und hörten. Ein Rausch kam über sie und steigerte und verklärte alles.

Plötzlich, gegen Abend, begannen die Kartaunen zu krachen und die Glocken jubelnde Lieder zu singen. Die Menge auf den Straßen vor und in der Stadt bildete Spalier, stand mit klopfenden Herzen. Irgendwo da draußen hielten jetzt die Vertreter der Stadt eine huldigende Ansprache an die Kaiserin. Und nun ein einziger, gen Himmel stürmender Jubelschrei, der die ganze Stadt erfüllte. In achtspännigem Prunkwagen, von Karossen und Reitereskorten begleitet, hielt Josephine ihren Einzug in Bonn, und wohin die schöne Westindierin blickte, wohin sie grüßte und winkte mit Augen und Händen, gewann sie sich im Fluge die Herzen der für Schönheit und Frauenliebreiz empfänglichen Kinder des Rheins. Und wieder und wieder erschollen die Hochrufe auf die schöne Frau, als sie im taghell erleuchteten Garten des Graf Belderbuschschen Hauses erschien, als sie sich auf der bekränzten und bewimpelten Ponte, heftig entzückt von der Schönheit des Rheintals, hin und her fahren ließ auf dem Strom, und die Menge folgte ihr zum Belderbuscher Hof zurück und brachte ihr Ständchen dar, und das festliche Treiben wogte noch durch Bonn, als die Kaiserin bereits in vierter Morgenstunde die Stadt auf der Straße nach Koblenz verlassen hatte. Jetzt erwartete man den Kaiser, und die Erregung ebbte nicht mehr ab.

In der Nacht erst waren Johannes und Hein mit Sibylle in die Herberge zurückgekehrt. Hein hatte darauf bestanden, daß Sibylle etwas zu sich nehmen müsse, und

nun verspürten sie alle drei ihren gesunden Hunger und Durst. Das Gastzimmer war gefüllt von Fremden, aber an einem langen Tische machte man den jungen, strahlenden Menschen bereitwillig Platz, indem man enger zusammenrückte. Deutsche und französische Sätze schwirrten durch die Zimmer. Aber das Französische überwog.

Schneller, als sie selber gedacht, war der Hunger der drei gestillt. Nein, es ging nicht, in dieser Wunderwelt zu essen. Die Schüssel kalten Bratens, das Brot und die Schüssel kalter Bratfische standen fast unberührt. Nur der Wein glitt gut hinab. Fort mit den Speisen. Und Johannes wandte sich der Bedienung zu. Da legte sich eine gepflegte Hand auf seinen Arm, und eine tief klingende Stimme drang in sein Ohr: „Pardon — erlauben Sie?"

Überrascht blickte er auf, und Hein und Sibylle mit ihm. Und sie sahen ihre Tischgesellschaft, Männer und Frauen mit blassen, scharfen Gesichtern von aristokratischem Schnitt, in denen hungrige Augen standen. Die Kleidung war nicht neu, aber elegant und durch Schleifen und Bänder künstlerisch gehoben. Doch die hungrigen Augen ließen sich durch Schleifen und Bänder nicht beirren.

„Pardon, Mademoiselle et Messieurs — wünschen Sie Racine oder Molière für dieses Nachtessen?"

Da wußten die Überraschten, daß es die Schauspieler waren, die zu den Kaisertagen herbeigeeilt waren, und sie stammelten, daß es ihnen eine Ehre sei, und daß der Wirt mehr bringen könne, und blickten mit glückseligen Augen auf die tapfer Schmausenden, als ob ihnen von Rittern und edlen Frauen eine unerhörte Wohltat geschähe.

„Meine jungen Freunde," begann der Sprecher der

Gesellschaft, als das Mahl beendet war, „die Anmut Ihres Gebens könnte uns des Dankes entheben, denn der Dank unterbricht die schöne Linie der Harmonie und beugt die Intelligenz unter die Materie. Soyons amis. Ich bin der Chevalier de Montbrun, und diese hier sind meine Kunstgenossen und Genossinnen. Wir wünschen auf das Wohl der holden jungen Dame zu trinken, die dieses Wirtszimmer zu einem Festsaale gestaltet."

Er neigte sich tief gegen Sibylle und leerte sein Glas, und die Tischgesellschaft tat wie er.

„Es wird Sie wundernehmen, mein Fräulein," fuhr der Redner fort, „uns in einer Situation zu finden, die ein Lächeln hervorrufen könnte. Oh, Sie dürfen lächeln. Wir wollen gemeinsam lächeln über den launigen Scherz des Schicksals, der uns nach Bonn führte, bevor die Sonne Seiner Kaiserlichen Majestät über dieser Stadt aufgegangen war, und uns zwang, gegen Erwarten unsere Reisekasse anzugreifen. Verdanken wir doch diesem launigen Scherz den Zauber dieser Stunde. Und gerade wir, von denen Könige den königlichen Anstand zu erlernen kommen, wir, die wir auf der Bühne mit dem Universum spielen, folgen so gern der naiven Sehnsucht nach dem Reinmenschlichen und seinem Humor."

„Sie sind der Direktor der Künstler?" fragte Sibylle und atmete tief.

„Ich bin ein Edelmann geblieben, mein Fräulein. Vor der großen, herrlichen Revolution war ich es von Geburt, heute bin ich es durch die Kunst, die uns über die Masse erhebt. Wissen Sie, wie es tut, wenn es in Ihre Macht gegeben ist, Gnaden zu erteilen, Herzen zu rühren oder zu erschüttern, das Gemeine zu stürzen und die Schönheit

auf den Thron zu erheben? Und Sie stehen und schweben auf einer Wolke, die die Morgensonne rötet, und unter Ihnen wogt die Welt, drängen sich die Menschen, das Antlitz gen Himmel, die Arme nach Ihnen ausgestreckt, und der Chor ihrer Stimmen schlägt an Ihr Ohr: begnade uns — begnade uns! Nein, mein Fräulein, es gibt keinen höheren Adel, und ich bin stolz, der Führer meiner Künstler zu sein."

„Spielen Sie auch in Paris, monsieur le chevalier?"

„Paris ist Frankreich, und Frankreich ist, wo der Kaiser ist. So spielen wir denn nur in Paris, wo wir auch sind."

„Und morgen wird Paris hier sein?" fragte Sibylle leise.

„Morgen sollen Sie mich als Orest sehen, mein Fräulein, damit Sie selbst urteilen können, ob es Erhabeneres gibt als die Kunst. Eins nur wünschte ich. Racine und mir. Eine Iphigenie von dem keuschen Adel Ihrer Erscheinung."

Die Huldigung entging ihrem Ohr. Sie sah nur den Mann an, der begnadet war, Tausende zu begnaden. Und sie gewahrte nicht, daß er schon ein hoher Vierziger war und Grau sich in seine schwarzen Locken mischte. Sie las aus seinem schmalen und feinen Aristokratenkopf nur den Jüngling Orest heraus und sah Iphigenie ihm entgegenwandeln und ihn schützen vor dem Zorn der Götter.

„Sibylle," sagte Hein und rührte sie an.

„Ja, Hein — —"

„Es ist Zeit, zu Bett zu gehen, Sibylle. Wir haben morgen frisch zu sein."

„Ach nein, es ist nicht Zeit. ... Und frischer kann ich nicht werden."

Von den Schauspielern erhob sich einer nach dem anderen, gähnte heimlich und verschwand. Johannes aber hatte schon längst den Tisch gewechselt, saß in einer Ecke mit französischen Truppenoffizieren zusammen und begeisterte sich an Wein und Reden.

„Mein Fräulein,“ sagte der Schauspieldirektor, „folgen Sie dem wohlmeinenden Rat Ihres Bruders. Meine Damen haben sich zurückgezogen, und Ihr Ohr ist zu schade für den Lärm, der jetzt hier herrscht. Auf morgen abend, mein Fräulein. Ich hoffe, nach der Vorstellung die Ehre zu haben, Sie als m e i n e Gäste zu sehen.“

Ohne Widerrede erhob sie sich, reichte dem Fremden die Hand, die er ehrerbietig an die Lippen führte, und wandte sich dem Ausgang zu.

„Johannes!“ rief Hein in den Tabakqualm.

„Geht nur schon hinauf! Ich komme später!“

Da führte Hein das Mädchen bis an die Tür ihres Zimmers und bot ihr gute Nacht.

„Gute Nacht . . .,“ erwiderte sie, wie aus einem Traum heraus. Und der junge Mann lag mit wachen Augen auf seinem Lager und mühte sich, mit freudigen Gefühlen an den wechselreichen Tag zurückzudenken, während sich in seiner Seele ein Unbestimmbares zur Wehr setzte gegen einen unbestimmbaren Feind. Dann polterte Johannes die Stiegen herauf, und es mußten Stunden vergangen sein, und Johannes rüttelte ihn und rief ihn an: „Aufgestanden, aufgestanden! Um neun Uhr kommt der Kaiser! Vive l'empereur!“ Da sprang er auf die Füße und stand neben Johannes, der sich schon Brust und Gesicht mit kaltem Wasser wusch, und das kalte Wasser machte auch ihn lebendig und jugendfröhlich und verscheuchte den Albdruck der Nacht.

„Bist du auf, Sibylle?“ rief er und klopfte an die Kammertür.

„Längst, längst! Langschläfer ihr! Wir wollen frühstücken!“

Als hätte sie eine Nacht der köstlichsten Erquickung hinter sich, so morgenfrisch und mädchenstrahlend erschien Sibylle in der Tür. „Ei, ihr seid auch schon fertig? Und der Wein hat euch nicht geschadet? Kinder, Kinder, wie wunderbar schön ist doch das Leben!“ Und übermütig griff sie nach Heins Händen und schwenkte ihn im Zimmer herum.

„Fünf Brüderschaften habe ich diese Nacht getrunken,“ rief Johannes. „Mit Männern, nicht älter als ich, aber schon ein Dutzend Schlachten haben sie hinter sich, kreuz und quer in Europa! Das nenn' ich auf der Welt sein!“

„Bravo, Brüderlein, bravo!“

„Laßt den Unsinn jetzt,“ gebot Hein und trieb die Tollenden aus dem Zimmer. „Der Johannes kann tun, was er will, aber für die Sibylle hab' ich zu sorgen. Und jetzt wird gefrühstückt!“

„Schulmeisterlein! Schulmeisterlein!“

Er ließ sich nicht beirren. Er bestellte in der Wirtsstube Kaffee, Schinken und Eier und gab nicht eher Ruhe, bis Sibylle gehorsam ihren Teil verzehrt hatte. „So,“ sagte er, „nun wirst du auch den Kaiser Napoleon aushalten können.“

„Der Kaiser! Der Kaiser!“

Einer einzigen Menschenwoge glich die Stadt, und immer stärkeren Zustrom erhielt sie aus allen Dörfern und Städtchen der Umgebung. Und nur ein einziges Wort beherrschte diese Massen, und sie raunten es, riefen es,

jubelten es: „Der Kaiser! Der Kaiser!“ Wie von einer Gottheit erhoffte man von dem Mann, der plötzlich aus der Dunkelheit selbstherrlich in das Licht getreten war, Wunder und Zeichen, Aufhebung der Teuerung, Verdienst für das Volk, Verlegung des Appellhofes und der Rechtsschule nach Bonn, um der Stadt den alten Glanz aufs neue zu verleihen.

„Der Kaiser! Der Kaiser!“

Da kam er, und Kanonendonner und Glockengeläut stürmten wie die Läufer der Imperatoren vor ihm her.

Da kam er, bleich und hager, in unscheinbarer Uniform und kleinem Hut, nahm an der Bannmeile der Stadt Schlüssel und Ehrentrunk, lehnte sich im Wagen zurück und fuhr schweigend und regungslos durch die jubilierende Menge zum Belderbuscher Hof. Hinter ihm das Gefolge der glänzenden Generale.

Noch hatte sich die Menge von ihrem Staunen über das spukartige Erscheinen und Verschwinden des Zuges nicht erholt, als bereits die Pferde vor dem Hause des Grafen vorgeführt wurden. Der Kaiser zeigte sich, bestieg seinen Schimmel und ritt, ohne sich nach seinem Gefolge umzublicken, davon. Seine Generale folgten ihm.

Dann löste ein schmetterndes Lachen die Beklemmung des Volkes. Der Unterpräfekt Bonns war vom Pferde gefallen. Blaß und verstört, des Aberglaubens des Korsen gedenkend, kletterte er wieder in den Sattel und trabte hinterdrein.

„Hoppe, hoppe Reiter!“ sangen die lebenslustigen Bonner ihm nach. Aber der Spott verging ihnen, als sie nachdrängend gewahrten, wie der Kaiser, das Fernrohr vor den Augen, rund um die alte Stadt galoppierte und scharfe Besichtigungen vornahm.

„Gott im Himmel, hilf uns. — —"

„Die Stadt ist verloren, wenn der Kaiser sie zur Festung bestimmt. — —"

„Gott im Himmel, verlaß Bonn nicht!"

Fortgeblasen war der Jubel. In angstvoller Bestürzung verfolgten die Bürger das stumme Schauspiel, das über Wachsen und Werden der Stadt entscheiden sollte. Schon ließen die Mutigsten die Hoffnung sinken, denn der Kaiser schien befriedigt. Da strauchelte der Schimmel in der Voigtsgasse, die steil zum Rhein hinabführt, und der Kaiser stürzte hart auf den Kopf des Pferdes, riß das Tier mit Hilfe eines behend zugreifenden Generals hoch, zog die Stirn in Falten, wandte um und ritt zurück.

„Nein, es kann keine Festung werden," entschied er, und der Aberglaube saß in seinen verfinsterten Augen.

Das Wort, kaum hingeworfen, lief in Zaubereile durch Straßen und Gassen und erfüllte die Stadt. Und während der Kaiser auf den Kreuzberg ritt und über das Vorgebirge nach dem Dorfe Kessenich, wo ihn der Reisewagen zu hastiger Weiterfahrt erwartete, hallte die Stadt wider von der Begeisterung des glückseligen Volkes. „Vive l'empereur!"

Heute wachte Hein scharfen Auges darüber, daß Sibylle zur rechten Zeit ein Mittagsmahl erhielt und sich größere Ruhe auferlegte. „Wenn du abgehetzt ins Komödienhaus kommst, wirst du dir selber den Genuß verscherzt haben." Diese Mahnung wirkte. Am Nachmittag lagerten sie am Rhein und blickten stromauf nach den Sieben Bergen, hinter denen sie Rheinbreitbach wußten. „Jetzt denkt der Vater her," sagte der Hein, und Sibylle nickte träumerisch, ohne recht auf seine Worte gehört zu haben.

Sie waren allein. Gleich nach der Mittagsmahlzeit hatte sich Johannes von ihnen verabschiedet, da er ein Rendezvous mit seinen Freunden, den Offizieren, verabredet habe und ohnedies keine Neigung zu einer Racineschen Tragödie verspüre. Als Hein nach dem Mädchen blickte, sah er, daß es mit geschlossenen Augen lag und ein Lächeln um ihren Mund irrte. Das dünkte ihn so schön, daß er sie nicht zu stören wagte, bis es Zeit wurde, sich einen billigen Platz im Komödienhause zu sichern. Sofort sprang sie auf die Füße. Nein, sie hatte nicht geschlafen.

Auf dem obersten Rang saßen sie und starrten auf die Bühne. Das festliche Treiben im Hause ließ sie unberührt. Als der Vorhang sich hob, beugte sich Sibylle weit über die Brüstung. Ihre Augen weiteten sich und schienen nachgedunkelt. Ihr Atem ging kurz und rasch, ihre Lippen bewegten sich unaufhörlich, als sprächen sie die Worte nach, die ihre Seele auffing. Wenn der Vorhang fiel, sank sie mit einem leisen Seufzer zurück und griff nach Heins Hand, als müsse sie daran in die Wirklichkeit zurückkehren. Und doch wartete sie erregt auf den Fortgang des Spiels.

Die Truppe bot ihr Bestes. Aber der Orest des Chevaliers ragte um ein bedeutendes hervor, und sein leidenschaftliches Spiel, die durchdringende Wahrheit seines Tons und sein edler Anstand überwanden Pathos und Künstelei der Mitwirkenden.

Noch immer starrte Sibylle auf den Vorhang, der sich nicht wieder hob. Das Theater leerte sich rasch. Ein Logenschließer erschien auf dem oberen Rang und machte sich bemerkbar. Da weckte Hein das Mädchen auf, legte ihm ein schützendes Tüchlein um und führte es behutsam

hinaus. Draußen erstrahlten die Straßen, Fenster an Fenster, in der Kerzenbeleuchtung, die zur Feier des denkwürdigen Tages befohlen worden war.

„Haben dir die französischen Schauspieler gefallen, Sibylle? Du warst mir ganz entrückt.“

„Also das gibt es,“ murmelte das Mädchen, „gibt es ... wie ich es mir geträumt habe ... gibt es wirklich und noch viel schöner ...“

„Soll ich dir ein Geständnis machen, Sibylle?“

„Tu es ...“

„Daß ich mich auf die Burg freue und den Vater, auf den Garten, die Felder und die Weinberge? Mir ist gerade, als wäre ich schon Monate fort, und alles rief' mich zurück.“

Sie blieb stehen und sah ihm in die Augen. Gerade hinein sah sie ihm.

„Fühlst du das auch? Fühlst du das endlich auch? Daß zwei Tage so viel wiegen können wie Monate? Ach, wovon reden wir. Komm, wir wollen weitergehen.“

„Wie bist du verändert, Sibylle. Dies Leben ist nicht gut für uns. Wir gehören in die freie Natur, auf den Gaul, ins Wasser, auf die Berge. —“

„Komm, komm, Hein.“

Die Gaststube der Herberge war noch leer. Die Menschen zogen in den Gassen umher, bewunderten die Illumination und trieben mit Mädchen und Frauen Kurzweil, als ob es Karnevalszeit wäre. Nur in der hinteren Ecke des Zimmers saß ein Gast beim Abendbrot. Es war der Chevalier.

„Treten Sie näher, meine Freunde, treten Sie näher,“ rief er und winkte mit der flachen Hand durch die Luft.

„Orest verzehrt ein Butterbrot. Greifen Sie zu und nehmen Sie ein Glas Wein. Doch ein Wort zuvor. Waren Sie im Theater?“

„Ja,“ sagte Sibylle, reichte ihm die Hand und sah ihm strahlend in die klugen Augen.

„Erzählen Sie, mein Fräulein. Sprechen Sie mir von Ihren Eindrücken. Üben Sie Kritik. Diese Iphigenie hat den Ton einer gemütvollen Modistin, ich weiß es und bin unglücklich. Aber zu einer Iphigenie muß man geboren sein, geboren, geboren.“

„Man sah und hörte nur den Orest,“ antwortete Sibylle und strich sich langsam über die Schläfen.

„Und Sie, mein Fräulein? Und Sie? Hätten Sie nicht meine Partnerin sein mögen, meine Iphigenie, die meine Kunst von diesen Kulissenreißern erlöst? Ich möchte Sie sprechen hören. Ein paar Strophen nur möchte ich von Ihnen hören. Sie haben eine Stimme, die wie eine Glocke ist — wie eine Glocke, die in Mondnächten aus geheimnisvollen Kirchen klingt.“

Sibylle lehnte den Kopf gegen die Rücklehne ihres Stuhls. Ihre Augen suchten weiten und dunkeln Blicks an der Decke. Dann begann sie zu sprechen. Ohne Scheu, ohne Stocken. Hingerissen von des Dichters Worten, die sie im Gedächtnis behalten hatte, gedämpft nur durch die künstlerische Erregung, die sie durchflutete. So sprach sie einen Strophenkranz der Iphigenie.

„Mein Gott,“ sagte der Chevalier, „mein Gott —“

Sie bewegte sich hastig und schwieg verwirrt. Und wie im Komödienhaus suchte sie Heins Hand.

„Fahren Sie fort, mein Fräulein, fahren Sie fort. Sie erweisen mir eine Wohltat.“

„Nein, nein," stammelte sie, „ich habe mich lächerlich gemacht."

Da hob der Franzose seine gepflegte Hand und legte sie ihr auf den Scheitel. „Mein Fräulein, das Wort eines Edelmanns und eines Künstlers, den selbst der Kaiser schätzt, bürgt für meine Wahrhaftigkeit: ein ursprünglicheres und stärkeres Talent in der Erfassung des Geistes, in der Beherrschung des Wortes sah ich nie. Ein Jahr in meiner Schule, und ich mache Sie zu einem Stern Frankreichs."

„Wir sind Deutsche," sagte der Hein schweratmend. Und er wiederholte, als Sibylle schwieg: „Wir sind Deutsche."

„Die Kunst und die Frauen, mein junger Freund, haben ein größeres Vaterland."

„Es ist nicht wahr," stieß Hein hervor. „Sie beleidigen die Frauen, unsere Mütter —"

Und wie ein krampfender Schmerz kam das Bewußtsein über ihn, daß auch seine Mutter einen französischen Gatten — nein, nein, nein! Seine deutsche Mutter hatte ihn deutsch erzogen.

Der Franzose lehnte sich zurück. Über sein blasses Künstlergesicht huschte es wie ein überlegenes Lächeln.

„Ich nehme die Frauen aus," begann er nach einer Weile, „die vom Geschlecht der Evamutter abstammen. Sie war nicht Adams erste Frau. Als Adam jung war und Gottes Feuer in sich spürte, hatte er eine ebenbürtigere Genossin, wie er selbst von direkt göttlicher Abstammung. So steht es heute noch in den alten rabbinischen Büchern, und der Himmel der Babylonier und Assyrer beherbergte bis zu seinem Zusammenbruch eine Göttin Lilith. Lilith aber hieß des ersten Menschen erstes Weib, und er zeugte

mit ihr Kinder, die wie Riesen waren an göttlichem Wuchs und feuriger Seele und selbst dem Himmel gefährlich wurden, weil sie ihn nicht mehr brauchten. Lilith aber wollte ihren Mann groß und frei sehen auf der Erde, wie Gott groß und frei im Himmel, und sie entfaltete die tausend Gaben ihrer Schönheit und ihres Geistes wie ein gewaltiges Flügelpaar und schwang sich über Adam hinaus und rief: ‚Wo ist der, der mir Gatte sein will?‘ Da lachte Adam und reckte sich auf, daß er durch die Lüfte wuchs und seine Hand ihre Schönheit packte: ‚Hier ist er, und du fühlst es.‘ Und jeden Tag reckte er sich ihr nach und wurde ihr Meister. Und es wurde ein göttlich Menschengeschlecht. Da bangte dem Herrn des Himmels um Ansehen und Macht, und er nahm in der Nacht eine Rippe aus Adams Leib und formte ein Wesen daraus, schwächer als der Mann. Und da der Mensch nichts mehr liebt als sich selbst, so wandte sich Adam von Stund an zu der neuen Genossin, die ein geringer Teil seiner selbst war, und ihn zu sich herniederzog und ihm Kinder schenkte, die Menschen waren ohne Göttlichkeit. Wo Lilith blieb? Unsere Christenbibel spricht im Jesaias von ihr als dem Kobold der Nacht, und dienstfertige Zeloten nennen sie des großen Luzifers Schwester. Die Assyrer aber versetzten sie unter ihre Gottheiten. Wer hat recht, die Christen oder die Heiden? Die Heiden zählen der Ahnen mehr, und ihre Geschichte und Sage reicht weiter. Eins aber steht fest: Liliths Geschlecht lebt! Lebt mitten unter Evas Geschlecht! Feuer haben sie in den Seelen und göttliche Gedanken im Haupt. Sie gehen aufrechter und rascher und achten nicht der Hindernisse, die Evas Geschlecht sich selber spann in kleinlicher Angst vor dem befreienden

Sturmwind. Und die Frauen aus Liliths Geschlecht halten die Männer nicht am Boden wie die Frauen aus Evas Geschlecht, damit sie nicht die Lungen im Sturmwind stählen und ein Erinnern ihnen zufliegt an ihres Vorvaters Jugendzeit. Die Frauen aus Liliths Geschlecht zeigen den Weg! Den Weg zur Höhe! Den Weg zur Freiheit und Freude! ‚Wo ist der, der mein Gatte sein will?'"

Er faßte sein Glas, ließ das Licht der Kerzen darin schimmern und trank es leer.

Die jungen Menschen saßen wie betäubt.

„Die Wirtsstube füllt sich," meinte der Franzose und blickte auf die zuströmenden Gäste. „Wir wollen dem Abend die Weihe lassen und uns zurückziehen. Ich sage: auf Wiedersehen, mein Fräulein. Ihren Namen nannte mir der mitteilsame Wirt. Sie wohnen auf der Oberen Burg zu Rheinbreitbach. Weltenfern. Und wenn Sie wollen, lehre ich Sie in Jahresfrist, die Welt zu Ihren Füßen zu sehen."

Er nahm ihre Hand und führte sie wie tags zuvor ehrerbietig an seine Lippen.

„Auf Wiedersehen . . .," sprach sie ihm nach und träumte von Lilith. . . .

Der Chevalier und Hein standen sich gegenüber. Dann machten sie sich eine knappe Verbeugung, und der Franzose schritt zur Tür. Hein aber bot Sibylle den Arm und führte sie ritterlich durch das Gastzimmer, die Stiegen hinauf zu ihrem Stübchen.

„Johannes fehlt noch," sagte er. „Nun, er wird schon heimfinden wie wir."

Sie schüttelten sich die Hand und begaben sich still in ihre Zimmer.

Und wieder kam der Schlaf nicht, den sie auf der Burg nicht eine Nacht vermißt hatten. Und Hein grübelte darüber ernsthaft nach und dachte: Wie seltsam, daß Mühen und Arbeiten ruhig macht und mit Fröhlichkeit erfüllt, während Genießen und den Tag nach Freuden Durchsuchen Unruhe ins Blut gießt und uns rastlos werden läßt, ohne daß wir wirklich die Fröhlichkeit finden. Und er dachte an den Chevalier von gestern und von heute und staunte, weil er zwei verschiedene Menschen gewahrte. Der gestrige war ein vagierender Komödiant, der mit hungrigen Augen nach der Schüssel des Nachbars sah, und der heutige, der Erdentitan mit der Himmelsverachtung — was war er? Da lachte Hein in die Kissen, denn sein klarer Sinn hatte die Wahrheit gefunden. Der heutige war auch ein Komödiant und unterschied sich von dem gestrigen dadurch, daß er nunmehr Kasse gemacht hatte. Lag das, was der Vater Menschenwürde nannte, vielleicht zwischen den beiden? Nein, sagte er sich, sie verlangt doch wohl den ganzen und ungeteilten Menschen und läßt sich nicht mit großen Worten bestreiten. Lilith. — — Dies eine Wort gab ihm zu denken. Er warf sich unruhig herum. Er fand es schwül in der Stube. Hatte der Fremde recht mit seinen heißen Reden, die wie Gotteslästerungen klangen und doch dem Menschensinn schmeichelten und ihn berückten? Liliths Geschlecht — und außer ihnen die stumpfe Herdenschar der Bürger und Bauern, die an der Erde klebten. Was war Wahres daran? Wo waren die Erkennungszeichen? Fruchtlos zerquälte er sein Hirn. Und er beschloß, den Vater zu fragen.

So wurde es Morgen, und des Johannes Lager war leer geblieben.

„Es ist gut, daß wir heute heimkehren," sagte sich Hein und kleidete sich an. „Der Vater darf es nicht erfahren." Und er wartete, bis er Sibylle in ihrer Kammer hörte, und rief ihr heiter zu, daß es zehn Uhr vorüber sei, und erschrak, als er sie blaß und übernächtig sah.

„Ich habe schlecht geschlafen," sagte sie, „oder wohl gar nicht. Das können wir ja alles zu Hause nachholen. Wo steckt denn Johannes?"

„Er ist ganz einfach nicht gekommen. Aber er weiß ja, wann wir fahren."

„Gott, wäre ich doch auch ein Mann," gab sie zur Antwort.

Nachmittags kehrten sie von einem Spaziergang heim, um ihre Reisetasche zu holen und die Zeche zu begleichen. Der Wirt dienerte und überreichte ihnen einen Brief. Als Hein das Siegel löste, fiel ihm ein zweiter Brief in die Hand. „An den Vater," sagte er zu Sibylle, und dann las er, was für sie geschrieben war. „Auf Wiedersehen, Ihr beiden. Ich mache noch einen längeren Ausflug und bin schon auf der Reise. Laßt Euch die Zeit nicht zu lang werden auf der Burg, bis ich wiederkomme, oder Ihr zu mir kommt. Johannes."

Hein hob den Kopf. Verständnislos blickte er seine Gefährtin an. „Sibylle? — —"

„Er ist einundzwanzig Jahre," sagte sie und biß die Zähne zusammen.

Er starrte sie noch immer an. Und langsam begriff er. Aber das Blut stieg ihm wie eine Scham zu Kopf.

„Komm!" sagte er und ergriff die Reisetasche, „wir müssen jetzt zur Ponte. Wir dürfen Joseph mit dem Wagen nicht warten lassen."

Und drüben, auf dem andern Rheinufer, gab er Joseph

die Hand und erklärte dem verblüfft Nachzählenden: „Laß gut sein, Joseph. Wir kommen ohne den Johannes. Aber wir wollen erst darüber sprechen, wenn der Vater den Brief gelesen hat."

So fuhren sie schweigend zurück von den Bonner Kaisertagen, und das Pferd spürte keine Peitsche.

Und in später Nacht las der Alte von der Burg den Brief des Sohnes Johannes.

„Verzeihe, lieber Vater, den eigenmächtigen Schritt. Unser Blut ist eben verschieden, und ich bin noch zu jung, um schon so abgeklärt oder so bescheiden zu sein wie Du. Bedarf es einer Entschuldigung, so nimm diese dafür, und Dein Gerechtigkeitssinn wird mich nicht verdammen. Ich muß in die Welt. Und da die Welt heute Frankreich ist, und ich nicht abwarten kann, bis die Welt sich ändert, so muß ich nach Frankreich. Ich trete in ein Regiment ein und diene auf Beförderung. Sagt doch der Kaiser, daß jeder seiner Soldaten den Marschallstab im Tornister trägt. Hab Dank für alles, was Du mich lehrtest. Ich werd's gebrauchen können. Grüß die alte Burg und ihre Insassen und sage allen, daß ich Gold und Ehren hole. Auf glückliches Wiedersehen. Dein getreuer Sohn Johannes."

„Getreu! — —" wiederholte der Alte, und in seiner Hand ballte sich der Brief.

Lange stand er am Fenster und blickte immer auf den gleichen Punkt in die Nacht hinaus und dachte an vieles und an nichts, bis er langsam und stet seine Gedanken ordnete und zum Tisch zurückkehrte. Und während er den zerknitterten Brief glattstrich, sagte er vor sich hin: „Da deine Jugend nicht abwarten konnte, muß mein Alter abwarten. Vaterpflichten haben nun einmal das längste Leben. — —"

VIII

Wohl war das Leben um einen frohen Ton stiller geworden auf der Burg, und ein ernster und trauriger Zug stand oft insgeheim auf den Gesichtern. Aber die Forderungen des Tages wurden erfüllt wie bisher, und keine Hand feierte bei der Weinlese und dem Keltergeschäft. Nur die Lieder wagten sich noch nicht wieder hervor, und der Joseph schüttelte ingrimmig den Kopf. „Wat mer nit verbessere kann, dat soll mer losse, we et eimol es. Der Johannes fingk schon widder no Hus, wann der Hunger kütt."

„Der Johannes," sagte Sibylle, „wird uns noch alle reich machen, und dann wirst du anders denken."

Der Joseph sah sie verwundert an. Und meinte trocken: „Och du leev Herrgöttchen! Eine Vatter kann besser zehn Kinder ernähre, als zehn Kinder eine Vatter. Dat 's usprobiert."

„Wir sind nicht alle von einer Art, Joseph. Du mußt das nicht vergessen."

„Enee. Ich sin bloß ene Voorejung."

Sie ging zu ihm und strich ihm leise über den Ärmel. „Ich hab' dich doch nicht kränken wollen, Joseph ... Ich bin ja selber traurig."

„Scht! Der Här."

Der Alte kam aus den höhergelegenen Weinbergen. Hein ging abgearbeitet an seiner Seite. Als er Sibylle erblickte, streckte er hastig die Glieder und winkte dem Mädchen mit der Hand. „Ein voller Herbst, Sibylle. Das stimmt den Menschen lustig."

Und sie winkte zurück und rief einen Glückwunsch. Und sie lachten sich an, bis sie sich aus den Augen waren. So taten sie seit geraumer Zeit einer um des anderen willen.

Der Vater arbeitete in diesen Herbsttagen ununterbrochen. Spät abends saß er noch auf und führte beim Lampenlicht seine Bücher. Wenn er sich nach Mitternacht erhob und seine Schlafkammer aufsuchte, weilte er immer noch vor der schlichten Holzfigur der Mater Dolorosa mit den sieben Schwertern im Herzen, und seine Hand strich sinnend darüber hin. „Wenn die Kinder wüßten, woher die Schwerter im Herzen der Eltern kommen — wenn die Kinder wüßten ..."

Der kalte Herbstregen kam, und es regnete Tage und Nächte und trieb die Menschen in engem Raum dicht zueinander. Die alte Barbara ließ das Spinnrad schnurren, und der Joseph bastelte an allerlei Gerät und sprach geheimnisvoll von Weihnachten. Aber die Gedanken der Zuhörer waren nicht bei ihm. Sibylle träumte zum Fenster hinaus und dachte an die großen Städte, in denen jetzt hell die Lichter brannten und die Menschen bei Musik und Tanz das trübselige Wetter längst vergessen hatten. Und Karossen sah sie vorüberfliegen mit reichgeputzten Männern und Frauen, die alle zu dem weithin leuchtenden Tempel fuhren und darin niedersaßen und brennenden Auges auf die Bühne starrten. Und hier — hier wandelte

der frostige Herbstregen die Erde weithin in Morast, daß kein Fuß zu ihnen fand.

Bedrückt und unruhig blickte Hein auf die Freundin, die ihm entglitt, und sein gerader Sinn suchte, wie er sie erheitern und zerstreuen könne, und glaubte, das Rechte gefunden zu haben. Er schrieb an eine Handlung in Bonn und ließ einige Werke deutscher und französischer Dichter kommen. Nun konnte der Regen ihnen nichts mehr anhaben. Kaum schauten sie noch auf, wenn ein Sturmstoß durch den öden Garten fuhr und die Bäume schleunigst ihre Kronen stöhnend bis tief zur Erde beugten. Dicht aneinandergedrängt saßen sie, und einer las dem anderen vor, und der Vater ließ oft die Arbeit ruhen und setzte sich still zu ihnen, und Barbara und Joseph sahen sich mit runden Augen an, schüttelten die Köpfe und lachten verlegen.

Denn die beiden lasen französische Tragödien, Racines „Iphigenie" und Voltaires „Mahomet". Und es geschah oft, daß Sibylle aufsprang und den Hein und den Vater, Barbara und Joseph vergaß und das, was sie gelesen hatte, mit leidenschaftlichen Gesten aus dem Gedächtnis wiederholte. Dann vernahmen auch die anderen den Sturmwind nicht mehr, der wütend um die alten Mauern fuhr, und doch nichts vermochte, als die Wetterfahnen zum höhnischen Kreischen zu bringen. Denn aus der Mädchenkehle drang eine Glocke, die über den Sturmwind hinwegstürmen konnte und doch wieder so süß und zärtlich singen und klingen wie ein Gebetglöcklein zur Adventszeit. Und es blieb lange still unter den Zuhörern.

„Et flügt enen Engel durch et Zemmer," flüsterte Joseph, und die alte Barbara wiegte vor Überraschung

den siebzigjährigen Kopf hin und her. „Dat han ich nit eimol op Kirmes erläv'. Nit eimol op Kirmes. Nee, nee ...“

Und eines Abends begannen sie „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ zu lesen. Bald, und sie lasen nur noch mit halber Stimme, und die Augen eilten vorauf, und die Stimme versagte zuweilen.

„Was ist mir nur,“ murmelte Sibylle.

„Kennst du das Haus? Auf Säulen ruht sein Dach,
Es glänzt der Saal, es schimmert das Gemach,
Und Marmorbilder stehn und sehn mich an:
Was hat man dir, du armes Kind, getan? —
Kennst du es wohl? Dahin, dahin
Möcht' ich mit dir, o mein Beschützer, ziehn!“

Als hätte sie nicht verstanden, zog sie das Buch an sich und überlas die Strophe noch einmal. Und leise schloß sie das Buch und ging mit seltsam starrem Gesicht aus dem Zimmer. Als Hein ihr nach einer Weile folgte, fand er sie im kalten Treppenhaus, das Gesicht gegen die Flurscheibe gedrückt.

„Hast du geweint, Sibylle?“

„Ich habe nur nachgesehen, ob es noch regnet. Es regnet immer noch.“

„Hast du gar kein Vertrauen mehr zu mir, Sibylle?“

„Vertrauen, Hein? Ich hab' ja nicht mal zu mir selber Vertrauen. Sonst — sonst —“

„Sprich nur weiter.“

„Weshalb geben wir uns eigentlich gar keinen Kuß mehr, Hein? Magst du mich jetzt nicht mehr?“

Da nahm er sie fest in seine Jünglingsarme und küßte sie. Aber die Sommerwärme lag nicht mehr auf den Mädchenlippen.

Mit der Post waren Briefe und Zeitungen gekommen. Barthel schrieb, und der Vater las wie immer seine Berichte vor. Der große Junge hatte nun vier heiße Lehrjahre auf der Düsseldorfer Malerschule hinter sich und machte die ersten Studienausflüge auf eigene Faust. Mit ehrlicher Begeisterung schrieb er von den Kunstschätzen der alten niederrheinischen Städte, und daß er im Frühjahr nach Brügge zu wandern gedächte und nach Gent. „Ich helfe jetzt meinem Meister an einem Altarbild, so daß es bis zum Frühjahr um meine Reisekasse gut stehen wird. Später gedenke ich dann in Köln Arbeit zu nehmen, und ich hoffe nach meines Meisters Ausspruch, daß es mir glückt. Köln aber liegt wieder so viel näher zu Euch als Düsseldorf."

„Braver Junge," sagte der Alte von der Burg.

Auch Sibylle hatte einen Brief erhalten. Aber sie las ihn erst auf ihrer Mädchenstube allein und zeigte ihn auch später nicht vor, als sie mit geröteten Wangen wieder erschien, sondern erzählte nur davon.

„Johannes hat geschrieben und läßt euch alle grüßen. Sein Regiment marschiert an die spanische Grenze, und er hofft in Kürze schon Korporal zu sein und in Jahresfrist Leutnant. Er ist ganz begeistert von all den Städten und Ländern, die er zu Gesicht bekommt, und was er hört und erlebt. Wunder über Wunder müssen es sein, von denen wir uns nichts träumen lassen können, und er ist so glücklich, daß man ihn heiß darum beneiden —"

Der Vater sah sie ruhig an. Da brach sie mitten im Bericht ab.

Aber am Abend, als sie gute Nacht gewünscht hatte, winkte sie Hein, und in ihrem Mädchenstübchen suchte sie

den Brief hervor und gab ihn ihm zu lesen. Da las Hein wunderliche Dinge von einem Leben in Glanz und Wonne, und der französische Soldat sei der Herr und Gebieter darin, wohin er nur komme, und die Bürger und Bauern knicksten und sprängen, wenn er die Augen rollte, und die Mädchen und Frauen ließen ihn in den Sternen lesen. Die Hauptsache aber sei der Ruhm, die Gloire, und wer kein Waschweib sei und sich nicht an Vaters Rockschoß klammere, der wüßte, was das Wort bedeute, und daß man nur Mann würde in der Freiheit der Welt, den Degen in der Faust. „Kinder, Kinder, es ist eine Lust, zu leben!"

Ganz bleich war der Hein geworden, als er den Brief beendet hatte.

„Weshalb gabst du mir den Brief zu lesen, Sibylle? Weshalb nicht dem Vater?"

„Weil ich möchte, daß du auch so ein Mann würdest, Hein. Ein Mann, der sich Ruhmeskränze holt."

„Das sind Mädchenphantasien," erwiderte er finster. „Wenn wir hier Weinberge anlegen und die wüsten Felder in Kultur bringen —"

„Das kann jeder Bauer so gut wie du."

„Nein, Sibylle, das kann er nicht. Denn ich denke mir mehr dabei und lege vieles in die Erde hinein, was nur für mich aufgeht und mir doch die Geheimnisse der ganzen Welt erschließt. Siehst du, das kann man nicht, wenn man über alles hinwegfliegt, nicht so innig und tief und stark. Und die Liebe muß so sein, bei allem, was wir tun."

„Geh schlafen, Hein. Ach Gott, Hein, du bist ja schon im Winterschlaf."

In dem Gesicht des jungen Mannes zuckte es auf.

„Ich weiß, was ich tue. Und der Vater hat genug an einem Ausreißer.“

„Schimpf den Johannes nicht!“

„Er beschimpft die Burg mit seinen Redensarten. Gloire! Bis jetzt hat er sich nicht sehr rühmlich benommen.“

„Weil ihr ihm keine Gelegenheit gegeben habt. Er ist anders als ihr und hat mehr Raum nötig. Der Chevalier machte einen Unterschied zwischen Menschen, die von der Eva, und Menschen, die von der Lilith abstammen.“

„Dein Chevalier ist ein Großmaul.“

Da schwieg sie, legte den Brief des Bruders zusammen und hob den Leuchter hoch.

„Gute Nacht,“ sagte sie.

„Gute Nacht,“ entgegnete er zornig und warf hinter sich die Tür ins Schloß. —

Einen Tag lang gingen sie sich aus dem Weg und gingen doch nur umeinander herum. Als aber wieder die Lampe auf dem Tisch leuchtete, das Spinnrad schnurrte und der Vater über eine Zeitung gebeugt saß, faßte sich der Hein ein Herz.

„Du weißt so vieles, Vater, und wirst mir auch heute Auskunft geben können. Was ist es eigentlich mit Eva und was mit Lilith?“

Der Alte sah ihn lachend an. Und Sibylles Augen verloren den Text des Buches, in dem sie las, und ihr Rücken streckte sich.

„Junge, wie kommst du darauf? Zwei Frauenzimmerchen auf einmal, die dich beschäftigen? Wie soll ich die kennen?“

Hein wurde rot. Er spürte, daß Sibylle ihn jetzt auslachte, obwohl sie tat, als hörte sie nicht zu. „Ich meine,“

sagte er rasch, „doch nicht zwei beliebige Mädchennamen. Ich meine die biblische Eva und die legendenhafte Lilith."

„Ach so —" machte der Alte verwundert. „So — so. . . . Aber wie kommst du nur plötzlich auf diese beiden?"

„Ich hörte vor einiger Zeit darüber reden, Vater. Es war in Bonn. Und seitdem denke ich zuweilen darüber nach." —

„Die Bibel," erklärte der Alte nach kurzem Nachsinnen, „weiß nicht viel von der Lilith. Sie wird einmal als koboldartiges Nachtgespenst erwähnt und galt den Juden als erste Frau Adams. Wohl aus der Zeit, da Luzifer noch ein Erzengel war, dessen Schwester sie hieß."

„War sie mehr wert als Eva, Vater?"

Da lachte der Alte aus voller Kehle. „Junge, Junge, seit wann bist du unter die Frauendeuter gegangen?"

„Vater," sagte der Hein verwirrt, „ich weiß, daß ich mich sehr kindisch ausdrücke. Ich habe ja auch nicht die beiden vorzeitlichen Gestalten im Sinn. Ich wollte eigentlich darin zwei Gattungen von Frauen unterscheiden. Die, die nur ihr Erdenwerk verrichtet, und die, die darüber hinaus — ja, wie soll ich sagen — die darüber hinaus neue Fernen aufsucht und dadurch den Mann erst zur Entfaltung seiner Kräfte zwingt."

Der Alte hatte ihn ruhig angehört. Jetzt glitt sein Blick zu Sibylle, die sich nicht rührte.

„Lieber Junge, das sind keine zwei verschiedenen Gattungen, von denen du sprichst. Die Frau, die nicht für den Mann das Höchste und Größte will, ist vielleicht eine Abart. Ebenso wie die Frau, die beständig ihr Tun mit solchen Reden schmückt."

„Ich hörte," sagte Hein, „von Frauen sprechen ‚aus

Liliths Geschlecht'. Das ist also nur pathetisch zu nehmen?"

„Es kommt darauf an," entgegnete der Alte ernst, „w e r das sagt. Die Bezeichnung selbst ist nebensächlich. Es kann eine Frau den vollen Aufschwung ihrer Seele darin suchen und finden, daß sie des Glaubens lebt, für Höheres geboren zu sein und den geliebten Mann aus der Dumpfheit und Enge in höhere und sonnigere Regionen ziehen zu können. Ebenso leicht und sogar wohl leichter noch kannst du das Wort im Munde von Frauen finden, die ein Schmuckwort für die eigene Abenteuerlust suchen. Sieh, der Mensch läßt sich so gern vom schönen Klang eines Wortes bestechen, während sich die Sache viel schlichter und gerader benennen läßt."

„Wie zum Beispiel, Vater?"

„So zum Beispiel, daß sich zwei aufrechte Menschen sagen: wir wollen in unserer Liebe wachsen und uns nicht mit unserer Liebe niederdrücken."

„Oder," sagte Sibylle und sah von ihrem Buche auf, „die Frau könnte als höchsten Beweis fordern: nicht folgen — überholen sollst du mich. Denn die Frau will nicht nur bewundert sein, sie will selber bewundern."

Der Alte nickte ihr freundlich zu. „Das hast du gar nicht dumm gesagt, kleine Sibylle. Also: Manneshand oben!"

„So meinte ich das nicht," verteidigte sich das Mädchen erregt. „Ich will selber jemand sein und — und —"

„Also Frauenhand oben," sagte der Alte und lachte sie an. Und der Hein fiel aus befreitem Herzen in das Lachen ein, und Sibylles Empörung schlug um, und sie lachte mit den Männern. Seit langem wurde es der erste

frohe Abend wieder in der Burg, und der Vater saß zwischen seinen Kindern wie in ihren Kindheitstagen und freute sich ihres lebhaften Geistes und des Aufschwungs, den sie von der Erde nehmen konnten. „Kinder, Kinder, alles kommt aus der Liebe. Sie kann Flügel zerbrechen, wenn sie selbstsüchtig ist, und Flügel wachsen lassen, die zum Himmel führen, wenn sie — selber wächst."

„Mutter," meinte Joseph in der Ecke, „verzell du ens von dinger Leev."

„Ich weiß nit," sagte die alte Frau und ließ munter das Spinnrad schnurren, „ich han bloß eine Beweisartikel, un domet es kein Staat zu maache."

„Ach nee," fragte der Joseph bekümmert. „Du meins doch geweß nit mich?"

„Ich mein bloß dinge Vatter singe Einzige."

„Noh dem Galgenvugel werd ich mich doch ens erkundige," versprach der Joseph und zupfte der Mutter das Werg zurecht. —

Wenige Tage vor Weihnachten setzte eine bittere Kälte ein. Die Winzer und Bauern kamen nicht aus ihren Behausungen hervor, und das Dorf und das Land lag ohne Laut. Der alte Schmitz aber, der seit Jahresfrist die Geschäfte des Gemeindevorstehers führte, mußte sehr Wichtiges haben, daß er mit eisverklebtem Bart und unter seinem Körpergewicht schnaufend den Weg nach der Burg suchte.

„Das ist eine angenehme Überraschung," begrüßte ihn der Hausherr.

„Die Überraschung kömmt erst, un ob sie gar so angenehm is, dat möcht' ich für meine Person doch erst dahingestellt sein lassen."

„Jedenfalls freue ich mich, daß Sie da sind. Also nur heraus mit der Neuigkeit."

„Geben Se mir en Glas Rotwein. En bißchen angewärmt, wenn ich so frei sein darf. Ich schluck' als beständig Eis."

Der Hausherr holte selbst den Wein, wärmte ihn über dem Kaminfeuer an und schenkte die Gläser voll. Der alte Schmitz schnupperte daran, winkte dem Freund mit dem Glas zu und trank in langsamem Zuge.

„So," meinte er, „jetzt hätten wir uns gestärkt. Setzen Sie sich. Ja, wat helfen da die Umschweif'. Also die Burg kömmt unter den Hammer."

Der Hausherr saß, ohne sich zu bewegen. „Ich habe es längst befürchtet," sagte er dann und tat einen schweren Atemzug.

„Ich auch, Freund, und wir haben ja als wohl mal darüber gesprochen. Die Burg gehört nach Köln, un dat linksrheinische Kirchengut is schon seit Jahr un Tag meistbietend versteigert. Jetz geht et an die rechtsrheinischen Liegenschaften, un nu wären wir an der Reihe."

„Haben Sie einen Vorschlag, Schmitz?"

„Ja, wissen Se, ich komm doch nit her, um mit Ihne Trübsal zu blasen. Der Vorschlag, der liegt doch auf der Hand. Sie müssen dat Dings selber erstehen."

„Das kann ich nicht, Schmitz. Sie wissen selbst am besten, über welche Mittel ich verfüge. Und wenn ich sie auch hergäbe und Sie mir für das Fehlende beisprängen, es würde eine zu schwere Belastung sein. Ich bin jetzt sechzig und darf die Kinder nicht festlegen."

„Selbstverständlich nit. Obwohl uns die Sechzig wahrhaftig nit drücken. Ja, glauben Sie denn, wir wollten

dem Kaiser Napoleon wat zu verdiene geben? Der soll sich dat Maul wischen, wenn ich mitzureden hab'."

„Sie haben aber leider nicht mitzureden."

„Wat?" lachte der starke Mann grimmig. „Ich nit mitzureden hier am Ort? Dat wär et Neuste. Na, da werd ich Ihnen doch wohl eine andere Meinung vom Adolf Schmitz beibringe müssen. Zunächst bin ich hier der Gemeindevorsteher. Un zum zweiten hab' ich von oben her soeben die Weisung erhalten, mich dem Kommissar, den se von Köln herschicken, zur Verfügung zu stellen un Kauflustige aufzubieten. Da hab' ich denn heute früh schon einen Eilboten nach Köln abgefertigt, dat ich den Herrn Kommissar am vierundzwanzigsten Dezember erwarten möcht. Dat wäre der geeignetste Zeitpunkt."

„Herr Gott — am Christabend?"

Dem alten Schmitz schien des Freundes Schreck ein Vergnügen zu bereiten, denn er rieb sich behaglich die Hände. „Zunächst," meinte er, „is et jetz grad so kalt, dat die Leut nit gern lang auf der Straße stehen. Un zum zweiten hat am Christabend kein Mensch Geld. Un zum dritten, wenn doch einer Geld aufbringen sollt oder auf Spekulation kaufen wollt, donner ich den an, dat er et Maul hält. Dat letztere will ich aber lieber schon vorher besorgen un gleich heut damit anfangen, meine Kunden im Dorf der Reihe nach zu besuchen. Von auswärts kömmt am Christabend doch kein Mensch, un kömmt einer, dann lad ich ihn zu nem Glas Wein ein und sauf en untern Tisch, so wahr ich Adolf Schmitz heiß un dat sehr gut kann. En Gebot soll mir der jedenfalls nit mehr abgeben."

Der Hausherr mußte trotz seiner Sorgen lächeln.

„Lieber Schmitz, wenn die Sache allein mit rheinischem Humor zu behandeln wäre —"

Den aber packte plötzlich der Zorn.

„Wenn nit mit Humor, womit denn sonst?" rief er und schlug auf die Tischplatte. „Wenn ich jeden Dreck im Leben ernst nehmen wollt', dann wär dat Leben ja en Martyrium. Daran gehen die meisten Menschen zugrund, dat sie alles, wat ihnen in die Quere kömmt, für dat allerwichtigste in der Welt nehmen un sich als die Kreuzträger der Menschheit fühlen. Als ob nit dat ganze Leben un für jedermann aus lauter großen un kleinen Quengeleien un Knüffen un Püffen zusammengesetzt wär, wenn — ja, wenn et eben nit den Humor gäb, um sich auf anständige Weis' damit abzufinden. Humor, dat is kein Leichtsinn un kein Drüberweghuschen, wie die schlappen Mucker un Tränensäck meinen. Humor, dat is ein Drüberstehen un eine ganz besondere Gotteskraft, mit der wir uns dat graue Elend aller Vergänglichkeit mannskräftig vom Leib halten. Un dat sag ich Ihnen, Freund, wir packen die Sach' mit Humor an und zwingen se, oder wir nehmen die Kapp ab un gehn mit de Prozession beten."

Er zog die Flasche auf der Tischplatte heran, schenkte sein Glas voll und trank es leer.

„Wir packen die Sache mit Humor an," sagte der Hausherr, und seine Augen hatten den klaren Glanz.

„Na, sehen Se, wie dat gleich die Tatkraft beflügelt?" meinte der Freund und erhob sich. „Mr muß nur bei jedem Hagelwetter denken: dat is ja noch gar nix; et soll Hagel geben, knubbeldick wie Hühnereier; da hab' ich ens widder Glück gehabt." Und er wand sich den gestrickten Schal um den Hals, stülpte die Ohrenklappenmütze auf und

schüttelte dem Hausherrn die Hand. „Also auf Wiedersehen denn. Ich will jetz mal in de Gemeinde rundgehen un „Kauflustige‘ aufbieten. Ich bin grad in der rechten Stimmung.“

Und mit seinem rollenden Lachen stapfte er durch den Hausflur und durch den scharfen Frost dem Dorfe zu. —

Der vierundzwanzigste Dezember kam, und der Regierungsbevollmächtigte, der schon die kleinen Klostergüter der Nachbarschaft unter den Hammer gebracht hatte, war mit seinem Sekretär eingetroffen. Die Kälte sang in der Luft und drang bis ins Mark. Und der Joseph hatte schlecht geheizt.

Der Regierungskommissar hauchte in die frosterstarrten Hände und befahl, Holz nachzulegen.

„Dat wär Verschwendung. Die ale Bud krigge Se nit wärm un wenn Se de ganze Westerwald drin verstoche,“ belehrte ihn der Joseph.

„Was will der Mann?“ fragte der Kommissar den Gemeindevorsteher.

„Der Mann meint,“ erklärte der alte Schmitz, „et Holz wär so rar wie et Geld.“

Der Franzose warf einen verächtlichen Blick um sich. „Sind die Kauflustigen zur Stelle?“

„Et halbe Dorf is anwesend.“

„Lassen Sie die Leute herein.“ Und er setzte sich mit seinem Sekretär an den Tisch und breitete die Papiere aus.

„Pitter, Drickes, Hannes,“ rief der Gemeindevorsteher zur Tür hinaus, „alle Mann ran. Awwer nit mit die Schmierstiwwel en et Zimmer. Op dem Husflur es Platz de Hüll un Füll.“

„Et is hie äwwer nit so wärm als im Bett, Här Vorsteher."

„Dann loß du dich dinge Frau als Öfchen komme, du Bettmusikant."

Die Leute lachten ihren Kameraden aus, und der lachte gröhlend mit.

„Ruhe!" rief der Kommissar. „Ich habe hier zunächst die alten Besitztitel zur Verlesung bringen zu lassen." Der Sekretär verlas sie. „Überzeugen Sie sich, Herr Gemeindevorsteher, ob alles stimmt."

Der Vorsteher blickte in die Papiere und nickte. „Et hat seine Richtigkeit."

„Diese Besitztitel sind," fuhr der Kommissar fort, „wie dieses Dokument hier bescheinigt, auf die französische Regierung übergegangen, die sie nunmehr öffentlich zum Verkauf bringt. Der Meistbietende erhält auf der Stelle den Zuschlag gegen bare Erlegung der Kaufsumme. Ich eröffne hiermit die Versteigerung." Und er setzte sich und hauchte in die Hände.

Es herrschte tiefe Stille.

„Los, los, ich habe keine Lust, hier zu erfrieren."

„Hunnert Dahler," rief eine Stimme.

Der Kommissar sah scharf auf. „Werfen Sie den Mann hinaus," gebot er.

Der alte Schmitz blickte sich um. „Weiterbieten."

„Fünfhunnert Dahler — dausend Dahler —"

„Pitter, du häs woll ne ale Jüd de Beicht affgenomme?"

„Keine Redensarten. Wenn keine angemesseneren Gebote erfolgen, hebe ich die Versteigerung auf."

„Herr Kommissar," begütigte der alte Schmitz, „dat wissen Sie doch selber am besten, dat zurzeit nit viel Geld

is. Die Kriegszeiten haben de Kassen leer gemacht. Un wenn Se in der Stadt Köln für die großen Klöster nit mehr als zehndausend Frank haben lösen können, dann dürfen Se sich auf dem Bauernland nit wundern."

„Zweitausend Taler," sagte der Alte von der Burg.

„Zweitausend und dreihundert!"

Der mächtige Körper Adolf Schmitz' beugte sich vor. Nun hatte er den Bietenden aus der Menge herausgefunden. „Dat 's recht, Pitter," lobte er. „Ich han gar nit gewooß', wat du för 'ne riche Mann bis. Ich kündigen dich hiermet die Hypothek op dinge Hus."

„Was sagten Sie?" fragte der Kommissar, der dem rheinischen Platt nicht gewachsen war.

„Ich habe dem Mann nur meine Freude zu wissen getan, Herr. Sehen Se nur, wie ihm dat gut tut."

Die Rheinbreitbacher Männer lachten, ohne das Gesicht zu verziehen. Sie freuten sich ihres kernigen Gemeindevorstehers und gönnten der französischen Kasse keinen Stüber.

„Es sind zweitausenddreihundert Taler geboten," rief der Kommissar und zog an den erstarrenden Fingern. „Vorwärts!"

„Darf ich mir die Freiheit nehmen," fragte ihn der Vorsteher verbindlich, „den Herrn Kommissar und den Herrn Sekretär nach dem Geschäft zu einem kleinen Frühstück in mein Haus einzuladen?"

„Merci, Monsieur, das ist ein vernünftiges Wort. Also zweitausenddreihundert zum ersten, zum zweiten —"

„Zweitausendfünfhundert Taler," überbot der Alte von der Burg.

„Wer bietet mehr?"

Die Rheinbreitbacher sahen über die Schulter, mit merkwürdig zusammengekniffenen Augen. Da schwieg der Wortwechsel, der im Hintergrund entstanden war. Und es herrschte tiefe Stille.

Der Alte von der Burg, der Eremit von Breitbach, erhielt den Zuschlag.

„Heinrich von Einsiedel," unterschrieb er mit fester Hand die Kaufurkunde. Und der Joseph zählte mit einer stolzen Gebärde reihenweis das Geld auf den Tisch, als wäre er es, der die Burg erworben hätte.

Der Alte sah mit seinen klaren Augen nach dem Freunde hin. Und die beiden Männer schritten aufeinander zu und schüttelten sich wortlos die Hand. Am Abend aber brannte die Weihnachtstanne in der freien Burg, auf dem freien Erbe. Und das Weihnachtslied drang aus frohbewegter Menschen Mund über die verschneiten Halden hinab zum Rhein, hinauf zu den Weinbergen, und es klang wie ein rheinisches Lied.

„Gott schütz' uns die Heimat," sagte der Alte, und seine Brust weitete sich. — —

Frost und Schneegestöber ließen nicht nach in diesem harten Winter, und die Sonne zeigte sich im Januar und Februar nur auf kurze Stunden. Der Vater hatte mit Joseph die Inventaraufnahme gemacht und saß rechnend und schreibend auf seinem Zimmer. Da waren Hein und Sibylle Wochen hindurch mit sich allein.

Und sie saßen beieinander, einer den Arm um die Schulter des anderen geschlungen, und lasen in dem gleichen Buche. Tag um Tag. Bis eine seltene Müdigkeit das Mädchen überfiel und ihr Arm nicht mehr des Freundes Schulter suchte.

„Sollen wir den ‚Wilhelm Meister‘ fortlegen und vielleicht Molière vornehmen, Sibylle?“

„Nein, nein,“ wehrte sie heftig.

„Wie du willst,“ meinte er kopfschüttelnd. „Es ist doch kein Grund zur Erregung vorhanden?“

„Du verstehst mich nicht, Hein.“

„Das wäre sehr traurig, Sibylle. Du hast wieder einmal Briefe bekommen. Das ist es.“

„Ja, das ist es,“ wiederholte sie leidenschaftlich, „das ist es und wird so bleiben — nein, immer stärker und stärker werden.“

„So wenig bedeute ich dir, Sibylle?“

„Du bist ein guter Junge, aber du hast ja ebensowenig erlebt wie ich. Und ich bin achtzehn und du bist zwanzig. Oder sind wir nicht beide ein Jahr älter geworden? Selbst das vergißt man hier, so gleichen sich die Tage. Gib acht, so gern wir uns heute sehen, so arg werden wir uns eines Tages zur Langeweile sein, weil es ja nichts zu besprechen gibt, was der andere nicht schon weiß.“

„Hat Johannes geschrieben?“

„Ja, auch Johannes hat geschrieben. Er ist befördert worden und marschiert in die Sonne hinein.“

„Wenn du sagtest: ‚auch Johannes‘, so war dir dieser Brief nicht der wichtigere.“

Sie schwieg, legte die Hand vor die Augen und träumte in sich hinein.

„Hast du Geheimnisse vor mir, Sibylle?“

„Hein, du fragst, als ob ich verliebt wäre.“

„Nein,“ sagte er leise, „verliebt bist du nicht. Sonst würdest du mich nicht so quälen.“

„Herrgott, Jung, du quälst mich ja. Mit deiner ewigen

strahlenden Zufriedenheit, die nicht über die Nasenspitze hinaussehen will. Wir Mädchen wollen doch mit Bewunderung erfüllt werden und uns von nichts überwältigen lassen als von eurem Tatendrang. Wenn du das nicht verstehst, so mußt du dich auch nicht wundern, wenn ich mich eines Tages auf mich besinne und — und —"

„Jetzt weiß ich," sagte Hein, „du hast einen Brief von dem Chevalier erhalten, der in Bonn die Komödianten anführte."

Erstaunt blickte Sibylle ihn an. „Ja. Aber woher weißt du das?"

„Ich habe keine Erklärung dafür, Sibylle. Aber ich sah plötzlich sein Gesicht und hörte ihn sprechen. Also das war es."

„Der Chevalier," sagte Sibylle, „hat sich meiner erinnert und sich höflich nach meinem Befinden erkundigt. Auch nach dem Fortgang meiner Studien, die ich doch gewiß aufgegriffen hätte. Und er gibt mir für den Fall, daß ich eines künstlerischen Rates bedürfe, seine Adresse. Das alles scheint mir nicht absonderlich."

„Nein, das nicht. Aber du bist absonderlich, Sibylle."

„Was wißt ihr Jungen von uns Mädchen," murmelte sie. „Komm, wir wollen weiterlesen." Und sie zog das Buch an sich und las mit ihrer jungen, ausdruckstiefen Stimme weiter aus Goethes „Wilhelm Meister" vor, und der Hein saß, den Kopf in den Händen, und sah ihr auf die Lippen und sah, daß diese Lippen zu zittern begannen, als sie die Verse Mignons sprachen:

„Heiß mich nicht reden, heiß mich schweigen,
Denn mein Geheimnis ist mir Pflicht;
Ich möchte dir mein ganzes Innere zeigen,
Allein das Schicksal will es nicht."

„Sibylle!“ rief er erschrocken.

Das junge Mädchen hatte das Buch von sich gestoßen, die Arme über den Tisch geworfen und das Gesicht darauf gepreßt. Ihr junger Mädchenleib wurde wie von einem Krampf geschüttelt, der sich jäh in Tränen löste.

Ratlos stand der Jüngling vor diesem Sehnsuchtsschmerz der erwachenden Frau. „Sibylle,“ bat er und streichelte ihr Haar. Und dann beugte er sich nieder und küßte sie auf das Haar. „Sibylle — —“

Sie hob den Kopf und sah ihn aus rotgeweinten Augen an. „Ich halt's nicht mehr aus, Hein. Und wenn ich dich täglich seh', wird's nur schlimmer.“

„Und wenn ich nicht hier wäre —?“

„Ach — Hein —! Willst du mit in die Welt?“

Da ging er hinaus und nahm draußen die Mütze vom Haken und lief durch den grauen Wintertag und die verschneiten Felder. Sein ganzes Wesen war aus dem Gleichgewicht. Seine ganze Seele ein Wogen und ein Wallen.

Was war das nur — was war das?

Sein Abscheu vor dem Abenteuerlichen geriet ins Wanken. Immer nur hörte er im Ohr des Mädchens Freudenschrei: „Willst du mit in die Welt?“ Und die Worte begannen zu schaffen und zu gestalten und ihm Bilder zu malen in heißen, süßen Farben, die er nicht begriff und doch empfand mit jedem Jünglingsnerv. Und plötzlich war er mitten darin, Pläne zu entwerfen, die ihm so einfach und zwingend erschienen, weil ihn seine Phantasie schon von der Erde emporgehoben hatte ins Wunschland der Jugend, darin es keine Unüberwindlichkeiten gibt.

Was war das nur — was war das?

Einen Duft von Sibylles Haar und Kleid trug er auf den Lippen. Wie so oft seit ihrer Kinderseligkeit in den Wäldern und am Rhein. Aber zum erstenmal kam es ihm so zum Bewußtsein, daß er stehen blieb und die Augen schloß. Und dann rannte er durch Rauhreif und Dämmerung und durch die Felder heim, bis er, nach Atem ringend, in des Vaters Arbeitsstube stand.

Der Alte las mit forschendem Blick in der Seele seines Sohnes. Kaum bedurfte es für ihn noch der wirr sprudelnden Worte, die Hein aufgeregt hervorstieß. Das Auge des Mannes und das Auge des Vaters wußte die Zeichen zu deuten. Kinderliebe, die die Wimpern hebt. ...

„Wenn ich dich recht verstanden habe, möchtest du nach Paris."

„Vater, laß mich in die Garde eintreten."

„Bist du denn schon mit Rheinbreitbach fertig, Hein? Mit allem, was wir hier in den harten Jahren in den Boden gelegt haben und noch immer weiter hineinzulegen denken? Das sind doch nicht nur Reben und Saatkörner, Hein. Oder war dein Herz mit keinem Schlage daran beteiligt und dein Sinn mit keinem großen Heimatsgedanken? Dann freilich brauchst du auf die Ernte nicht zu warten und kannst leben, wo du willst."

„Vater — ich bitte dich — laß mich — nach Paris."

„Es ist also dein heißer Wunsch, Offizier zu werden. Ich verstehe deinen Tatendrang, und du bist ja jetzt auch mündig, wie der Johannes es war, als er ging. Da wäre es doch einfacher und mir auch lieber gewesen, du wärst gleich mit ihm gegangen."

„Vater — vergleich das nicht — er hat sich heimlich davongemacht."

„Zu unserem Feind, Hein. Zu Deutschlands Feind, Hein, und zu unserem — insbesondere. Sollte ihn da nicht vielleicht das Schamgefühl abgehalten haben, eine letzte ehrliche Scheu, mir mit seinem Entschluß unter die Augen zu treten? Überheb dich nicht über deinen Bruder, Hein."

Mit entsetzten Augen starrte der Sohn ihn an. „Es ist Friede, Vater —" stammelte er, und es war ein Betteln in seinen Augen um Hilfe.

„Ja, jetzt ist Friede," sagte der Vater. „Und wenn es zu deinem Frieden dient, so geh in Gottes Namen." Er erhob sich und bot dem Sohn die Hand. „Nur eins wollen wir uns versprechen, mein Hein. Wenn der Friede zu Ende ist, und das letzte große Ringen hebt an — hie deutsche Heimat und hie französische Gloire über alle Welt — und wir beide treffen uns auf dem Schlachtfeld — denn dann ziehe ich auch noch einmal hinaus, und ob ich vielleicht siebzig zähle, so wahr ich ein Deutscher bin und ein Rheinländer und die Schreckenstage von Straßburg sah — wenn das kommen wird, was kommen muß, und wir beide treffen uns auf dem Schlachtfeld: das wollen wir uns versprechen, daß wir die Augen voreinander niederschlagen und aneinander vorübergehen."

Totenblaß stand der Hein und fuhr sich über die Stirn. Immer wieder. Als suchte er einen verloren gegangenen Weg.

„Ich habe wie ein Narr gesprochen. Ich muß seit dem Nachmittag irr gewesen sein. Kannst du das vergessen, Vater?"

Seine Stimme war heiser, und die Scham rüttelte ihn wie ein Fieber.

„Mein Junge,“ sagte der Alte und faßte den Hochgewachsenen unter das Kinn, „soll ich darauf antworten? Blick mich mal mit deinen alten Kinderaugen an. Zwischen Vater und Sohn gibt es nur ein gemeinsames Erleben.“

„Gute Nacht, Vater.“ Er ging und kehrte an der Tür um. „Ich habe noch einen anderen Wunsch,“ sagte er mit ernstem Gesicht, „und ich hätte keinen anderen vorbringen sollen. Laß Sibylle hinaus, wenn sie uns nicht unter den Händen vergehen soll. Das ertrüg' ich nicht.“

Der Vater nickte ihm freundlich zu. „Auf morgen, Hein. —“

IX

Im alten Burghaus herrschte Morgenstille. In der Frühe war Hein vom Vater nach Bonn geschickt worden, um einige seltene Sämereien einzukaufen. Joseph säuberte im Gemüsegarten den Winterkohl vom Schnee und setzte die Gerätschaften instand, denn zum erstenmal war die Märzsonne siegreich durchgedrungen. Und die alte Barbara schälte in der Küche Kartoffeln zur Suppe und schabte einen Hecht, der sich im Rhein hatte fangen lassen.

„Du könntest mir heute morgen bei meinem Schreibwerk helfen, Sibylle," sagte der Vater, und sie folgte ihm willig auf sein Arbeitszimmer.

Der Alte blätterte in den Briefen, die noch der Erledigung harrten. „Ich habe so lange nicht an Barthel geschrieben, der jetzt mit der ersten Sonne wohl nach Brügge und Gent ausgeflogen sein wird. Denn vom Mai an wollte er doch im Atelier des Kirchenmalers Gerolt in Köln seine Tätigkeit beginnen. Der brave Bursche. Wie er sich wohl auf seinen eigenen Füßen zurechtfinden wird?"

„Ist er denn so unpraktisch, Vater?"

„Er ist — ich möchte fast sagen: zu ehrlich und zu glaubensselig, und so wird er oft und gern im Leben ausgenutzt werden. Ich hoffe, er findet einmal eine wackere und wirtschaftliche Frau."

„Der Barthel? Ach ja, er ist schon fünfundzwanzig."

„Wenn er sich nur nicht in dieser Frage von falsch angebrachten Gefühlsregungen leiten läßt. Ernsthaft, Sibylle, ich mach' mir des großen, leichtgläubigen Menschen wegen wirklich Sorge. Und Köln ist eine fröhliche Stadt."

„Sie soll sehr französisch sein, Vater."

„Nicht im Kern. Sie gibt sich nur das Ansehen, um nicht noch mehr ausgepreßt zu werden. Aber ob der Barthel da hineinpaßt mit seinem schlichten Wesen? —"

Sie blickte in die Ferne. ... Und dann meinte sie leise: „Wie schön muß die Stadt sein mit ihren hundert Kirchen und Kapellen, mit ihrem Komödienhaus und ihrem Konzerthaus, mit ihren fröhlichen Menschen und den vielen neuen Gedanken, die jetzt dort Einzug halten."

„Du möchtest wohl selber hin, Sibylle?"

Das Mädchen sah rasch zu ihm auf. „Ich — Vater?" Und das Herz begann eilig zu pochen.

„Es war nur ein Scherz. Aber jetzt, da ich ihn ausgesprochen habe, scheint mir der Gedanke gar nicht so unsinnig mehr."

„Welcher Gedanke, Vater? —"

„Daß du deinem Bruder die Wirtschaft einrichtetest und sie ihm einige Zeit führtest, bis er sich eingelebt hätte. Wahrhaftig, Sibylle, das wäre gar kein schlechter Ausweg. Der Barthel würde sich rein jungenhaft freuen und hätte ein Stück Heimat. Du würdest ihn bemuttern und dich gleichzeitig an seiner Kunst erfreuen, und der Vater — ja, der wäre mal wieder die Sorge um seinen Ältesten los."

Ihre Augen weiteten sich, und sie mühte sich, leiser zu atmen.

„Ist das dein Ernst, Vater?"

„Mein Ernst wäre das schon. Aber auf mich kommt's dabei allein nicht an. Da hast du den Ausschlag zu geben."

„Vater — ich? Ja für mich wäre das doch geradezu —" sie unterbrach sich und wußte nicht wohin mit ihren verwirrten Blicken. Da kam ihr der Alte zu Hilfe.

„Daß sich der Barthel kein prächtigeres Geschenk erwünschen könnte, das hätten wir festgestellt. Aber da kommt noch ein anderes hinzu. Und das betrifft den Hein. Er ist mir ins Träumen geraten, und unsere Zeit braucht erdenwüchsige, zielsichere Männer. Ich werde mich von heute an mehr als sonst mit ihm beschäftigen müssen, und ohne den alten Spielkameraden würde es wohl für dich etwas einsam sein. Den Nönnchen ist mein großes Mädchen entwachsen. Beschäftigung will sie haben, oder sie wird mir bleichsüchtig. Da kommt nun unser guter Barthel und hilft uns allen miteinander aus der Verlegenheit. Wenn du willst, Sibylle."

„Ich will, Vater."

Ganz hastig sagte sie es, und sie besann sich ihrer Eilfertigkeit und wurde heiß und rot.

„Wir werden dich hier sehr vermissen, Sibylle. Aber es ist ja nur für eine geraume Zeit, und du kommst wieder."

Er streckte ihr mit einer weichen Bewegung die Hand hin, und sie beugte sich darüber und küßte sie inbrünstig.

„Lauf jetzt zur Barbara, Kind," sagte er zärtlich. „Ich werde inzwischen an Barthel schreiben und ihm sein Glück verkünden."

Dann war er allein und horchte auf. Und erhorchte das Singen und Jubilieren des Mädchens im ganzen Hause. —

Wortlos vernahm Hein die Nachricht von der bevorstehenden Übersiedlung Sibylles. Wortlos ging er seiner Arbeit nach, die ihn jetzt mit dem hastig aufräumenden Tauwetter von morgens bis abends in die Felder und Weinberge rief. Und nach der Abendmahlzeit war er so müde und zerschlagen, daß er sich, so früh er konnte, auf sein Schlafzimmer begab, während Sibylle mit der alten Barbara bis in die späte Nacht nähte und schneiderte. Aber der erste war er auch am Morgen auf und schon lange draußen tätig, wenn die anderen sich zum ersten Frühstück zusammenfanden.

Es ist gut, daß es nun Mai wird, dachte der Burgherr, der ihn nicht aus den Augen ließ. Es ist gut für den Jungen.

Und der Mai kam, und längst stand der Burggarten in Blüte, in blauem Flieder, üppigen Goldregentrauben und dem überschwenglichen Reichtum der weißen und roten Apfelblüte. Keiner hatte in diesem Frühjahr mit dem Herzen acht darauf.

Barthel hatte geschrieben, und sein Brief war ein einziger Dankeston für das Geschenk, das ihm aus der Heimat kommen sollte. Und wieder hatte er geschrieben, daß er in Köln angelangt sei und bereits die Arbeit bei Meister Gerolt aufgenommen habe und nun dabei sei, eine Dreizimmerwohnung mit all dem Gerät, das er im Lauf der Jahre gesammelt hatte, auszustatten. In acht Tagen erwarte er die Schwester und komme ihr bis Bonn entgegengereist, um sie dort in Empfang zu nehmen und alle seine Lieben wiederzusehen.

Und nun waren auch diese Tage herum, und Sibylle saß neben dem Vater in der alten Kalesche, und der Hein führte selber die Leine. Der Joseph und die Barbara

standen unter dem efeu- und weinbewachsenen Burgtor und winkten mit weißen Tüchern, bis der Wagen die Gasse hinab und um die Ecke verschwunden war.

Es wurde nicht gesungen auf dieser Ausfahrt, und der Hein drehte sich nicht ein einziges Mal auf seinem Kutschersitz um, sondern saß steif und wortkarg und strich nur zuweilen dem scharftrabenden Gaul mit dem Peitschenstiel die Fliegen ab. In Bonn an der Fähre stand ein großer, breitschultriger Mann mit einem dunkelblonden Bart. Und die von der Burg staunten ihn an, bis er über das ganze Gesicht lachte. Da sahen sie, daß es ein großer Junge und daß es der Barthel war.

„Vater! Hein! Sibylle!"

„Barthel! Barthel!"

Vor einem Ausspann hielten sie an, und als Hein sein Pferd versorgt hatte, ging auch er ins Wirtszimmer hinein, wo er die Seinen bei einem Imbiß und gefüllten Gläsern fand.

„In einer Stunde geht nämlich schon die Post nach Köln," erklärte der große Barthel. „Aber jetzt werden wir uns ja häufiger sehen, denn wir gehören nun mal zusammen wie die Glocken in der Kirche. Prost, Vater. Prost, Hein. Prost, Sibylle. Gott, ihr — wie ich euch liebhab'."

Dann gingen sie zum Posthof und verluden das Gepäck. Und der Postillion knallte mit der Peitsche und blies ins Horn: „Ach, du mein lieber Gott, muß ich schon wieder fort, auf die Chaussee! —"

„Leb wohl, Sibylle," sagte der Vater, küßte sie und hob sie in die Postkutsche. „Vergiß die Burg nicht."

Der Hein stand auf dem Trittbrett und reichte ihr

Schirm und Handtäschchen. Sie nahm ihm beides ab und warf es aufs Polster und nahm seinen Kopf in ihre beiden Hände und küßte ihn fest auf den Mund. „Komm — gesund — wieder," sagte der Hein.

Die fremden Reisenden nahmen ihre Plätze ein, und der Barthel schüttelte den beiden Zurückbleibenden noch einmal die Hände. „Bewahr sie gut," sagte ihm der Vater als letztes, „sie ist es wert." Und der Barthel nickte heftig und kletterte in den Postwagen. Und der Wagen rollte schwerfällig aus dem Tor und rollte hinaus auf die Landstraße, und der Postillion blies noch einmal: „Ach, du mein lieber Gott ... —"

Der Alte wandte sich um. Da stand der Sohn mit heißen Augen und einer scharfen Falte zwischen den Brauen.

„Komm, Hein," rief ihm der Vater zu, „wir wollen uns sputen. Die Leute sind im Weinberg und warten auf ihre Herren!"

Sie kehrten zum Ausspann zurück, und der Hein schirrte das Pferd ein. Als die Fähre sie am anderen Ufer ausschiffte, gab der Hein dem Gaul die Peitsche zu kosten, daß das Tier ausfeuernd den Wagen mit sich riß und nur schwer zu meistern war. Heute ließ es der Alte geschehen. Und sie sausten über die Landstraße dahin und durch die im Maisonnenschein blinkenden Rheinorte hindurch, und erst hügelan gen Rheinbreitbach gönnte Hein dem Pferde Ruhe und Erholung in verlangsamtem Schritt.

Sich selber aber gönnte er sie nicht. Und sobald er den Gaul an Joseph übergeben hatte, war er in den Weinbergen zwischen den Leuten und feuerte sie an durch

die Anspannung seiner jungen Kräfte, die sich heute nicht durch die härteste Arbeit ermüden lassen wollten.

„Nun ist sie fort — — nun ist sie fort! — — Nun ist die Burg und das Leben ohne Sibylle."

„Herrgott, gibt es das? Gibt es das? — —"

Ja, es gab es. Und der sechzigjährige Burgherr stand neben dem Jungen in Weinberg und Feld, Schulter an Schulter, und schwang die Hacke und stach den Grabscheit in die Muttererde. Wenn sie eine Pause machten und sich den Schweiß abwischten, sagte der Alte: „Hei, wie der Drachenfels heute herübergrüßt," oder: „Sieh den Rolandsbogen, Hein. Die Abendsonne wirft einen Strom von Gold hindurch. Es gibt kein schöner Land auf der Welt." Und andern Tags waren es andere Punkte, und immer waren sie das Köstlichste, was Gott geschaffen hatte. Dann begann auch Hein in den kurzen Arbeitspausen hierhin und dorthin zu blicken und dem Vater zuzurufen: „Schau, schau!" Und er spürte, wie ihm die tägliche Berührung mit der Heimaterde immer wieder neue Kräfte brachte und der Rheinwind ihn erfrischte.

Spät abends kam häufiger noch als bisher der alte Schmitz, und der Hein saß bei den Männern.

„In Mailand hat sich der Napoleon die eiserne Krone der Lombardei aufs Haupt gesetzt," berichtete der alte Schmitz aus der Zeitung. „Dat heißt auf gut deutsch: Italien is perdutto, un Österreich macht demnächst mobil, oder et geht ihm arg schlecht."

„Österreich," entgegnete der Hausherr bitter, „wird die Folgen seiner Hauspolitik noch schwer zu büßen haben. Wie es über Belgien Deutschland vergaß, so wird es über

Welschland Deutschland vergessen. Seine Wurzeln aber liegen im Deutschtum."

„Wissen Sie," begann der alte Schmitz nach einer Weile, „wat mein Gewissen arg bedrängt hat? Dat diesen Winter der Papst extra nach Paris gereist ist, um an seinem lieben Sohn Napoleon die Kaiserkrönung zu vollziehen. Bis dahin hatt' ich immer gedacht, der Papst krönt die Tugend un nit dat Laster. Un da reist er nu mit Extrapost zu seinem lieben Sohn Napoleon." Er blickte in sein Glas, und dann blickte er auf. „Et wär gut," meinte er grollend, „wenn dat mit der ganzen welschen Klerisei mal anders würd. Wir Deutschen brauchen einen deutschen Papst, der unser deutsch Gemüt un unser deutsch Gewissen versteht un mit einem deutschen Donnerwetter Ordnung schaffen würd zwischen Tugend un Laster un dem Heiligen Stuhl un seinem lieben Sohn Napoleon. Der wat von deutscher Vaterlandsliebe versteht, un dat die Kirche im Dorf bleibt. Aber wir treiben ja selbst in der Religion Ausländerei un machen vor jeder welschen Kutte en tieferen Knicks als vor 'nem ehrlichen deutschen Pastor."

„Das haben Sie mir aus der Seele gesprochen," sagte der Hausherr. Und dann sahen sie schweigend in die Nacht.

Der Sommer wurde gewitterschwül. Überall in den Ländern verspürte man, daß eine neue Entscheidung in der Luft lag. Im September passierte ein französisches Armeekorps Bonn auf dem Marsche gegen Österreich. Der von Rom Gesalbte zog in Wien ein, zertrümmerte bei Austerlitz die verbündeten Heere der Österreicher und Russen und diktierte zu Preßburg den schmählichen Frieden, in dem Italien und die deutschen Lande der Willkür Napoleons überlassen blieben.

Von der einsamen Burg aus verfolgten die alten Freunde das grausige Schicksalsspiel. Keine Grenzen, keine Rechts- und Landeshoheiten achtete der Eroberer. Und mit den erbeuteten Ländern warf er um sich wie mit wertlosem Gerümpel.

„Das ist ein versöhnender Zug an ihm," sagte der Burgherr, „diese verachtungsvolle Gebärde."

„Heulen möcht' ich vor Wut," entgegnete der alte Schmitz, „weil der Kerl recht hat. Aber wenn et einen Gott gibt, soll er nit recht behalten."

Und sie lasen sich aus der Zeitung vor, daß der Stiefsohn Napoleons, Eugen Beauharnais, Vizekönig von Italien, Napoleons Bruder Joseph König von Neapel, Napoleons Bruder Ludwig König von Holland und Napoleons Schwager Murat Großherzog von Berg geworden sei.

„Die Grenze zwischen Berg und Nassau läuft am Rheinbreitbacher Graben," sagte der alte Schmitz grimmig. „Da hätten wir ja nu glücklich die Bagasch dicht vor unserer Haustür un können Visite machen."

Aus Köln aber kamen frohe Nachrichten. An jedem Monatsersten langte ein großer Schreibebrief an von Barthel und Sibylle. Und Barthel schrieb, wie fein ihm Sibylle das Leben aufputze und jedem Ding einen behaglichen Anstrich gäbe, so daß er immer verwöhnter werde und sich gar nicht mehr ausmalen könne, wie ein Hauswesen ohne eine weibliche Hand auszuschauen vermöge. Und von seiner Tätigkeit bei Meister Gerolt berichtete er, der ihm mehr und mehr die Vorhand bei der Arbeit lasse, da er selber mit Frau und Tochter ein großes Haus mache, in dem die ersten Kölner Bürger, hohe Beamte und fran-

zösische Offiziere ein und aus gingen. „Wenn das einem Kirchenmaler auch eigentlich schlecht zu Gesicht steht und oft mehr Geld beansprucht als eingeht, so hat es für mich doch das Gute, daß ich ordentlich ins Zeug gehen kann, mit der Arbeit zu wachsen verspüre und das Geld, das zum Fenster hinausfliegt, wieder hereinhole."

Sibylle aber schrieb, daß der Barthel ein viel zu ordentlicher Mensch sei, als daß ihm eine Aufsicht not täte, und daß der Bruder sie verwöhne, wo und wie er nur könne. Jetzt, da es Winter sei, führe er sie jede Woche einmal ins Komödienhaus und die nächste Woche ins Konzert. Auch beschaffe er ihr durch seine Bekanntschaften unter den Kirchenherren Bücher aus der Bibliothek, so viele sie nur wolle, und nicht etwa in Mönchslatein, sondern die Schriften der Dichter aller Länder und Zeiten, von denen sie aber ihrer Sprachkenntnisse halber nur die der Deutschen und Franzosen wähle. Auch spiele sie jetzt des öfteren in einem Verein junger Menschen aus guten Bürgerhäusern selber Komödie, und sie wünsche nur, daß der Hein sie einmal sähe und den großen Beifall vernähme. „Ach, mein liebes Heinerlein," so schloß fast jeder Brief, „ich sehne mich schon recht oft nach Dir."

Und der Hein faltete ernst die Briefe zusammen und legte sie alle in seine Truhe.

„Willst du nicht endlich einmal nach Köln, Hein?" fragte ihn der Vater.

„Nein, Vater. Ich bin noch nicht so weit. Und dann — und dann — was soll ich unter den Franzosen?"

„Es ist eine gut deutsche Stadt, die sich nur widerwillig beugt."

„Und die Sibylle beugt sich auch. Nicht vor den frem-

den Menschen, aber vor dem französischen Geist. Denn die Deutschen liest sie doch nur nebenbei."

„Bist du auch zufrieden mit deinem Leben, Hein?"

„Vater, ich habe von dir gelernt, daß diese Scholle die meine ist, und daß jeder Spatenstich, den ich tue, eine Kulturarbeit sein kann, so groß und nützlich wie nur eine andere. Und darauf bin ich stolz geworden, Vater. —"

Dann aber kam für Vater und Sohn ein Tag der Überraschung, der alle Überraschungen der europäischen Politik, von der sie jetzt so häufig sprachen, in den Schatten stellte. Joseph erschien im Feiertagsgewand vor seinem Brotherrn und ersuchte umständlich um eine Unterredung. Es mache nichts, wenn der Hein zugegen bliebe, und es wäre gut so.

„Du willst doch nicht auch ausrücken, Joseph?"

„Ich bliev, un wann ich nor noch met em halven Bein kann, Här."

„Hast du irgendeinen Grund zur Beschwerde? Aha, ich seh's dir an. Also heraus damit."

„Ich wöll mich üwwer minge Mutter beschweren. Dat es met der Frau nit meh uszohalde."

„Was? Nicht auszuhalten mit deiner leiblichen Mutter? Joseph, sprichst du hier im Ernst? Was ist los mit der alten Barbara?"

„Die ahl Frau arbeit' sech dut. Dat es nit mieh zom Ansin. Un Hölp von ne fremd Frauminsch well se nit. ‚En fremd Minsch em Hus es op de Arbeit we der Hungk op en Knüppel,' hat se gesaag, ‚äwwer hä friß' einem de Ohre vum Kopp.' Wat soll ich met die ahl Frau do anfange? Et bliewt mech nix anders övrig, als — hol mech der Düvel — selver en Frau zu hierode."

„Du — willst heiraten, Joseph? Mit deinen zweiundvierzig Junggesellenjahren?"

Der Joseph zog eine schalkhafte Grimasse. „Jch mein ja selver, ich sin noch zo röstig. Awwer wat soll ich maache? Die ahl Frau moß en Hölp han un ene weibliche Usprach. Se es nu schon en de Siebenzig."

„Jch hoffe, du hast gut gewählt, Joseph?"

Da atmete der Joseph auf, weil die Sache so leicht ging, und er erklärte vergnügt: „Et es dat älteste Mädche vom Schnieder em Dorp. Dä hät 'r zwölf Stück em Nest, Jungs un Mädcher, un es heilfroh, wann bloß elf övrig blieve."

Der Alte von der Burg reichte ihm die Hand und sagte lächelnd: „Also eine Liebesheirat. Jch gratuliere, Joseph. Du kannst dir die beiden leeren Stuben am Kelterhaus herrichten. Die Küche bleibt gemeinsam, und ihr eßt in der Küchenstube. Viel Glück zum neuen Beginn."

Und der Hein trat vor und legte dem getreuen Beschützer und Lehrer seiner Kindheit die Hände auf die Schultern und rüttelte ihn fröhlich.

„Wann soll die Hochzeit sein, Joseph? Du nimmst mich doch als Brautführer?"

„Dat es mech un dem Rikchen en große Ehr, Hein, un die Huchzick kann in vier Woche stattfinge, wann et dem Här so rääch es."

„Es ist mir recht, Joseph, und nun freu' ich mich deines Entschlusses." —

Vier Wochen später bewegte sich der Hochzeitszug vom Hause des Dorfschneiders zur Kirche. Auch der Burgherr und der alte Schmitz gingen im Zuge.

Bei der Einsegnung vergoß die Braut ein reichliches Maß an Tränen, und der Joseph wurde unruhig. Die alte Barbara sah es und flüsterte ihm heimlich zu: „Halt dich grad, Jung. Tränen, dat bedeut en gesegnete Ehestand.“ Da stand der Joseph wie ein Baum.

Mit Siegermiene führte er die Braut aus der Kirche, und Brautführer und Brautjungfern paarten sich hinter ihnen. Dann gab es auf der Dorfgasse einen Aufenthalt. Ein Seil war gespannt, und ein Dorfgenosse, lustig vermummt, bot dem neuvermählten Paar mit launigen Glückwunschversen einen Willkommtrunk. Das trank mit glänzenden Augen auf sein eigenes Glück. Und die ganze Hochzeitsgesellschaft leerte ein Glas, und ein jeder ließ ein Geldstück auf den bereitgehaltenen Teller fallen.

Im Schneiderhaus stand der Schmaus bereitet, und der Bräutigam stiftete altem Brauch gemäß den Wein, und es war ihm leicht, den Herrn zu spielen, denn der Wein kam aus der Kellerei des alten Schmitz, und der Burgherr hatte ihm das Hausgerät geschenkt. Die alte Barbara aber zwinkerte der Braut zu und meinte: „Ich han et mech als ömmer gedaach, der Jusephes esu verlieb en de Schniederei.“

Es wurde eine echte und rechte Hochzeit, und den Höhepunkt des Festes bildete am Abend das Pfänderspiel. Und mancher Bursche setzte das Pfänderspiel mit seinem Mädchen noch auf dem Heimweg in den stillen Gassen fort. ...

Das blonde, flinke Rikchen aber war bald der Liebling der alten Barbara, bei der sie eifrig in die Lehre ging, und das alte Burghaus schaute blitzblank aus seinen Fenstern.

Der Burgherr aber wurde tiefernst in diesen Tagen. Allabendlich saß er mit seinem Freund und seinem Sohne nach der Arbeit im Gartenhäuschen, von dem aus der Blick über das sommerliche Rheintal schweifen konnte, und die Schönheit der Heimat tat ihnen weh. Kaum mochten sie sprechen.

Und der erste August brachte die amtliche Erklärung.

Sechzehn deutsche Fürsten, deren Lande am Rhein und nahe dem Rheine lagen, erklärten ihre Trennung vom deutschen Reiche, gründeten die rheinischen Bundesstaaten und erwählten den Kaiser der Franzosen zu ihrem Protektor. Der freie Rhein war Vasall geworden.

„Wat hat dat die Herren an ihrem Seelenheil gekostet?" fragte der alte Schmitz. „Der Deubel tut nix als gegen Verschreibung."

„Die rheinischen Bundesstaaten und Napoleon," berichtete der Alte von der Burg, „sollen nach den Bundesakten einer für alle und alle für einen stehen. Es wird erwartet, daß eine Reihe anderer deutscher Fürsten in Bälde beitreten. Der Kaiser der Franzosen wird alsdann in der Lage sein, mit deutschen Landeskindern Deutschland in den Staub zu treten."

„Deutschland? Wat bleibt denn noch von Deutschland übrig?"

„Preußen bleibt."

„Wie lange glauben Sie denn? Die ganze Aktion scheint sich doch grad gegen Preußen zu richten?"

„Ja, es ist die härteste Beleidigung, die Preußen widerfahren kann. Und nun müssen wir alle unsere Hoffnungen an Preußen hängen."

Sie dauerten nicht lange, die Hoffnungen. In der

Doppelschlacht von Jena und Auerstedt lag Preußen vernichtet am Boden. Der Kaiser der Franzosen zog in Berlin ein, und was noch, von seiner Gnade geduldet, von der Elbe ostwärts den Namen Preußen führte, war ein kaum atmendes Land.

Es war die furchtbarste Zeit für die vielen im Lande Zerstreuten, die noch ein deutsches Herz in der Brust trugen. Und schwer und düster lastete sie auf den deutschen Männern in der Oberen Burg.

„Nun kann es nicht mehr schlimmer kommen," sagte der Hausherr. „Ein paar Demütigungen mehr oder weniger zählen jetzt nicht mehr."

„Mir wollen unsere Keller leer trinken," meinte der alte Schmitz. „Anders bleibt uns jetz nix mehr übrig."

Der Hein saß blaß und erregt zwischen den Männern. Er blickte auf die Burg und auf das Rheintal, und seine Zähne knirschten gegeneinander. Dann stand er auf und ging ins Dorf. Und er ging viele Abende.

„Ich glaub'," sagte der alte Schmitz, der ihn liebte, „der Hein ergibt sich aus Zorn dem Trunke."

Der Burgherr schüttelte den Kopf. Er kannte seinen Jungen besser und wartete. Und nach einer Woche erschien der Hein vor den beiden Alten und teilte ihnen mit, daß er unter den Männern und Jünglingen des Dorfes einen Turn- und Schützenverein ins Leben gerufen habe, und daß sie die beiden erfahrenen und kundigen Herren bäten, als Exerzier- und Schützenmeister an die Spitze zu treten.

Der Alte von der Burg horchte auf. Sein Auge begegnete dem des Freundes, und sie dachten das gleiche. Hier war vielleicht ein Anfang. Ein Anfang aus dem Volk

heraus. „Hein," sagte der Vater, „Hein, das war brav, Hein."

Am selben Abend noch begaben sich die Männer in die Versammlung der Dorfgenossen und stellten sich zur Verfügung. Der Eremit von Breitbach war ins Leben zurückgekehrt. —

Mitten in die ersten Exerzitien und Schießübungen hinein fiel unerwartet der Besuch Barthels. An einem Sonntagnachmittag langte er an und ließ den Vater und den Hein vom Turnplatz holen.

Die Männer begrüßten sich herzlich, aber mit fragenden Augen.

„Nun, mein Sohn? Ohne Sibylle?"

„Sibylle ist — Sibylle ist —"

„Sie lebt doch?" schrie Hein.

Barthel nickte mit zusammengepreßten Lippen.

„Gewiß," stieß er hervor, „gewiß lebt sie. Besser sogar als vorher, wie sie selber meint. Mein Gott, wie soll ich das nur sagen?"

„Jetzt," meinte der Hein und zog tief den Atem ein, „ist es nicht mehr so schwer. Denn sie lebt ja."

Der Alte hatte sich gefaßt. „Erzähl ruhig, Barthel," bat er. „Erzähle der Reihe nach, was geschehen ist."

„Sie hatte sich zur Schauspielerin ausgebildet," gestand der Barthel. „Zu ihrem Vergnügen, wie sie sagte, und weil es ihr eine innere Befriedigung verschaffe. Da mochte ich nicht dagegen sein, denn unser kleines Hauswesen führte sie mustergültig. Und irgend etwas mußte das arme Mädel doch tun, wenn sie mit ihrer Wirtschaft fertig war und so allein dasaß."

„Du brauchst sie nicht zu entschuldigen, Barthel."

„Nein, nein, das will ich auch nicht. Es ist viel eher eine Selbstbeschuldigung.“

„Du brauchst dich auch nicht selbst zu beschuldigen. Es hat so sein sollen, Barthel, nur daß wir heute nicht wissen, warum. Erzähle weiter.“

„Nach den Siegen Napoleons wurden in Köln wie überall große Festlichkeiten befohlen. Die Liebhabertruppe spielte im Komödienhaus. Sibylle spielte die Iphigenie. Es war ein französisches Dichtwerk, und die Mitwirkenden wurden eifrig beklatscht, am stürmischsten aber Sibylle. Vater, auch ich war ergriffen.“

„Sibylle — —,“ sagte der Hein.

„Der Rausch war dem Mädchen zu Kopfe gestiegen,“ fuhr Barthel traurig fort. „Es nutzte nichts, daß ich mahnte und bat, daß ich von euch sprach und auch von mir — jetzt kam sie von dem Fieber nicht mehr los. Sie hatte mit einem französischen Schauspieldirektor immer eine Korrespondenz geführt. Jetzt schrieb sie wieder hin.“

„An den Chevalier de Montbrun,“ sagte der Hein.

„Ja, an den Chevalier de Montbrun. Er spielte mit seiner Truppe gerade in Koblenz und kam mit Extrapost.“

„Es muß ihm sehr gut gehen in der kaiserlichen Sonne,“ murmelte der Hein.

„Vorgestern kam er an,“ berichtete Barthel und zauste seinen Bart. „Vorgestern kam er an und machte ritterlich mir als dem Bruder den ersten Besuch. In der Malerwerkstatt. Das bestach mich Tölpel. Ich erlaubte ihm, Sibylle seine Aufwartung zu machen, und nahm ihn gleich mit zu Tisch.“

„Ein jüngerer Mann?“ fragte der Alte, und sein Blick streifte Hein.

„Nein, Vater,“ erwiderte Barthel, „ein angegrauter Fünfziger, etwas gichtig schon. Deshalb nahm ich auch keinen Anstand. Und von durchaus kavaliermäßigem Wesen. Er behandelte Sibylle bei Tisch wie eine Dame, und nach Tisch bat er sie, ihm eine Stelle vorzuspielen, die sie studiert hatte. Da spielte sie mit allem, was in ihr war.

‚Wundervoll,‘ lobte der Chevalier. ‚Ihr Temperament ist so hinreißend, daß es alles Fehlende ersetzt.‘

Und ich warf ein: das ist kein ganzes Kompliment, und es könnte sogar ein zweischneidiges sein.

Der Chevalier aber lächelte mich an und sagte: ‚Das Vorrecht der Jugend ist das Temperament, und es ist seine unbesiegbare Waffe. Die Kunst, mein Herr, das, was wir Wissenden die Kunst nennen, kommt erst mit — dem Wissen. Die wahre Kunst ist also das Vorrecht des Alters. Sie sehen, das ist auch für uns ein zweischneidiges Kompliment, und wir gäben gern unser Wissen gegen das Temperament.‘

Da fragte Sibylle: ‚Was raten Sie mir zu tun?‘

Und er antwortete: ‚Ihr Temperament in den Dienst der Kunst zu stellen. Wenn der Herr Bruder es gestattet, engagiere ich Sie für meine Künstlergesellschaft und führe Sie an meiner Hand die Höhen hinauf.‘

Ich widersprach. Ich versagte meine Einwilligung. Ich versuchte sogar zu befehlen. Und der Chevalier sah mich verwundert an und meinte: ‚Sie, der Sie selber mit allen Ihren Sinnen der Kunst dienen, mißachten mit Ihrem Herzen die Kunst? Herr, es ist nicht mehr nötig. Wir Künstler sind Bürger geworden, Weltbürger, und nehmen in der großen Gesellschaft Frankreichs den Platz

ein, der uns gebührt: den ersten Platz. Ihre Schwester wird überall die Dame sein, und so und nicht anders wird man ihr begegnen. Dafür bürgt Ihnen das Wort des Chevaliers de Montbrun.'"

Der Alte von der Burg saß zurückgelehnt in seinem Holzsessel. Und während er mit Anspannung seiner Gedanken dem Bericht Barthels folgte, kam ihm auf einmal in den Sinn, daß in dem gleichen Holzsessel die Mutter Sibylles von ihrer Flucht ausgeruht hatte, bevor sie sich zum Sterben legte, und sie hatte gesagt: „Die kleine Sibylle ist ein wild, phantastisch Ding und weit über ihre Jahre hinaus. Ein herzenslieb Kind, aber von aller Welt verwöhnt."

„Und wie entschied Sibylle, Barthel?" fragte der Vater.

„Sie sah mich groß an, Vater, und war ganz blaß im Gesicht. Und sie sagte: ‚Ich hätte ja auch heimlich gehen können, Barthel, aber das litt mein Stolz nicht, daß der Vater und der Hein meinen, ich hätte in Köln die Gelegenheit benutzt wie der Johannes in Bonn. Deshalb berede ich offen meine Pläne mit dir und habe keinerlei Geheimnisse. Deshalb will ich aber auch, daß du mich frei und frank mit einem ehrlichen brüderlichen Weggruß ziehen läßt, denn wenn ich mir selbst den ersehnten Platz als Künstlerin nicht erringen würde, den Platz als Mädchen, den Platz als Dame, den werde ich behaupten. Das schwöre ich dir.'"

„Sibylle ..." murmelte Hein.

„Vater," fuhr der Barthel fort, „ich dachte, daß es, wenn nicht gegen, so doch ohne euern Willen geschähe, und sträubte mich weiter. Da trat sie dicht vor mich hin und sagte, während ihre Hände zitterten: ‚Zwing mich

nicht, heimlich zu gehen. Denn dann könnte ich niemals wiederkommen.‘ Da gab ich nach.“

Und der Alte im Holzsessel dachte: Zwölf Jahre sind es nun, daß die fremde Frau mir ihre Kinder brachte und im Sterben nach ihnen schrie. Mutteraugen, die sich schließen wollen, haben den Prophetenblick. Und sie sorgte um den Johannes und rief ihn, ihren heißblütigen Jung', und der Johannes ist seinem heißen Blut gefolgt. Und sie jammerte nach ihrem kleinen Mädchen und lauschte: „Die Sibylle hör' ich weinen, ganz still, ganz für sich hin, wie sie es tut, wenn sie weint. ...“

„Die Sibylle ist fort, Barthel?“

„Gestern abend nach Koblenz, Vater, und von Koblenz über Trier nach Paris. Das einzige, was ich dir mitbringe, ist das Wort des Chevaliers, daß er sie vor jeder Unbill schützen und wie seinen Augapfel hüten werde.“

Da lachte der Hein verächtlich. „Was will der Komödiant? Nachdem die Sibylle ihr Wort gegeben hat!“ Und plötzlich schlug er die Hände vors Gesicht, und ein erschütterndes Schluchzen rüttelte seinen Körper, und ein einziger aufschreiender, nach Luft ringender Ton drang aus seiner Kehle.

„Vater,“ sagte der Barthel, und seine Stimme schwankte, „Vater, Hein, ich stehe wie ein armer Sünder vor euch —“

„Als deine Mutter starb,“ sagte der Alte von der Burg, „sprach sie von ihren Kindern. ‚Um den Barthel — nein, um den Barthel sorg' ich mich nicht.‘ Und das spreche ich deiner Mutter nach, Barthel. Du wirst

immer den rechten Weg gehen und bist ihn auch hier gegangen."

Der große Barthel wandte sich an Hein. „Wir haben uns — noch gar nicht recht begrüßt, Hein?"

Und der Hein kehrte sich ihm zu, sah ihm starr in die Augen und gab ihm mit festem Druck die Hand. —

X

Es kamen Briefe aus Paris in Sibylles kräftiger und eiliger Handschrift. Sie berichtete über die große, menschenangefüllte Stadt, in der das Leben so stark und schnell pulsiere, daß man ihm oft nicht zu folgen vermöge, und jeder Tag eine neue Welt hervorzaubere. Von den Palästen und Kunstdenkmälern berichtete sie und von den Museen, angefüllt mit den Schätzen aus aller Herren Ländern. Und die Menschen schilderte sie, die über Nacht zu Würden und Reichtümern kämen und das Leben heißer liebten, als es anderswo geschähe, und drängender seine Offenbarungen forderten, weil sie nicht wüßten, auf welches Schlachtfeld der Befehl des Kaisers sie morgen hinaussenden würde. Dann schrieb Sibylle auch von ihrer Arbeit und ihren Studien, die das Einsetzen ihrer ganzen Kraft beanspruchten, damit sie dem Ziele immer näher käme. Und sie schloß damit, daß sie sich wohl fühle und daß ihre Umgebung ihr mit Achtung begegne.

Im neuen Jahr aber trafen französische Zeitungen ein, in denen Stellen mit rotem Stifte besonders gekennzeichnet waren, und diese Stellen handelten von dem ersten Auftreten einer Mademoiselle Sibylle und sprachen lobend von ihrer jungen Kunst und lobender noch von ihrer jungen Schönheit. Das alles las Hein mit einem seltsam zwiespältigen Gefühl, und oft überwog der Stolz, sie gefeiert

zu wissen, und oft ein unruhiger und unerklärlicher Unwille, daß die Blicke aller sie betasten durften.

Auf jeden der Briefe antwortete der Vater. Nicht mahnend und dämpfend, wie es so gern das Alter tut, das den Werdegang der Jugend längst vergaß und die Notwendigkeit des eigenen Erkämpfens. Wie ein Freund, der schon eine Strecke Weges voraus ist und im Gebirge gute Wege kennt und lohnende Ausblicke, so schrieb der Vater an Sibylle. „Ich habe immer gefunden, meine Tochter, daß es nichts Schlechtes und Niedriges gibt, was wir nicht durch uns zu erhöhen vermöchten. Und Du wirst das gleiche finden.“

Auch der Hein antwortete oft. Mit keinem Wort ging er auf Sibylles Leben und ihre Bestrebungen ein. Aber der Joseph marschierte in seinen Briefen auf und des Josephs flinke junge Frau, die alte Barbara und der alte Schmitz. Gärten und Felder grünten in seinen Briefen, und die Weinberge blühten und der goldgelbe Ginster am Waldrand. Und dann kam der Rhein an die Reihe und rauschte hinein, und es wurde eine einzige Heimatmelodie.

Trüber klangen die Briefe, die Barthel schrieb. Der große, unbeholfene Mensch fand sich nicht mehr zurecht in Köln, und die Einsamkeit drückte ihn unter den vielen Menschen. Zu Hause wirtschaftete er allein, und an Sibylles sorgende Hand gewöhnt, wollte es ihm nicht glücken, und er fürchtete sich bald vor der Leere, die ihn daheim erwartete, und so blieb er lieber bis in die späte Nacht in der Malerwerkstatt und schaffte für den Meister mit. Da schoß Meister Gerolts Weizen üppig in die Höhe, und von der wieder erstarkenden Kirche im Land mehrten sich die Aufträge, denn nach den republikanischen Zeiten sah

es bös aus in den Tempeln des Herrn. Barthel aber malte den heiligen Martin, der, auf weißem Rosse reitend, mit dem Schwert den Mantel teilt, um den Bettler zu kleiden, und er malte den milden Kinderfreund Sankt Nikolaus mit den rotbackigen Äpfeln auf dem Gebetbüchlein, den heiligen Sebastian, den schönen Jünglingsleib von Pfeilen durchschossen, und alle die anderen Heiligen und Kirchenpatrone. Lieber aber malte er den Heiland, als Wundertäter und Menschheitserlöser, in seinem großen Leben und seinem größeren Sterben, und die würdigen Apostel des Gottmenschen. Am liebsten jedoch schuf er Marias Bild, der liebreichen Mutter mit dem Jesusknaben, der schmerzensreichen Mutter unterm Kreuz und der zur Himmelskönigin erhöhten Mutter. Dann träumte er von den Frauen, die ihm am teuersten waren, und die jungfräulichen Marien trugen Züge der Schwester, und die erkenntnisreichen trugen die Züge der Frau, die auch ihn unter dem Herzen getragen hatte und deren sorgenvolles Mutterherz ausruhen durfte unter dem Friedhofgras zu Rheinbreitbach.

Er war kein Überflieger, der Barthel, aber seine Bilder trugen den Stempel eines künstlerischen Gewissens, standen sicher in der Zeichnung und blühten in den satten Farben, wie das gläubige Volk sie liebt. Und keins war, in dem man nicht die Liebe und Hingabe des Künstlers an seinen Stoff verspürte, die Liebe und Hingabe, die den Beschauer rührte und zwang.

Meister Gerolt, der große Kirchenmaler, kam nur noch stundenweise am Tag in die Werkstatt, und oft blieb er ganz fort. Er spielte jetzt lieber den großen Künstler beim Wein und in bunter Geselligkeit, ließ seine Kleider beim

ersten Schneider der Stadt verfertigen und trug Haar und Bart, wenn auch schon stark ergraut, nach der neuesten Mode. Und seine Damen taten wie er. Frau und Tochter vermochten ohne äußeren Prunk und Schein nicht mehr zu leben, und das Geld rann ihnen um so leichter durch die Finger, als sie ja den fleißigen Geldmacher Barthel von früh bis spät für alle ihre Bedürfnisse sorgen wußten. Zuweilen huschten sie mit raschelnden Röcken in die große Malerwerkstatt, in der reichgeschnitzte Altäre der Bemalung harrten, in prangenden Farben gehaltene Holzfiguren umherstanden, große Heiligenbilder mit überirdischen Augen von den Staffeleien niederblickten und Dekorationsentwürfe für Kirchen und Kapellen in breiten Kartons an den Wänden hingen. Dann kicherte und lachte es unter all den ernsten Dingen, und französische Scherzworte flogen zwischen den Damen und den Herren, die sie mitzubringen pflegten, hin und her, und die Heiligen hatten die Zeche zu bezahlen. Bis Barthel sich im langen Leinwandkittel mißbilligend umsah oder gar den Pinsel ruhen ließ.

„O, Monsieur Barthel ist sehr unzufrieden mit uns Weltkindern," rief dann Mademoiselle Josepha Gerolt ihrer Mutter zu, und die Damen gaben sich mit den Augen Zeichen und führten ihre lach- und spottlustige Gesellschaft schnell hinaus, denn sie fürchteten sehr, sich die Dienstwilligkeit ihres fleißigen Geldmachers zu verscherzen.

Ein ganzes Jahr lang wehrte sich der Barthel gegen die Einsamkeit, die seit Sibylles Weggang um ihn war. Dann erlag er ihr, und er begann, auch in der Werkstatt grüblerisch und kopfhängerisch zu werden. Das konnte Meister Gerolt auf die Dauer nicht entgehen, und so sprach

er ihn an einem Feierabend an und befragte ihn: „Sie sind krank, Monsieur Barthel, oder ist Ihnen die Freude an der Arbeit abhanden gekommen?"

Barthel schüttelte den Kopf. „Ich bin nicht krank, Meister Gerolt, und wenn ich es wäre, würde doch die Arbeit meine beste Trösterin sein."

„Aber es geht eine große Veränderung mit Ihnen vor. Wollen Sie sich Ihrem alten Meister, der Ihnen sehr gewogen ist, nicht anvertrauen?"

Der warme Ton tat dem Barthel wohl. Es kam ihm so selten, daß ein Mensch Anteil an seinen Leiden und Freuden nahm, und so faßte sich der Achtundzwanzigjährige ein Herz und sagte dem Meister, was ihn seit Jahresfrist bedrückte und immer stärker bedrückte.

„Ich bin nicht für das Wirtshaus geschaffen, Meister Gerold, und sitze nach getaner Arbeit am liebsten daheim und erhole mich in dem Frieden der Häuslichkeit. Das war, solange mir meine Schwester Sibylle das Hauswesen führte. Da entbehrte ich nichts, keine lustigen Gesellen und keine anmutigen Frauen und Mädchen. Es war warm und schön um mich her und der rechte Boden für mein Leben und meine Kunst. Nun hause ich seit einem Jahr als rechter Heimatloser und fürchte mich vor den leeren Stuben daheim und vermag mich doch nicht ans Wirtshaus zu gewöhnen. Das ging eine Zeitlang, wie es ging, und ich vergaß mich und alle Dinge, die mich beunruhigten, in der Arbeit. Aber in diesen Wintermonaten mit ihren langen, dunkeln Abenden ist es schlimmer als je geworden, und ich weiß oft nicht aus noch ein mit meinem Verlangen, mich mitteilen zu können oder so recht von Herzen für einen kleinen Kreis, der der meine

ist, sorgen zu dürfen. Sehen Sie, Meister Gerolt, das ist mein Leiden, und nun, da ich es zum erstenmal auch vor mir selber laut ausgesprochen habe, weiß ich, daß ich es ändern muß, und bitte Sie, mich nach Kündigungsfrist zu entlassen."

„Zu — entlassen?"

„Ja, Meister Gerolt. Ich will versuchen, mir eine Selbständigkeit zu schaffen und damit die Berechtigung, mir eine eigene Familie zu gründen. So allein — halte ich es nicht mehr aus."

Verblüfft schaute der Meister auf seinen Gehilfen. Er selbst hatte ihn zum Sprechen bewogen, er selbst hatte ihn zu einem Entschluß geführt. Und er hätte sich prügeln mögen für seine so überraschend geglückte Teilnahme. Der Barthel, der Leib und Seele des aufblühenden Geschäftes war — ein selbständiger Kirchenmaler zu Köln? Der Barthel als Gatte und Familienvater mit verdoppelter Begeisterung und Arbeitsfreudigkeit am Werk? Scheu blickte sich Meister Gerolt in seiner großen Künstlerwerkstatt um. Da standen und hingen die Aufträge, daß es eine Lust war, den Verdienst danach zu berechnen. Und es war des vornehm gewordenen Meisters Haupttätigkeit gewesen. Wie lange noch, wenn der Barthel in der Stadt die eigene Werkstatt eröffnete und den geistlichen Auftraggebern und Patronen seine Aufwartung gemacht hatte? Entweder mußte der arbeitentwöhnte Meister selber wieder vom Morgen bis Abend vor die Staffelei und aufs Kirchengerüst, oder aber — es würde bald leer ausschauen in der Werkstatt und in der Kasse.

„Haben Sie," fragte er in besorgtem Ton, „haben Sie sich diesen ernsten Schritt auch recht überlegt? Es scheint mir

nicht, denn Sie bedachten wohl nicht die wetterwendischen Zeiten, und daß Sie bei mir Ihr sorgloses Brot haben."

„Meister, wenn das Brot nicht mehr so sorglos ist, werde ich sicher um so viel emsiger noch schaffen. Und vieles, was jetzt noch in mir schläft, wird aufwachen und mich fördern und weiterbringen."

Das hörte Meister Gerolt mit geringer Freude. Und da er nichts Stichhaltiges darauf zu entgegnen wußte, versuchte er den anderen Teil von Barthels Zukunftsträumen zu erschüttern.

„Lieber Barthel," sagte er zutraulich, „ich habe Frau und Tochter und spreche aus der langjährigen Erfahrung. Der Mensch mag sich ganz wohl fühlen bei einer guten und sorgenden Ehefrau. Aber der Künstler, lieber Barthel, der Künstler fährt meist weniger gut dabei. Da haben Sie ein Werk im Kopf, ein Werk, das Ihnen Unsterblichkeit verleihen könnte, und daheim sagt Ihnen die Frau: ‚Das Brot ist alle, und das Fleisch ist schon wieder teurer geworden, und ich kann mit diesem Kleid nicht mehr auf die Straße gehen.' Da ist es nichts mehr mit Unsterblichkeitsgedanken, die die Freiheit des Mannes beanspruchen, da heißt es zum zwölftenmal den heiligen Petrus mit dem Himmelsschlüssel abkonterfeien und zum zwanzigstenmal den heiligen Joseph mit dem Winkelmaß, nur damit der Schornstein raucht und die liebe Ehefrau daheim nicht schmäht: brotlose Künste, große Worte und ewige Hungerleiderei! Ach, mein lieber Barthel, es würde manch einer den eigenen Herd wieder hergeben, wenn er dadurch wieder der Unsterblichkeit um eine Elle näher rücken könnte. Aber es findet sich nicht immer zur rechten Zeit ein ehrlicher Ratgeber, wie ich es bin."

Der Barthel lächelte.

„Ich habe keine Unsterblichkeitspläne, Meister. Was ich anstrebe, ist nicht mehr und nicht weniger, als in meinem Fach meinen Mann zu stehen. Dazu aber gehört ein innerer Friede, und den soll mir eine frohe Häuslichkeit geben.“

„Barthel, Barthel,“ eiferte der Meister, „Sie sind ein großes Kind! Eher können Sie im Pferdehandel auf einen Schimmel ohne Fehler stoßen als auf der Brautfahrt auf ein Mädchen ohne Launen, Störrigkeit und Eigenwillen. Und gerade Sie — gerade Sie! Man wird Sie unschuldiges Gemüt einfangen und einwickeln und blind und taub machen, bevor Sie drei gezählt haben. Dazu ist mir ein Kerl wie Sie zu schade — weiß Gott, viel zu schade. Barthel, bleiben Sie unbeweibt und erhalten Sie sich Ihre Selbstachtung.“

„Meister,“ antwortete Barthel nach einer Weile, und das stille Lächeln auf seinem Gesicht war nicht geschwunden, „ich meine, wenn der Mann brav ist und ein gutes Beispiel gibt, kann die Frau nicht anders sein.“

„Die Frau, mein lieber Barthel, ist immer erst Frau — und dann erst Ihre Frau.“

„Das versteh' ich nicht,“ sagte der Barthel. „Es wird wohl ein Scherz dabei sein.“

„Heilige Einfalt — heilige Einfalt!“

„Nein, Meister, damit schlagen Sie mich nicht. Sie haben selbst eine Frau und eine Tochter und werden sie nicht herabsetzen wollen.“

Der Meister durchmaß mit großen Schritten die Werkstatt. Seine unruhigen Blicke streiften die begonnenen Bilder und Entwürfe und ließen schnell von ihnen ab.

Und sie streiften den unentbehrlichen Gehilfen, erst heimlich von der Seite, dann forschender und nachdenklich. Dicht vor ihm blieb er plötzlich stehen und faßte ihn kräftig beim Leinenkittel.

„Also gut. Des Menschen Wille ist sein Himmelreich. Vorwürfe werden Sie mir einmal nicht machen können, ich habe Sie hinreichend gewarnt. Aber versprechen sollen Sie mir, daß Sie sich nicht auf der Stelle und kopfüber ins Unglück stürzen. Nicht eher, als bis wir zwei noch einmal in Ruhe darüber geredet und den erträglichsten Weg ausgekundschaftet haben. Es ist das ganz einfach meine Pflicht als Ihr alter Meister, mich um Ihr ferneres Geschick zu sorgen.“ —

Mit einer heiteren Zufriedenheit griff Barthel seine Arbeit wieder an. Es war Klarheit in ihm geworden, und sofort hatte er sein Gleichgewicht wieder. Die Einsamkeit daheim lachte er spitzbübisch aus, als gedächte er sie bald gründlich zu betrügen, und vor der Staffelei pfiff und sang er munter vor sich hin.

„Sie sind ja sehr aufgeräumt, Monsieur Barthel. Ist der Vater nicht hier?“

Er hatte das Rascheln der Frauenröcke vernommen und sich schnell umgewandt.

„Der Herr Vater ist nicht zugegen, Fräulein Josepha. Soll ich ihm einen Auftrag ausrichten, falls er noch kommt?“

Sie stand vor seiner Staffelei, reckte das wohlfrisierte Köpfchen in die Höhe und betrachtete aufmerksam das werdende Bild.

„Diese Madonna ist sehr schön. Wem gleicht sie doch?“

Er trat prüfend einen Schritt zurück. „Sie wird wohl ein wenig meiner Schwester Sibylle gleichen."

„Ich habe diese Ähnlichkeit schon mehrere Male bemerkt, Monsieur Barthel. Ich sage nichts dagegen, aber ich meine, es würde für Ihre Kunst von großem Vorteil sein, wenn Sie auch einmal andere Frauen studierten."

„Ohne Zweifel, Fräulein Josepha. Und ich hoffe es auch bald zu tun."

„Haben Sie ein schönes Modell entdeckt, Monsieur Barthel? Ihr Künstler seid ein leichtsinniges Volk."

„O nein, mein Fräulein," widersprach der Barthel errötend. „Das Studium einer Frau zu heiligen Kunstdingen ist keine Leichtfertigkeit."

Sie sah ihn mit ihren braunen Augen an. Diese Augen erinnerten ihn an Sibylles Augen, aber sie waren erfahrener.

„Monsieur Barthel, wollen Sie mich glauben machen, Sie dächten nur an heilige Kunstdinge, während Sie einen schönen Mädchenkörper nachzeichnen? Man verwöhnt euch Künstler, man verwöhnt euch."

„Mich hat man niemals verwöhnt," stammelte der Barthel.

Sie lachte ungläubig: „Nein, nein, da bedarf es doch keiner Entschuldigung. Wie wolltet ihr die Schönheit zeichnen, wenn sie sich euch nicht offenbart? Ein Künstler kann nur im Rausche schaffen."

Das Blut trat ihm in die Wangen. Und sie wandte sich von der Staffelei ab und schritt leichtfüßig vor eine andere und wanderte das Atelier ab mit ihrem schwebenden Gang, und seine Augen sahen überall ihre köstliche, schwellende Schlankheit.

Jetzt blickte sie nach ihm hin und nickte ihm zu. Und das Blut klopfte ihm merkwürdig heiß in den Schläfen. Das bemerkte sie, und sie ging langsam weiter, und er freute sich an dem leichtgebräunten Nacken, dessen feine Einbuchtung in der weißen Woge des dicht unter den Achseln zusammengebundenen Kleides verlief.

„Adieu, Monsieur Barthel. Darf ich einmal wiederkommen?"

„Fräulein Josepha, ich glaube, es wird meiner Arbeit nicht schaden."

„Aber Sie müssen ritterlich sein, wie heute, und nicht an Abenteuer denken, wenn ich allein komme." —

Darüber grübelte er nach, als sie gegangen war. An Abenteuer? Ei, was war denn das? Fürchtete sie sich etwa vor ihm? Schön genug war sie, um auf der Hut zu sein. Ja, das war sie wahrhaftig. Aber vor ihm auf der Hut? Er wiegte den Kopf und schaute an sich hinunter. Nun, gar so schlecht brauchte er auch nicht von sich zu denken. Er war ein großer und kraftvoller Mann geworden, und der Alte von der Burg hatte bei Turn- und Fechtkünsten, bei Reiten und Schwimmen dafür gesorgt, daß er sich seines Körpers nicht zu schämen hatte.

Der Alte von der Burg! Und der Hein! Was für Augen sie wohl machen würden, wenn der Barthel, wenn — Ja, was denn, wenn?

Da packte er den Pinsel und legte seiner Madonna eine goldglänzende Borte um den Gewandausschnitt. —

Täglich dachte er: ob die Josepha kommen wird? Und wenn er am stärksten an sie dachte, kam sie. Oft in der Morgenfrühe, oft in der Abenddämmerung. Oft gab sie sich übermütig wie ein wildes Kind, oft schien sie in ernstem

Sinnen. Es kam vor, daß sie eine Stunde und länger in der Werkstatt blieb. Zuweilen aber lief sie gleich wieder fort, und er wagte nicht, ihr die Tür zu verstellen, so gern er es getan hätte. Dann merkte er, daß ihm etwas fehlte.

„Ich möchte Sie malen, Fräulein Josepha. Der Herr Vater erlaubt es."

„Damit habe ich es noch lange nicht erlaubt."

„Fräulein Josepha, es soll eine Madonna im Rosenhag werden."

„Das läßt sich hören. Eine Frau hat zu ihrer Schönheit nichts nötig als Rosen, Rosen. . . . Aber woher wollen Sie Rosen im April nehmen?"

„Fräulein Josepha," sagte er. Und er ging wie ein Trunkener auf sie zu und küßte sie auf die Wange. Und da sie sich nicht wehrte, lachte er wie ein glücklicher Knabe. „Da blüht schon die erste auf Ihrer Wange, Fräulein Josepha, und wenn Sie wollen, kann es ein ganzer Garten werden."

Sie regte sich nicht und sah ihn nur forschend an.

„Haben Sie schon oft ein Mädchen geküßt?"

„Noch niemals," gestand er ehrlich. „Nur meine Schwester."

„Eine Schwester zählt nicht."

„Nein, die zählt wohl nicht."

Und nun standen sie und schauten einander erwartungsvoll an und schwiegen beide.

„Herrgott," sagte sie endlich, „ich kann dir doch nicht zuerst um den Hals fliegen, schwerfälliger Mensch."

„Josepha," rief er, „ist das dein Ernst? Josepha, magst du mich leiden? Josepha, willst du meine Frau werden?" Und bei jeder Frage küßte er sie, daß sie gar nicht zur

Antwort kam, und streichelte ihr Gesicht, bis sie sich befreien mußte. Dann gingen sie zusammen in Meister Gerolts Haus, und Meister Gerolt und seine Frau taten gar nicht sonderlich erstaunt, als sie das Paar eintreten sahen, und gaben ohne Zögern das Jawort.

Die Hochzeit wurde nicht lange hinausgeschoben, und Barthel meldete sein Glück unverzüglich dem Vater und Hein. Beide bat er, an seinem Ehrentag an seiner Seite weilen zu wollen. Die Glückwunschbriefe, die mit der nächsten Postgelegenheit von der Burg eintrafen, waren freudig und herzlich, und Barthel zeigte sie stolz seiner Braut.

„Es ist doch nicht dein Vater und nicht dein Bruder," meinte sie. „Wie kann man nur von fremden Menschen so viel Wesens machen."

„Du kennst sie nicht," gab er fröhlich zurück. „Hast du sie erst kennen gelernt, wirst du nicht glauben können, daß du sie nicht immer gekannt hast. So lieb wirst du sie gewinnen."

„Ach, mein guter Barthel, das Wort Liebe ist bei dir das zweite und das dritte. Und dabei kennst du es nicht einmal ganz genau."

„Es ist sogar mein erstes und letztes, Josepha. Und es ist das einzige, das ich Vater und Bruder als Gegengabe zu bieten habe."

„Es ist gar nicht dein Vater und dein Bruder."

„Nein," sagte Barthel ernst, „der Alte von der Burg ist mir viel mehr als das. Er ist mein gutes Gewissen. Und wie er nicht gute und ungute Taten voneinander scheidet, sondern nur die Beweggründe ansieht, die uns dazu führten, so ist er auch kein Splitterrichter zwischen

Tugend und Sünde nach Menschensatzung, sondern ein Heilsbringer für jeden, der auf nahen oder weiten Wegen das Heil sucht. Ja, so ist er."

Und Josepha meinte: „Was du mir von ihm sagst, klingt ganz ermutigend. Und ist dein Brüderlein von der gleichen Färbung?"

„Er ist noch zu jung, um schon dem Vater in allen Dingen ähnlich zu sein. Aber ich glaube, er wird des Vaters Ebenbild."

„Ist er groß, klug, schön? Kann er den Vergleich mit den französischen Kavalieren aushalten?"

Da lachte der Barthel. „Der Hein? Du solltest ihn sehen, wenn er schlank und elastisch über die Felder reitet und der Wind ihm sein goldblondes Haar in den Nacken jagt. Und so klar und klug ist er, daß er es die weniger Klugen nicht fühlen läßt. Aber den Vergleich mit deinen Kavalieren hält er nicht aus. So wenig wie ein edles Roß den Vergleich mit einem Bauerngaul aushält."

„Nun, nun," meinte Josepha kühl, „wenn er nicht höflicher ist als du —. Aber ich bin gespannt auf deinen Musterbruder." —

Die Brautzeit hatte sich der Barthel anders vorgestellt. Er hatte von einem seligen Suchen und Finden geträumt, von einem leisen Zusammenfließen und Zusammenwachsen auf einsamen Spazierwegen und in langen, stillen Abendstunden. Damit das Mysterium der Ehe, das auf sie wartete, gelöst werden könne im gleichen Schlag der Herzen, nicht als eine Enthüllung, sondern als eine Erfüllung. Und er kam nicht weiter als zu Küssen und Umarmungen, wenn im Zimmer schon die Gäste harrten.

Auf die Gäste des Hauses, so fand Barthel, auf diese

französisch schwatzenden Gäste, die nie fehlten, wenn es einen Abendschmaus oder ein Vergnügen galt, nahm Josepha viel mehr Rücksicht als auf ihren Bräutigam.

„Bräutigam," sagte sie und zog ein Gesicht, als hätte sie Saures auf den Lippen. „Das ist ein gräßliches Wort und duftet nach eingekampferter Ehrbarkeit und nach eingekampfertem Sonntagsrock. Mein Verlobter sollte der erste meiner Courmacher sein."

Das war nicht leicht für den Barthel, denn der Courmacher waren viele, und ihre Zahl minderte sich nicht trotz des Brautstandes. Und während er fleißiger noch als bisher in der Werkstatt stand, um seiner neuen Familie zu zeigen, daß sie ihr Vertrauen keinem Unwürdigen geschenkt habe, wichen die Herren nicht von Josephas Seite, begleiteten sie in die Kaufläden, ritten mit ihr aus und zeigten sich zu jedem Geschäft dienstfertig und geschickt. Das laute Lachen aber, das bis auf die Straße scholl, verwandelte sich in ein erkünsteltes Lächeln, sobald Barthel müde von der Arbeit das Haus betrat, um sich an der Seite seiner schönen Braut zu neuem Tagewerk zu erholen.

Barthel gewahrte es wohl. Aber er hielt es für Zurückhaltung vor dem glücklichen Sieger und gedachte, im eigenen Hausstand den Kreis auf das richtige Maß zu beschränken. Unerklärlich blieb ihm nur die Weigerung Josephas, das väterliche Haus mit einer anspruchsloseren Wohnung zu vertauschen, aber da die Eltern sie in dieser Meinung bestärkten und zugunsten des jungen Paares großmütig auf einen Teil des Hauses verzichteten, so beschied sich Barthel bald und tröstete sich in seinem Sinn mit den Ersparnissen, die sie hierdurch von Anbeginn machen würden.

Der Hochzeitstag kam, und von der Burg erschien der Alte allein.

„Es ist jetzt die heißeste Zeit für den Landwirt und Winzer," erklärte er dem betrübten Barthel. „Unser Anwesen ist gewachsen und konnte auf eine Reihe von Tagen beide Herren nicht entbehren. Da ließ mir der Hein den Vortritt, aber ich soll dir sagen, daß er mit allen seinen Gedanken bei uns ist."

Dann führte Barthel dem Vater die Braut zu, und seine Betrübnis schwand schnell und machte einem strahlenden Stolz Platz, als er in des Vaters Augen die Verwunderung über so viel Schönheit las.

„Das ist die Josepha, Vater."

Die Josepha hatte ein leichtes Scherzwort auf den Lippen. Aber sie verstummte plötzlich, als sie in die großen, klaren Augen sah, die in ihrer Seele zu lesen schienen, und sie beugte sich hastig herab und küßte des Alten Hand.

„Wenn du willst, bist du von Stund' an meine liebe Tochter, Josepha."

Das Hochzeitsmahl, das sich der kirchlichen Einsegnung des Paares anschloß, verlief geräuschvoll. Und es wurden so viele Gesundheiten ausgebracht, daß manche Köpfe flammten und ihrem lockeren Mund nicht mehr gebieten konnten. Auch versuchte man, Schuh und Strumpfband der Braut zu gewinnen, eine Sitte, die die fremden Herren von ihren Kriegsfahrten mitgebracht hatten. Josepha war nicht um Wehr und Gegenwehr verlegen, und wenn sie sich besiegt gab, tat sie es mit der Huldgewährung einer Königin. Diese Überlegenheit gefiel dem Barthel überaus wohl, er übersah und überhörte manches um seines Besitzerstolzes willen. Der Alte von der Burg saß mit

sinnender Miene in dem ausgelassenen Kreis. Traf ihn aber Barthels Blick, so winkte er ihm lächelnd zu und hob sein Glas gegen ihn. Dann glühte der große Junge vor Freude und Befriedigung.

Zwei Tage später reiste der Vater heim. Er hatte noch eine Unterredung mit Josepha erlangt, an der ihm gelegen war.

„Mein Kind," hatte er der jungen Frau gesagt, die nur mit halbem Ohr hinhörte, „es ist in der Frauen Hände gegeben, aus ihrem Mann einen König oder einen Bettler zu machen. Manch einer kommt leer in die Ehe und staunt eines Tages die Reichtümer an, die insgeheim in ihn hineingesammelt wurden. Andere bringen ein Königreich in die Ehe mit, und wenn sie nach Jahren danach sehen, ist es verschwunden. Josepha, ich kenne deines Barthels Seele. Es liegt ein heimliches Königreich darin, Kind. Hüt es ihm und dir. Und ihr werdet in Not und Tod reiche und glückliche Menschen sein."

Josepha aber war nicht für Königreiche, die so versteckt liegen, als lägen sie im Mond. Ein Schmuckstück an Brust und Gürtel, das die Augen auf sie lenkte, schien ihr von erheblicherer Bedeutung als ein verborgener Seelenschmuck. Barthel aber wußte nichts von solcher Frauen Wesen. Ihre Vorliebe für Tand und oberflächliche Belustigungen nahm er für einen Teil ihrer glücklichen Art, die sich wie ein Kind am Glitzernden erfreut, und er fühlte sich immer noch begnadet durch das reiche Geschenk, das ihm ohne alles Zutun in den Schoß gefallen war.

Freilich, es kamen auch andere Stunden. Wenn die Ansprüche, die die beiden Haushaltungen an ihn stellten, die Grenzen seiner Arbeitskraft zu überschreiten drohten,

blickte er plötzlich mit wachen Augen in der Werkstatt um sich. „Ich werde Überstunden machen müssen, trotzdem. Die Kräfte müssen eben mittun. Denn es darf doch nicht bergab gehen, seitdem ich zu den Gerolts gehöre.“ Und oft, wenn er an einer Madonna malte oder an einem gutmütigen Heiligen, drängte es sich ihm wie ein toller Scherz in den Sinn: Alle diese heiligen Dinge müssen herhalten, um die allerirdischsten Bedürfnisse zu befriedigen. Diese Maria muß eine Halskette bezahlen, und dieser Petrus wird sich in ein Fuder Wein umwandeln.

Einigemal entbrannte auch ein kleiner häuslicher Zwist. „Wenn du nicht mal imstande bist, eine Frau zu ernähren, hättest du nicht heiraten sollen. Ich bin doch nicht die Deine geworden, um es schlechter zu haben als bisher. Das kann auch dein Wille nicht sein.“

Nein, es war nicht sein Wille. Und die Vorwürfe wühlten sein ganzes Innere auf, und er kam sich unwürdig und undankbar vor. Wer so vor den Menschen ausgezeichnet worden war wie er, der hatte auch größere Pflichten zu erfüllen, und er erfüllte sie. Niemals während seiner Junggesellentage hatte er ein solches Maß an Arbeit geleistet, hatte er ein solches Mindestmaß an Erholung für sich gefordert, als in diesem ersten Jahre seiner Ehe. Und es geschah häufig, wenn er in später Nachtstunde aus der Werkstatt heimkehrte und aus seiner Wohnung Musik und Gesang hörte, die laute Stimme Meister Gerolts und das Gelächter der Damen und Herren, daß er auf den Fußspitzen weiterschlich und ohne sich zu zeigen sein Schlafzimmer aufsuchte, um nach wenigen Stunden Schlaf wieder beginnen zu können.

Denn er trug eine große Beruhigung in sich, die Ge-

wißheit, daß in Bälde schon eine Änderung der Verhältnisse eintreten würde, daß Josepha ihren Platz in der Geselligkeit mit dem stilleren Platz an einer Wiege tauschen müsse. Dann würde er neben ihr sitzen und ihre Hand halten und alles auf sie hinüberströmen lassen, was er an echter und rechter Glücksehnsucht in sich barg. Der Gedanke hob ihn über alle Tagesbeschwerden hoch hinaus.

Im Frühjahr lag ein kleines Mädchen in der Wiege. Und der große Barthel starrte es an wie das Wunder der Welt und kam oft aus der Werkstatt früher heim als sonst und saß still und andächtig vor dem zarten Geschöpf.

„Sei nicht so kindisch, du großer Mensch," sagte Josepha. „Denke lieber an mich und an alles das, auf das ich nun eine lange Weile Verzicht leisten muß. Glaubst du, das hätte so viele Annehmlichkeiten für mich?"

„Ja, das glaube ich wirklich," antwortete der große Mensch und erstrahlte über das ganze Gesicht.

Sie aber bestand darauf, daß eine Amme ins Haus genommen wurde, denn sie wollte sich nicht länger als unumgänglich notwendig der Welt entziehen. „Ich habe keine Lust, hinter dem Kinde zurückzutreten. Meine Jugend hat doch wohl den gleichen Wert."

Von diesem Tage an wurde Barthel schweigsam, schweigsam am Familientisch und schweigsam in der Werkstatt. Und nur, wenn er in das Zimmer der kleinen Brigitte schlüpfte und das Kind ihm selig entgegenkrähte, wurde er ein anderer und schwatzte und erzählte dem Kinde, bis es auf seinen Armen eingeschlafen war.

Josepha war ihm ganz aus den Händen geglitten. Einem neuen Zärtlichkeitsversuch begegnete sie kühl und abweisend. „Du hast ja nun das Kind, und das sollte

dir genügen.“ In dieser Not schrieb er ein einziges Mal an den Helfer daheim: „Vater, ich leide!“

Der Alte las die kurzen Worte wieder und wieder. Dann rief er den Hein zu sich.

„Hein, dein Bruder Barthel hat einen Notruf an die Heimat erlassen. Graues Haar vermag da nicht zu helfen, aber Jugend und Jugenderinnerungen, die froh machen. Fahre du zu ihm hinüber nach Köln. Wenn er dich bei sich sieht, weiß er, daß er nicht verlassen ist.“

Der Hein hatte sich brieflich angemeldet und war in Köln angekommen. Er suchte den Barthel in seiner Künstlerwerkstatt auf, und die beiden jungen Männer begrüßten sich mit tiefer Herzlichkeit. Von seinem Leid sprach der Barthel nicht. „Ich mache jetzt Feierabend, Hein, und wir gehen sofort nach Hause. Du sollst meine kleine Brigitte sehen, und meine Frau wird sich auch freuen.“

Frau Josepha freute sich wirklich, als der Fremde mit der freien Stirn und dem goldblonden Haar ins Zimmer trat, und ihre Augen leuchteten auf.

„Mein Bruder Hein,“ sagte der Barthel. „Er will einige Tage bei uns wohnen.“

Mit ausgestreckten Händen ging sie auf ihn zu. „Das also ist er. Barthel, du hast zum erstenmal nicht übertrieben. Aber böse bin ich, daß Sie nicht schon viel, viel früher kamen.“ Und sie stellte ihn den Freunden des Hauses vor, ohne ihn vom Arm zu lassen. Wie in einer anderen Welt war der Hein. Das Alter gebärdete sich jugendlich, und die jungen Männer und Frauen gaben sich lässig und vielwissend. Was ihn aber mehr erschreckte, war die Respektlosigkeit voreinander, die sich, um

galant zu erscheinen, in übertrieben verbindliche Formen hüllte.

„Wie gefällt es Ihnen bei uns?“ fragte Frau Josepha.

„Sie sind eine schöne Frau,“ sagte der Hein.

Sie blickte ihn von der Seite an. Sollte das eine Huldigung oder eine Mahnung sein? Aber er gefiel ihr noch mehr, weil er anders war als die übrigen und es so selbstverständlich war.

Die Gäste empfanden es nicht weniger, aber sie empfanden es als einen Druck. Und um ihren Ärger nicht Herr werden zu lassen, steigerten sie ihre Laune zu immer gewagteren Sprüngen und machten Frau Josepha mit Hand- und Armküssen den Hof, daß der Hein sich immer gerader streckte und auf sie niederblickte wie auf ein Jahrmarktsspiel.

Den nächsten Tag brachte er bei Barthel in der Werkstatt zu. Er hatte kein geschultes Verständnis für Kunst, aber ein ehrliches Entzücken für alles, was sein Auge schön fand. Und in den Bildern und Schildereien fand er den ganzen Barthel wieder, wie er ihn von Kindheit an liebte.

„Ja, Barthel, du bist ein großer Meister geworden. Wie glücklich muß dich das machen.“

„Kunst und Menschenglück wachsen nicht immer am gleichen Ast.“

„Laß deine Frau täglich vor diesen Bildern stehen, und sie wird schnell deine Sprache verstehen lernen.“

„Meine Frau? Wie kommst du auf meine Frau? Ach so, weil sie am liebsten französisch spricht.“

„Das sind Sibylles Augen,“ sagte der Hein und deutete auf ein Bild. „Und diese Züge muß ich doch auch wohl kennen. Warte. Es ist lange her. Aber ich habe sie doch

noch in der Erinnerung. Barthel — ist es nicht deine Mutter?"

„Ja, Hein. Es ist meine Mutter. Wie du das im Gedächtnis behalten hast."

Und nun saßen sie nebeneinander auf einer Truhe und sprachen von der Toten und ihren Kindern, von Johannes und von Sibylle, und zuerst klangen ihre Stimmen gedämpft, und dann wurden sie freier und froher, und sie sprachen von dem Alten auf der Burg, der ihre Jugend reich gemacht hatte, und von Joseph und der Barbara, die die Heiterkeit hineingetragen hatten, und wieder von Johannes und Sibylle und von sich selber im Sonnenglanz der Kinderzeit. „Sieh, das ist es, daß wir nie ganz unglücklich werden können," sagte der Hein, „diese reiche und heitere Jugend. Die wenigsten haben sie gehabt, und daran müssen wir denken, wenn wir Menschen sehen, die ihr Glück nachträglich und von allen Seiten hereinholen möchten. Und ich meine, das muß uns versöhnlich stimmen gegen so manches, was wir lieber anders wüßten."

Der Barthel saß ernst und nachdenklich, und die gefalteten Hände hingen ihm zwischen den Knien.

„Ich freue mich, daß du da bist, Hein. Ich bin wie auf der oberen Burg." —

Der Abend verlief wie der vorangegangene. Und da sich Frau Josepha beschwert hatte, daß sie den Schwager den ganzen Tag nicht zu Gesicht bekommen hätte, ließ Hein am anderen Morgen Barthel allein in die Werkstatt gehen. Die schöne Frau hantierte um ihn herum.

„Sie sind sehr wortkarg, mein Herr und Held."

„Frau Josepha, all das Gerede, das Sie anhören müssen, muß Sie doch für die Stille empfänglich machen."

„Es gibt auch eine beredte Stille. Und sie kann in der Tat sehr schön sein, wenn die Menschen, die sie miteinander ausüben, sich allerlei reizende Dinge zu raten geben. Ich will mich zu Ihnen setzen. Und nun wollen wir schweigen."

„Frau Josepha," sagte der Hein, „ich verstehe mich nicht auf das Hofmachen."

„Weshalb sind Sie nicht eher gekommen, Hein. Ich hätte die anderen nicht nötig gehabt."

„Sie scherzen, Frau Josepha."

Aber sie fuhr fort, leise und klagend vor sich hin zu reden. „Ich weiß, daß ich ein viel besserer Mensch sein könnte, aber es lohnt ja nicht in dieser Umgebung. Der Barthel ist eine gute Seele, aber wir sind verschieden wie Feuer und Wasser. Wenn einer käme, der wie Sie wäre, so stolz und stark, und spräche zu mir: ‚Josepha, das mußt du nicht' und nähme mich in den Arm und streichelte mich — ich würde wie ein Kind sein und tun und lassen, was er wollte. Ja — das würde ich."

„Ich werde wiederkommen," sagte der Hein, und sein Auge hatte einen harten Glanz. Er erhob sich. „Jetzt will ich noch einmal den Barthel aufsuchen."

„Nichts ihm sagen!" rief sie und wehrte erschrocken mit den Händen. „Nichts ihm sagen!"

Wie erbärmlich das war. Seine Seele krampfte sich für den brüderlichen Freund zusammen. In welcher Luft der Barthel leben mußte. Er nickte ihr kurz zu und verließ das Zimmer.

Verwundert blickte der Barthel auf, als Hein die Werkstatt betrat. „Habt ihr euch gezankt?"

„Nein, nein. Ich glaube, wir haben uns sehr gut verstanden."

Mit unruhigen Augen blickten die Freunde aneinander vorbei. Dann sagte der Hein: „Nein, Barthel, so geht das nicht. Wir Burgkinder sind immer ehrlich gegeneinander gewesen. Ich weiß nun, was dir fehlt. In dieser Ehe kannst du nicht weiterleben."

„Der Mensch kann viel, wenn er sich nicht mehr achtet."

„Nun, dann darfst du in dieser Ehe nicht weiterleben, weil die Selbstachtung die Grundlage und der Segen all unseres Tuns ist."

„Was hast du gegen sie?"

„Was nicht deutsch empfindet, gehört nicht zu uns, Barthel. Deine Frau empfindet in allen Sprachen, nur nicht in der unseren."

Der Barthel ging durch die Werkstatt und blieb vor den Bildern stehen. „Es geht nicht."

„Was geht nicht, wenn es gehen muß? Frage den Vater."

„Hein," sagte der Barthel und wandte ihm das zerfurchte Gesicht zu, „ich bin kein Feigling, aber ich habe freiwillig das Kreuz auf mich genommen, als mein Blut hoch ging und mir alles rosenrot vor die Augen zauberte. Vor dem Altar haben wir uns die Hand gereicht, und unsere Kirche läßt keine Scheidung zu. Täte ich es dennoch und erzwänge die Scheidung vor dem Richter, so würde ich die Kirche tödlich beleidigen. Darin liegt meine Tragik, Hein, wenn ich so hohe Worte gebrauchen darf. Die Kirche ist die Auftraggeberin meiner Kunst, die mir mein Brot entziehen kann, wenn es ihr beliebt. Ein Mann, der sich außerhalb ihrer Gesetze stellt, kann kein Kirchenmaler mehr sein. Eine andere Kunstart ist mir nicht geläufig. Denn sieh, Hein, ich bin nur ein besserer Handwerker. Und da

ist das Kind. Du weißt nicht, Hein, was man für sein Kind tut."

Da stand der Hein und wußte nicht mehr weiter. Und er ging auf den Barthel zu und faßte seine Hände. „Junge — alter Junge — —."

„Du willst mir Adieu sagen, Hein. Das fühle ich. Aber ich muß dir noch sagen, daß mich dein Besuch ordentlich erfrischt und gekräftigt hat. Ich habe jetzt vor dir und dem Vater nichts mehr zu verstecken, und das ist mir schon so viel, als wäre ich vor euch wieder ein ehrlicher Mann geworden."

„Barthel!"

„Hein! Du wirst dich meiner nicht schämen und wirst wiederkommen."

„Ich werde wiederkommen, Barthel. Grüß mir dein klein Brigittchen."

Da trat ein starker Glanz in die müden Augen. „Habe herzlichen Dank. Und grüß mir den Vater und den alten Schmitz und den Joseph und die Barbara und die Burg und die Weinberge und den Rhein. Ich seh' ja alles vor mir, und — und —"

Und plötzlich schrie er auf: „Ich hab' Heimweh, Hein! Ich hab' Heimweh. . . ."

„Barthel," tröstete leise der Hein, „du mußt dich deshalb nicht schämen. ‚Treu der Heimat, das heißt treu sich selber', sagte der Vater, als du von uns fortgingst. Und er wird es dir sagen, wenn du wiederkommst, Barthel." —

XI

Es waren seltsame Feierstunden, die auf der Burg gehalten wurden. Bei jeder neuen Kunde, die von immer neuen Demütigungen der Fürsten und des Volkes erzählten, sah man den alten Schmitz im schwarzen Leibrock den Weg zur Burg einschlagen. Der Hausherr wartete schon auf ihn, und der Hein stand neben ihm. Dann saßen die drei und schauten sinnend in ihr Glas, bis der Alte von der Burg das seine aufnahm und starken Tones sagte: „Es lebe Deutschland."

„Un morgen mehr als heut," fügte der alte Schmitz hinzu.

Und sie sprachen von dem Jammertag zu Tilsit und dem Engel Preußens, der königlichen Dulderin Luise, die vergebens ihre bittenden Hände zu Napoleon emporgehoben hatte, und sie sprachen von den Kaisertagen zu Erfurt und den deutschen Fürsten, die herbeigeeilt waren, dem kaltlächelnden Franzosenkaiser den Steigbügel zu halten. An keinem Unglück und an keiner Schmach gingen die Männer vorüber, und sie härteten ihre Seelen darin und kräftigten ihren Haß.

Die Trauer um das Schicksal des Vaterlandes drängte die Trauer um das Wohl und Wehe des einzelnen zurück. Wohl hatte der Hein, als er von Köln zurückgekehrt war, dem Vater Bericht erstattet über Barthels Seelennot.

Aber der Vater hatte ihm nur die Hand gedrückt und ihm geantwortet: „Es muß jeder, der zur inneren und äußeren Freiheit gelangen will, durch sein Schicksal hindurch. Du weißt es selber, Hein.“ Und er hatte stumm genickt und an Sibylle gedacht.

Einmal in diesen Tagen war der alte Schmitz aufgeregter als sonst zur Burg gekommen. „Kennen Sie einen preußischen Major von Schill? Ich habe ihn auch nit gekannt. Aber wenn ich heut einen Jung zu taufen hätt', ich würd' ihn Ferdinand taufen und nix als Ferdinand.“

Und er las aus einer preußischen Zeitung, die sich eingeschmuggelt hatte, einen Bericht vor, wonach der Kommandeur des zweiten Husarenregiments in Berlin, Major Ferdinand von Schill, sein Regiment ohne Wissen des Königs, nur von patriotischem Zorn gegen die französischen Unterdrücker getrieben, aus der Hauptstadt heraus und auf eigene Faust gegen den Feind geführt habe.

„Freund,“ sagte der alte Schmitz, „Freund, dat hilft Ihnen nu nix, Sie müssen die beste Flasch' aus Ihrem Keller hergeben.“

Und der Alte von der Burg holte sie herbei, und während sich die Männer in die aufleuchtenden Augen schauten, meinte er feierlich: „Nicht weil ich mir von der kleinen, tollkühnen Schar einen Sieg verspreche. Aber weil hier ein Beispiel gegeben wurde, daß es doch in Deutschland noch furchtlose und opfermutige Männer gibt. Es lebe Ferdinand von Schill!“

Und während sie am Rhein auf sein Wohlergehen tranken, raste der tapfere Major mit seinen Husaren im letzten Verzweiflungskampf durch die Straßen Stralsunds,

von den Hilfsvölkern Napoleons, Dänen und Holländern, gejagt, und nahm mit seinem letzten preußischen Säbelhieb den holländischen General mit sich in die Ewigkeit.

Zu Wesel am Rhein erschoß man die letzten elf seiner Offiziere.

Was ein rheinisches Herz in der Brust trug, schrie auf und streckte die geballten Fäuste gen Westen.

„Fürchtet euch nicht," sagte der Alte auf der Burg, „aus der blutigen Saat wird eine blutige Ernte werden. Und noch immer leben Männer. Blickt nach Tirol. Am Berg Isel hat der Sandwirt Hofer zum zweitenmal Franzosen und Bayern aufs Haupt geschlagen, hat Innsbruck befreit und das Land vom Feind gereinigt. Und alles das hat er mit dem Tiroler Landsturm vollbracht. Wißt ihr, daß uns das eine Lehre ist, fortzufahren in den Vorbereitungen? Macht die Jugend stark an Leib und Seele und erfüllt die Alten mit der Begeisterung der Jugend! Lehrt sie den Körper geschmeidig und widerstandsfähig machen und unterrichtet sie im Gebrauch der Büchse! Und was jetzt wie ein Spiel erscheint, wird ihnen einmal den Ernst der Stunde erleichtern."

Das Wort wurde vom alten Schmitz hinausgetragen in die Orte am Rhein und in die Dörfer und Städtchen am Siebengebirge. Und Jünglinge und Männer eilten in die Turnstunden und zogen in Reih' und Glied auf die Schützenplätze, als wüßten sie nicht aus noch ein mit der rheinischen Festfröhlichkeit, und doch sagten sie bei jedem Treffer: „Ein Franzos."

Dann knallten Büchsenschüsse aus dem Süden herauf.

Aus dem Kerkerhof zu Mantua drangen sie in die deutschen Lande, und der Hofer lag mit zerfetzter Brust.

Der alte Schmitz ging im feierlichen Leibrock zur Burg, und der Hausherr erwartete ihn und der Hein. Und die drei Männer saßen wie so oft bei der Kunde von neuer Willkür und neuer Schmach beisammen und schauten sinnend in ihre Gläser, bis der Hausherr das seine hob und starken Tones sagte: „Es lebe Deutschland."

„Et bleibt nit mehr gar so viel," meinte finster der alte Schmitz.

Unermüdlich arbeitete der Hein mit den Leuten in den Weinbergen und auf den Feldern. Und das Gütchen dehnte sich und wuchs mählich und mählich zu einem stattlichen Weingut heran. Nur um den Monatsersten hatte der Hein einen Tag der Unruhe. Dann schaute er oft von der Arbeit auf und schaute nach der Landstraße, ob er den Briefboten noch nicht gewahre. Denn Sibylles Briefe kamen pünktlich. Zweimal noch fuhr der Hein nach Köln und suchte den Barthel auf. Und diese Stunden wogen dem Barthel wie ernteschwere Jahre.

Der Joseph aber rannte an einem frühen Herbstmorgen mit rotem Kopf ins Dorf und kam mit einer alten Frau zurück, die er heimlich durch das Gartentor schob und scheu, als ob er auf verbotenen Wegen wandelte, in seine am Kelterhaus gelegene kleine Wohnung einließ. Zwei Stunden später klopfte er, frisch rasiert und im Sonntagsanzug, an die Tür des Arbeitszimmers.

Der Alte sah ihn verwundert an. „Du hast dich ja herausgeputzt, als gäb' es Besuch."

„Här, hä es als in der Burg, un ich kommen en anmelde."

„So? Wer ist es denn?"

„Met Respekt zo vermelde: dä kleine Juseph."

„Wer ist es?“

„Här,“ sagte der Joseph und kraute sich den Kopf, „nix för ungot. Awwer dat es nu nit mieh rückgängig zo maache. Dä kleine Juseph es nu emol do un nit wegzuleugne.“

„Das Rikchen hat —?“

„Ja, Här, et hät. Un et is ene prachtvolle Schreihals.“

Da stand der Alte auf und packte ihn bei den Schultern. „Kerl, laß dich mal ansehen. Vater bist du geworden?“

„Här,“ meinte der Joseph, „et is keen Döppche esu scheif, et fingk sin Deckelche.“

„Und was sagt die alte Barbara zu der Großmutterwürde?“

Da lachte der Joseph über das ganze Gesicht. „Se hät gesaht: Juseph, Juseph, mer kann dich nit en Minut allein losse un du maachs Dommheite.“

„Also dann gratulier' ich, Joseph. Grüß dein Rikchen. Und wenn ihr einen Paten braucht, denkt an mich.“

Den Hein aber nahm der Joseph schon am dritten Tag mit zu der Wöchnerin.

„An den Storch gläuws du ja doch nit mieh, Hein, un mit godde War muß mer nit hingerm Berg halde.“

Auf den Fußspitzen trat der Hein in das saubere Stübchen. Da lag die junge Mutter in den weiß- und rotkarierten Kissen und gab dem Säugling die Brust. Sie wurde erst ein wenig rot, als sie den jungen Herrn gewahrte. Dann aber lachte sie ihm vergnügt entgegen.

„Is er nit schön, uns klein Jusephche?“

Der Hein rührte sich nicht vom Fleck. Er nickte nur andächtig und blickte auf das Kind, das das Köpfchen dicht an die Brust der Mutter gedrängt hatte und mit geschlosse-

nen Augen trank. Und es kam ihm in den Sinn, wie lieblich und verklärt das Rikchen war und so froh über ihr bißchen Schönheit. Das machte ihn noch andächtiger, und es schien ihm mehr Glück auf der Welt zu sein, als er bisher geahnt hatte.

„Ja, ja," sagte der Joseph und rieb sich die Hände, „'nen Droppe Glöck es mir leever als e Faß voll Verstand."

Die alte Barbara kam aus der Nebenkammer, noch immer rüstig und behende. „Jede Geck meint, sing' Kapp' wör de beste," und sie zwinkerte der jungen Mutter zu und nahm ihr behutsam das Kind von der Brust.

„Komm, Hein," sagte der Joseph, „en junge Vatter is et ärmste Minsch op der Welt." Und er räumte schmunzelnd das Feld.

Der Hein aber dachte lange noch an den Besuch bei der jungen Wöchnerin. —

Und der Winter ging hin, und die Märzglocken trugen schallend die Kunde von einem anderen Geburtsfest durch die Lande. Marie Luise hatte ihrem kaiserlichen Gemahl einen Sohn geschenkt. Der „König von Rom" war geboren. Vom Turm der Burg aus sah man das ganze linksrheinische Ufer entlang die Freudenfeuer leuchten, und von Bonn herüber drang drei Tage lang der Donner der Geschütze. —

Im Sommer las der Hein in einem Brief Sibylles, daß der Kaiser in den Herbsttagen an den Rhein zu gehen gedächte, und daß die Schauspieltruppe zu dieser Zeit in Köln eine Festvorstellung geben würde. Das Blut ging ihm wie eine heiße Welle in die Schläfen. Sibylle kam. Sibylle. . . .

Unerklärlich lang dehnten sich ihm die Tage und Mo-

nate. Es war ein merkwürdiges Jahr, heiß und trocken. Am Himmel zeigte sich ein großer Komet, und man schrieb ihm ein gutes Weinjahr zu und schweres Kriegsunglück. Die erste Prophezeiung erfüllte sich auf der Stelle. Um die Mitte des September schon mußte mit der Lese begonnen werden, so reif und voll hingen die Trauben an den Stöcken. Dem Alten von der Burg lachte das Herz im Leib, als der Segen aus den Keltern quoll. Und der alte Schmitz, der mit funkelnden Augen neben dem Freund stand, klopfte ihm auf den Rücken und meinte: „Von heut an — von heut an hat die Burg keine Schulden mehr. Der Elfer! Geben Sie gut acht! Der Elfer!" —

In den ersten Novembertagen reiste der Hein, gut ausgerüstet, zu den Kaisertagen nach Köln.

Der alte Schmitz schüttelte unwillig den Kopf, als er von der Reise erfuhr. „Mer müsse uns mehr zurückhalte. Auch aus Neugier dürfen mer nit dabei sein. Gerad die Nachläufer bilden die große Masse, un der Kaiser meint alsdann, et wär alles lauter Verehrung. Dat gönn ich ihm nit."

Der Burgherr beruhigte ihn schnell.

„Lieber Freund, der Hein ist nicht nach Köln, weil der Kaiser kommt, sondern weil die Sibylle kommt."

„Dat versteh ich eher. Wegen en Mädchen bin ich auch als bis Düsseldorf gelaufen. Is lang her. Aber ich glaub, ich tät et heut noch." Er lachte mit seinem rollenden Baß. „Nee, nee, keine Angst. Et is keine Gegenlieb mehr vorhanden."

Der Hein war zu früh nach Köln gekommen. Der Kaiser hatte seinen Reiseweg geändert und machte unterwegs Stationen. Und wo er hinkam, glich das Rheintal einer Triumphstraße.

In Köln hatte der Hein in allen Herbergen nach den französischen Schauspielern gefragt. Sie waren noch nicht eingetroffen, wurden aber täglich erwartet. Nun begab er sich zu Barthel, der ihn mit einem Jubelruf empfing und nicht dulden wollte, daß er in einer Herberge Quartier nähme.

„Du kommst mit zu mir, Hein, darüber ist nicht zu reden. Bis jetzt bist du immer nur auf einen Tag herübergekommen, aber jetzt gehörst du mir für eine ganze Woche, mir und der Sibylle. Denn die Sibylle wird mich sicher so schnell und so oft sie nur kann aufsuchen."

Das entschied bei Hein. „Was macht die kleine Brigitte," fragte er, „und wie geht es deiner Frau?"

Der große Barthel zog den Malerkittel aus und machte sich wegbereit. „Die kleine Brigitte," meinte er, und wusch und trocknete seine Hände, „ach, du, so ein Kind mit seinem still und froh aufblühenden Geist ist ein Allheilmittel, Hein. Das sieht alles mit strahlenden Augen, und du kannst gar nicht anders und kämst dir wie ein Verbrecher an dem Kinderseelchen vor, wenn du es nicht gerade so machtest. Wenigstens, wenn du das Kind um dich hast. Sonst zwar — wie es meiner Frau geht, fragtest du? — Es geht ihr gut, und das heißt, wenn es ihr besonders gut geht, geht es dem Kind und mir weniger gut. Aber wir trösten uns aneinander."

„Wird es deiner Frau auch lieb sein, wenn du mich als Einquartierung mitbringst? Sie hat in diesen Festtagen doch gewiß hundert andere Verpflichtungen."

„Ich bring' dich ihr ja nicht mit. Ich bring' dich mir mit. So, nun können wir gehen."

Er schloß die Werkstatt ab und sicherte die Tür durch eine Eisenstange.

„Du tust ja, als ob du für längere Zeit fortbleiben wolltest, Barthel.“

„Es kommt viel Gesindel in die Stadt. Der Kaiser steht nun mal in dem abenteuerlichen Geruch, und der wirkt besonders auf die dunklen Existenzen. Aber ganz davon abgesehen: an Arbeiten ist doch in diesen Tagen nicht zu denken, selbst wenn ich Arbeit hätte.“

„Sind die Zeiten ungünstiger geworden?“

„Die hohe Geistlichkeit hat immer eine feine Nase und weiß mancherlei Beichtgeheimnisse. Es liegt wieder etwas in der Luft, Hein. Und die Offiziere flüstern viel untereinander und treten in der Stadt herausfordernder auf als sonst. Das bedeutet immer Krieg.“

„Der Komet,“ sagte Hein mit einem Versuch zu scherzen.

Sie wanderten durch die Gassen und sahen sich die Vorbereitungen zum Empfang des Kaisers an, die betrieben wurden, als gälte es den Empfang eines Gottes. Bilder und Bildsäulen wurden errichtet, und auf ungeheuern Transparenten wetteiferten die Lobpreisungen des allmächtigen Kaisers.

„Ich wollt', es gäbe Krieg,“ murmelte der Hein, „nur damit diese Inschriften in Flammen aufgehen könnten.“

Der Barthel schaute hin und las den Schwulst. „Die Stadt ist durch die Franzosenherrschaft so arg heruntergekommen, daß ihr das Messer an der Kehle sitzt. Da schreien die armen Teufel, die sich vom deutschen Reich verlassen sehen, noch einmal zu dem neuen Gnadengestirn auf.“

„So schlecht steht es mit der Stadt?“

„Ich will gar nicht von der Auspressung der Kassen reden. Aber das geistige Leben hat einen Tiefstand er-

reicht, wie in der schlimmsten kurfürstlichen Zeit nicht. Die Universität ist längst geschlossen, die Gymnasien sind aufgehoben, die armseligen Sekundärschulen können nicht leben und nicht sterben. Unserer Kölnischen Zeitung hat man das Erscheinen untersagt, weil sie wahrhaftige Nachrichten gebracht hatte und sich zum Lügen nicht mißbrauchen lassen wollte. Ein paar andere Zeitungen teilten ihr Schicksal. Gestattet ist nur die Lektüre des Regierungsblattes, das in französischer Sprache in Aachen erscheint. Wer nicht Französisch sprechen kann, ist heute ein armer Hund und kann sich sein Recht auf der Straße suchen. Daher hörst du auch überall die französische Sprache. Nicht aus Kriecherei. Im Volke sicher nur aus reinster Not."

„Und Arbeit ist wenig vorhanden?"

„Der Handel kann nicht auf, denn die Grenzen sind ja abgesperrt. Der Zöllner war schon in der Bibel mißachtet, aber hier ist er das gehaßteste Geschöpf, das die Erde trägt. Und da sie hier der Rheinufer wegen so zahlreich sind wie der Rheinsand, kostet ihre Unterhaltung das Vermögen der Bürger. Rechne all die Bedrückungen zusammen und bedenk dabei, daß ein gut Drittel der Einwohnerschaft der ehrsamen Zunft der Bettler angehört. Da liegen sie in Rotten vor den Kirchen und lassen sich durchfüttern."

Vor ihnen erhob sich eine steinerne Masse aus dem Gewirr windschiefer Häuser empor. Grau und gewaltig stand sie gegen den Abendhimmel und reckte einen Turmstumpf wie einen Invalidenarm beschwörend in die Luft.

„Der Dom," sagte der Barthel, und sein Künstlergewissen tat ihm weh.

Sie standen und starrten auf Meister Gerhards deutschen Wunderbau. Da lag er wie ein schwerverwundeter Riese, und die klaffendsten Wunden waren nur notdürftig bedeckt. Roh gearbeitete Dächer legten sich auf Langschiff und Seitenhallen, und die hohen Räume dienten zum Fruchtmagazin der Franzosen. Ein verwitterter Kran ragte gespenstisch auf dem bröckelnden Turmbau.

„Das ist das rechte Wahrzeichen Kölns," sagte der Barthel, und sie schritten in Gedanken versunken der Wohnung zu. —

Frau Josepha hatte ihren besten Tag. Sie gab eine Abendgesellschaft und besichtigte die Tafel, denn die Gäste wurden in einer Stunde erwartet. Den Hein begrüßte sie mit einem spöttischen Knicks. „Hat der Alte von der Burg wieder einmal eine Friedenstaube losgelassen? Ach, Barthel, du hast es gut. Wo findet meine arme Seele den Zuspruch?"

„Wir wollen jetzt zum Kind gehen," bat der Barthel den Hein, und sie suchten die nach dem Hof gelegenen Räumlichkeiten auf. Der Hausherr ging mit gesenktem Kopf. „Du mußt dich hier nicht umsehen, Hein. Die Prachtzimmer kennst du ja, und für den Rest der Wohnung bleibt der Hausfrau nicht mehr viel Zeit." Aber die Scham färbte sein Gesicht blutrot, als er das Kinderzimmer betrat, und er begann hastig, zerrissene Kleidchen und umherliegende Leib- und Bettwäsche zusammenzulesen. „Schläfst du, Brigittchen?" fragte er dabei leise.

„Ich habe noch nicht die Abendmilch, Vater," tönte ein dünnes Stimmchen.

„Was? Du hast noch nicht gegessen? Da werde ich selbst mal nachsehen."

Der Hein trat an das kleine Bettchen, beugte sich hinab und sah in ein Paar dunkle Kinderaugen. „Ich bin der Onkel Hein. Guten Abend, du süß klein Mädchen."

„Guten Abend," sagte das schüchterne Stimmchen.

„Ich habe dir auch eine schöne Puppe mitgebracht, aber die bekommst du erst morgen, wenn du ausgeschlafen hast. Willst du mir jetzt wohl einen Kuß geben?"

Da streckte das Kind glückselig die Ärmchen und legte die feinen Lippen auf den bärtigen Mund. Und der Hein zog sich einen Stuhl heran und erzählte eine lange Geschichte und wunderte sich, woher er die Fabel und die Worte nahm. Dann kam der Barthel zurück.

„Entschuldige," sagte er, „aber es war kein Tropfen Milch im Hause, und ich mußte erst in die Nachbarschaft. Die Mädchen durften nicht gestört werden, und die Hausfrau hat — Pflichten. Pflichten, über denen man den Hunger des Kindes vergißt."

Er streichelte des Mädchens Wangen und hielt ihm den Becher an den Mund. „Wie heiß du bist, Brigittchen."

„Der Onkel hat so schön erzählt. Und eine Puppe krieg' ich," berichtete die Kleine und trank in großen Zügen.

„Ei, das ist aber eine Freude, mein Herzchen. Da werden wir fein miteinander spielen. Du und die Puppe und der liebe Onkel und der Vater. Was? Das ist ein Spaß! Und nun muß mein klein Mädchen ganz besonders gut schlafen. Gute Nacht, Brigittchen."

Und das Kind küßte den Vater und lachte den Onkel an und küßte ihn auch. Dann schlief es gehorsam ein.

„Es ist so wenig verwöhnt," sagte der Barthel mit Bitterkeit in der Stimme. „Was für eine Jugend haben wir dagegen gehabt. So viel Liebe! Selbst, als wir ver-

waist waren — nur Liebe. Und die fehlt hier am meisten, und ein Kleinkinderherz spürt das wie ein Großer."

Das Gastzimmer sah am meisten verwahrlost aus. Alles, was in der Wohnung sich als hinderlich erwiesen hatte, war hineingesteckt worden. Der Barthel gab sich wortlos daran, Ordnung zu schaffen, und er richtete das Bett und die Waschgelegenheit. Dann wurde das Gepäck vom Posthof gebracht.

„Barthel," unterbrach der Hein das Schweigen, „ich will dich wahrhaftig nicht trauriger stimmen. Aber das duldest du alles so ruhig?"

Der Barthel antwortete zuerst nicht. Erst nach einer Weile, als er das Gepäck untergebracht hatte, hob er den Kopf.

„Weshalb ich das dulde, meinst du? Ja, Junge, das habe ich mich auch oft gefragt, und die anderen habe ich es gefragt, wenn es mir zuerst zu arg wurde. Dann schlug Frau Josepha die Hände über dem Kopf zusammen und fragte mich, was meine Undankbarkeit denn noch mehr wolle? Als hergelaufener Gehilfe hätte ich mich in ein fertiges Nest gesetzt und die berühmte Werkstatt übernommen und die Tochter des noch berühmteren Meisters geheiratet. Und der Meister Gerolt kam herbei und seine Frau und schrien mich an, daß ich das Vertrauen nicht rechtfertige, und statt zu schmälen, sollte ich lieber in der Werkstatt stehen und das schöne Geschäft nicht zugrunde gehen lassen. Ach, Hein, ich wußte, daß das alles nicht die Wahrheit war, und daß meine Arbeitskraft alles geschaffen hatte. Aber der Zank war mir noch widerwärtiger als die Unordnung, und so taten die Gerolts nach wie vor, was ihnen gutdünkte. An mich und das Kind denkt

kaum ein Mensch im Haus. Na, komm, wir wollen essen gehen und uns den Abend schön machen."

„Wohin? In die Prachtzimmer?"

Da lachte der Barthel. „Ich hab' dich doch lieber, als du glaubst. Ich weiß einen guten Weinschank bei Maria am Kapitol. Vorwärts, Hein." —

Die französischen Schauspieler trafen erst in letzter Stunde ein. Sie hatten das Festspiel zu Ehren des großen Kaisers, seiner Gemahlin und des jungen Königs von Rom so oft schon in anderen Städten, die Napoleon berührte, zur Darstellung gebracht, daß es einer Probe nicht mehr bedurfte. Sie begaben sich sofort ins Komödienhaus und richteten Bühne und Gewänder her.

Draußen auf den Gassen und Plätzen aber tobte das Vivatgeschrei der Bürger, schrien die Geschütze in den Glockenjubel hinein. „Es lebe der Kaiser — der Kaiser!"

Mitten im Gedränge der Theaterbesucher saß der Hein. Heiß und kalt war ihm, und er hielt die Lippen zusammengepreßt. Was sich in Köln zu den besseren Schichten zählte, füllte mit den Beamten und Offizieren Logen und Plätze, und die Familie Gerolt nahm mit ihren Freunden nahe der Bühne eine Loge ein. Dort stand auch der Barthel im Hintergrund.

Der Vorhang hob sich zu einer Allegorie im Himmel. Gottvater selber bestimmte seinen Lieblingsengel, seinen Lieblingssohn auf Erden die Pfade zum Ruhm zu führen. Und in wechselnder Bilderfolge zogen die Großtaten Napoleons vor den Augen der jubelnden Zuschauer vorüber, von dem Engel des Herrn geleitet und erläutert.

Nur diesen Engel sah Hein, nur diesen Engel. Hoch und schlank gewachsen war er, und eine braune, flimmernde

Haarkrone trug er auf dem Mädchenhaupt. Wie schmal das Gesicht war. Wie still und verloren der Blick der Augen. Das waren nicht Sibylles Augen und nicht ihr frisches Gesicht. Aber jetzt — die Stimme — diese Stimme — wo klang sie her? Das war Sibylles Stimme, die den Glockenton in sich barg, und diese Glocke rief weither — aus den Jugendtagen rief sie.

Da tat der Hein einen Seufzer, der durch das Haus klang, und der Engel auf der Bühne hob seine Augen und sah zu ihm her. ...

Guten Tag, alter Hein, grüßten die Augen.

Und die seinen grüßten zurück: Guten Tag, liebe Sibylle.

Im Hause Barthels fanden sie sich. Frau Josepha war stolz auf ihre Schwägerin und hatte sie und den adligen Leiter der Truppe zu einem Festabend nach der Vorstellung zu sich geladen. Die Prachtzimmer waren gefüllt von Beamtenfracks und glänzenden Offiziersuniformen. Der Chevalier de Montbrun führte Sibylle am Arme ein.

Der Hein stand beiseite und wartete. Er mußte lange warten, denn die Ehrengäste wurden stürmisch gefeiert und mußten mit gefüllten Champagnerkelchen Bescheid tun auf den erhabenen Schirmherrn der Kunst und der Künstler. Aber der Hein wartete gern. Hatte er doch Muße, Sibylle zu betrachten in ihrem fließenden französischen Kleid, das Hals, Nacken und Arme freigab und stolz den Wuchs hob.

Sibylle — Sibylle — —. War diese strahlende Frau mit den ewig lachenden Augen nun die Sibylle, oder war die Schauspielerin mit dem stillen, verlorenen Blick die rechte Sibylle gewesen? Das quälte ihn und nahm ihm die Unbefangenheit, als er sie jetzt an Barthels Seite ge-

wahrte, der sie mit glücklichem Gesicht auf ihn in der fernen Ecke hinwies.

Da war sie bei ihm und preßte seine beiden Hände, als wollte sie sie zerbrechen. „Hein — —!“

„Sibylle . . .,“ sagte er atemlos.

„Du solltest der erste sein, den ich begrüßte. Und nun bist du der letzte.“

„Doch nicht, Sibylle. Wir haben uns schon im Theater gegrüßt.“

„Hast du es gesehen?“ fragte sie dringend wie ein Kind. „Hast du es gesehen? Auf einmal war mir, als rief mich jemand. Und als ich aufblickte, war es der Hein.“

„Als ich dich auf der Bühne sah,“ sagte der Hein, „und du hattest so stille Augen, waren es nicht die Augen, die ich an dir gekannt hatte. Es war so viel Müdes und Trauriges darin. Und als ich dich hier unter den geputzten Menschen sah, und deine Augen lachten beständig, waren sie es wieder nicht. Sag doch, Sibylle.“

„Du hast ein treues Gedächtnis, Hein, und du hast auch nicht falsch beobachtet. Aber heute wollen wir fröhlich sein.“

„Können wir fröhlicher sein, als wenn wir die Alten sind?“

Da fiel die erkünstelte Frische von ihr ab, und ihre Wangen schienen schmal, und ihre Augen hatten das Lachen nicht mehr.

„Nein,“ erwiderte sie hart, „ich will nicht lügen. Vor dir nicht. Ich bin jetzt im Leben, die ich auf der Bühne sein sollte, und auf der Bühne bin ich mehr als anderswo — die Sibylle, wie sie jetzt ist. Das ist doch eine närrische Umwandlung der Dinge, wirst du denken: sich mit seinem

menschlichen Leid auf die Bühne flüchten und die Komödiantin im Leben spielen. Hein, ich will nicht, daß die Menschen in mich hineinsehen und mich auslachen. Ich bin zu stolz dazu!“ Und sie reckte ihre schlanke Gestalt, und nun blitzten die Augen wie einst bei der kleinen Sibylle.

„Fühlst du dich nicht glücklich bei deinen künstlerischen Triumphen?“

„Was sagst du? Künstlerische Triumphe? Und du warst im Theater und hast das greuliche Zeug mitangesehen und mitangehört? Das spielen wir nun schon seit der Geburt des kaiserlichen Erben, und vorher war es ein ähnliches, und so wird es bleiben. Ja, Hein, die hohen Träume büßt man schnell ein. Wir spielen wohl auch die Werke großer Dichter, aber wir spielen sie nur hin und wieder, weil unsere Kasse das nicht aushält. Wie Lakaien müssen wir hinter dem Kaiser her und dem berauschten Volk seinen Ruhm verkünden. Das bringt Geld und Ehren.“

„Kann,“ fragte der Hein bestürzt, „denn der Direktor nicht das Volk zu einer höheren Kunst erziehen?“

Sie schüttelte den Kopf. „Einen solchen Direktor gibt es nicht. Bringt ein Schauspiel Geld, so ist es gut, bringt es kein Geld, so ist es erbärmlich. Das ist der künstlerische Maßstab, und alle fühlen sich wohl dabei.“

„Nur du nicht.“

„Nein, nur ich nicht.“

Sie schwiegen, und dann meinte der Hein: „Mußt du oft gegen deinen Willen spielen?“

Da lächelte sie ihn an. „Hein, Hein, ich bin das, was man den Stern der Truppe nennt. Und am Theater-

himmel müssen die Sterne jeden Abend aufgehen. So will es das Publikum, und so will es der Direktor."

„Also hast du keinen eigenen Willen mehr?" fragte er, und seine Augen wurden ganz hart und starr.

„Nein, ich habe keinen eigenen Willen mehr." Und plötzlich sprach sie so hastig, daß es ihn fast betäubte. „Ich muß es dir sagen, bevor du mich danach fragst und mich die Menschen da von dir wegholen. Ich habe mich gefürchtet vor diesem Augenblick, und diese Furcht liegt nun schon seit zwei Jahren auf mir und hat mir die Freude an der Kunst genommen und die Freude an der Zukunft. Schweig ganz still, Hein, und gib keinen Ton von dir, damit die anderen nicht aufmerksam werden. Dort steht der Chevalier de Montbrun. Er ist ein grauer und gebrechlicher Mann und war es schon vor zwei Jahren. Aber er ist ein ausgezeichneter Direktor und weiß, was der Kasse frommt, und er sprach klug und ritterlich auf mich ein, als ich vor zwei Jahren seinen Beistand suchte, weil ich mich vor der Zudringlichkeit des höfischen Gesindels nicht mehr zu retten wußte. Sprich kein Wort, Hein, denn du warst nicht bei mir, und ich zu stolz, um mit hängenden Flügeln auf die Burg zurückzukommen, wie so ein ganz kleines Mädchen, das nicht einmal seine Frauenehre zu verteidigen wußte, geschweige denn mit seiner Kunst die Welt zu erobern. Ich habe nein gesagt und wieder und wieder nein, als der Direktor mir vorschlug, ihn zu heiraten; und als er mir schwur, daß er nichts anderes in mir sehen wollte als das Mitglied, das er seiner Truppe erhalten müsse, und daß sein Name nichts anderes für mich bedeuten solle als einen sichtbaren Schutz gegen alle Bedrängnisse von außen —

da habe ich ja gesagt und in eine Ziviltrauung eingewilligt."

Und der Hein tat, wie sie gewünscht hatte, und sprach kein Wort, und alles Blut wich ihm aus dem verzerrten Gesicht.

„Hein, Hein," flüsterte sie, „sieh mich nicht so an. Das ist fürchterlicher, als ich es mir gedacht habe, und ich schreie gleich wie eine Verrückte in das Zimmer hinein. Hör mich doch, Hein. Ja, ja, ich weiß, wie du mich liebhast, und heute weiß ich auch, daß ich dich noch viel lieber habe, und ich schwör' dir, daß mich kein Mensch anrühren soll, wie mich kein Mensch angerührt hat."

Das war das erste Mal, daß die beiden von ihrer Liebe sprachen, und nun standen sie und sahen sich mit zerquälten Augen an.

Dann sagte der Hein heiser und rauh: „Du mußt jetzt wieder lachen, Sibylle. Dort kommt dein Mann und der ganze Menschenschwarm."

„Seh' ich dich morgen vor unserer Weiterreise?"

„Nein, Sibylle. Das wollen wir uns nicht antun."

„Hein ..." sagte sie noch einmal, und es war der Klageton in dem Wort, den das Kind gehabt hatte, wenn es nach dem Beschützer gerufen hatte. Aber da waren die Menschen schon, die die schöne Schauspielerin umringten, und der Hein machte ihr eine tiefe Verbeugung und ging zu einer anderen Gruppe.

Was er an dem Abend noch sprach und tat, wußte er später nicht mehr. Nur daß er viel an Frau Josephas Seite geweilt hatte und ihr behilflich gewesen war, sie in ihrem Liebesspiel mit einem jungen französischen General zu decken, das stand ihm allein noch ingrimmig vor der er-

regten Seele. Und er dachte darüber nach am anderen Tag, und er fühlte, daß er aus einem unklaren Trieb gehandelt hatte, der sich jetzt erst ihm klärte.

Sibylle litt. Seine Sibylle litt, und er hatte sich und ihr nicht zu helfen gewußt. Und der Barthel litt auch und sah zu, wie seine Frau mit den Augen den auf sie einredenden jungen General liebkoste. Da war es ihm durchs Hirn gefahren. Dem Barthel, hei, dem Barthel sollte geholfen werden. Und er hatte Frau Josepha zugenickt, und Frau Josepha hatte ihn mit aufleuchtendem Blick als Beschützer angenommen.

Nun waren die französischen Schauspieler weitergereist, und auch der junge General hatte Abschied genommen und noch auf dem Hausflur mit Frau Josepha erregt geflüstert. Sie kam mit heißen Augen ins Zimmer zurück und fand den Hein allein.

„Sie haben sich in den wenigen Tagen sehr verändert, Monsieur Hein."

„Ich habe gesehen, welches Weh die Liebe den Menschen antun kann, Frau Josepha."

„Haben Sie es gesehen? Geben Sie mir Ihr Wort als Kavalier, daß Sie mir helfen oder schweigen. Der General ist nach Paris zurück. Er erwartet mich dort, und wir wollen für immer beisammen bleiben. Wie soll ich fort?"

„Von Ihrem Mann?" fragte der Hein kalt. „Von Ihrem Kind?"

„Ich habe an beide nicht gedacht, denn beide brauchen mich nicht. Er aber und ich, wir gehören zusammen. Was liegt mir an allen anderen bei diesem Gedanken, der mich alles andere hassen macht. Verstehen Sie mich jetzt?"

„Dann," sagte der Hein, und die Verachtung stieg ihm bis in die Kehle, „dann freilich müssen Sie fort. Verfügen Sie über meine Dienste."

„Ich habe keine Reisekasse, Monsieur Hein."

„Was ich bei mir führe, gehört Ihnen. Bis Paris wird es reichen."

Er holte das Geld hervor und legte es auf den Tisch. Und sie steckte es hastig zu sich und wollte ihm danken.

„Bitte," sagte er, „sprechen wir kein Wort darüber. Ich hoffe, eine gute Tat zu tun. Wann gedenken Sie zu reisen?"

„Heute abend geht der Postwagen. Sein Vierspänner ist schon voraus. Aber vielleicht — vielleicht hole ich ihn noch ein."

„Leben Sie wohl." Und er machte ihr eine knappe Verbeugung.

Am Abend kehrte der Barthel aus der Werkstatt heim und sah nach dem Kind. Die Kleine war noch in den Kleidern und spielte mit ihrer Puppe. Da rief der Barthel nach der Köchin, und die Köchin sagte mürrisch, die Frau habe ihr kein Geld für das Abendbrot dagelassen. Er gab ihr eine Münze und schickte sie zum Milchhändler.

„Nun ist uns die Sibylle wieder aus den Augen," meinte er abgespannt zum Hein, „und wer weiß, wann und wie wir sie wiedersehen. Immerhin, sie steht fest auf ihrem Posten und findet sich mit dem Leben ab. Auch dem Johannes geht es gut, wie mir die Sibylle erzählte. Er ist Leutnant geworden und freut sich seines Lebens. Nur mir könnte es besser gehen."

„Barthel," sagte der Hein, „ich habe dir eine Beichte abzulegen."

„Du mir, Hein? Ja, freilich, von mir brauche ich nichts mehr zu berichten. Von mir erzählen es sich die Spatzen auf dem Dach."

„Barthel, deine Frau ist fortgegangen und kommt nicht mehr wieder. Und ich habe darum gewußt und ihr geholfen."

Der Barthel starrte ihn verständnislos an. „Was redest du da für krauses Zeug?"

„Barthel, es kann dich ja so schwer nicht treffen. Der junge französische General und deine Frau —"

Der Barthel rang nach Atem. Er spreizte die Finger auf der Tischplatte und ballte sie zu Fäusten. „Hein," stieß er hervor, „sag, daß es nicht wahr ist — Herrgott, wo ist mein Verstand?" Und er erhob sich von seinem Stuhl und trat schweren Ganges vor den Hein. „Junge, sei barmherzig. Sie kann nicht von ihrem Kind fortgegangen sein, und du kannst nicht die Hand dazu geboten haben."

„Doch, Barthel," sagte der Hein festen Tones, „es ist so. Du und das Kind waret nicht mehr in ihrem Leben. Da tat ich es — um euch zu retten."

„Josepha," murmelte der Mann und blickte wie geistesabwesend die Wände entlang.

„Barthel," bat der Hein, „faß dich, Barthel."

„Sie war so schön," murmelte der Mann, „als sie zu mir in die Werkstatt kam. Mir hat sie gehört, mir und — nun kommt ganz einfach ein anderer."

„Barthel!"

„Du weißt ja nicht, wie lieb man eine Frau haben kann — —."

„Barthel, wir wollen jetzt nicht von mir sprechen. Mach

die Augen auf und sieh dir die kleine Brigitte an. Kann man eine Frau liebhaben, die solch ein hilfsbedürftiges Geschöpfchen im Stiche läßt? Denk an deine Mutter, die noch in ihrer Sterbestunde nach euch schrie, und ihr waret große Kinder und hattet unseren Vater. Nein, Barthel, von Liebe für diese Frau sprichst du gewiß nicht mehr, wenn du das Kind ansiehst."

Der Barthel drehte sich langsam um. „Brigittchen," sagte er ganz leise. Und dann bückte er sich und hob das spielende Kind vom Boden auf und preßte es stumm an sich.

„Barthel," sagte der Hein nach einer Weile und streckte ihm die Hand entgegen. „Barthel, ich habe gedacht, wir Burgkinder müßten einander helfen —"

Der Barthel nahm die Hand. „Du hast recht gedacht und auch wohl recht gehandelt. Und nun spür' ich auch, es ist keine Liebe und kaum noch eine Verachtung. Es ist mehr, daß ich mich selbst verachte, Hein. Nur so müde bin ich, wie nie in meinem Leben."

Da legte ihm der Hein den Arm fest um die Schulter.

„Komm mit nach Rheinbreitbach. Geschäfte halten dich nicht. Und der Alte freut sich auf das Kind."

Der Barthel schaute sein kleines Mädchen an. Jugenderinnerungen überfielen ihn — viele, viele, und alle waren sie kinderfroh. Rote Wangen würde die kleine Brigitte bekommen und — für später — ein glückseliges Erinnern. Und die Kleine war blaß und menschenscheu.

„Wir gehen — auf die Burg —" sagte er ihr zärtlich, als sänge er ihr ein Wiegenliedchen.

„Morgen, Barthel."

Er nickte. „Morgen." —

Am nächsten Tage fuhren sie, das Kind zwischen sich, die Landstraße entlang. Und am Nachmittag sahen sie das Siebengebirge winken, und am Abend breitete sich die Heimat vor ihnen aus, die Heimaterde, die immer auf ihre Söhne wartet, um ihnen frische Kräfte zu geben. —

XII

Das alte Burgtor tat sich auf, und als es sich geschlossen hatte, lag die Welt mit ihren Wirren draußen. Die Wirrnisse der Seele aber, die die Heimgekommenen mitgebracht hatten als die Summe ihres Erlebens, glätteten und klärten sich in dem Frieden des Hauses.

„Nun steht doch das Kinderzimmer nicht mehr leer," sagte der Vater und trug die kleine Brigitte ins Haus. „Es hat mir immer etwas gefehlt, wenn ich nach der Arbeit nicht mehr hineinlauschen konnte. Der gesunde Schlaf der Kinder ist die Erholung der Erwachsenen."

Und als das Kind schlummernd in seinem Bettchen lag und die Männer sich im Speisezimmer wieder zusammengefunden hatten, gab der Alte dem Barthel noch einmal die Hand. „Willkommen daheim, Barthel. Ich habe dich erwartet und das Kind auch. Was ich noch nicht wußte, hat mir der Hein erzählt, und du brauchst dich deshalb nicht mit Erläuterungen zu quälen. Sieh, unsere Schwäche besteht ja nicht darin, Unwürdiges zu tragen, sondern es so lange zu tragen. Das ist nun vorüber, Barthel, und nun seid ihr da. Mit Gott, mein Junge."

Der Barthel drückte die alte, kräftige Hand, die sich so gut und weich auf das Wundenverbinden verstand. Und die Freude, die so lange verzagt sich nicht an den Tag wagen wollte, brach durch die Rinde der Beklommen-

heit hindurch, als er die täglich sich roter färbenden Backen seines kleinen Mädchens gewahrte und auf allen Gartenwegen ihr kindliches Jauchzen vernahm. Das Kind gedeiht, sagte er sich, das Kind gedeiht. Und nun gab auch er sich der Heimatsfreude hin.

„Endlich," hatte der Joseph gemeint, als er zur Begrüßung kam. „Die Freud hätt der Här Barthel dem ahle Här äwwer längs maache könne. Jetz es doch widder Kindergeschrei em Hus. Minge Juseph hätt dat allein op die Dauer nit bewältige gekunnt."

Und der Barthel ging mit und begutachtete den kleinen Joseph und das flinke Rikchen und nickte dem stolzen Gatten und Vater zu. Und der Joseph nahm das für ein Kompliment, beleckte seinen Schnauzbart und strich ihn unternehmungslustig in die Höhe.

„Ja, ja," sagte die alte Barbara und schüttelte dem Heimgekehrten die Hand, „der Juseph kann sugar met der Muhl Brot fresse."

„Och, Mutter," erwiderte der Sohn und klopfte der Alten wohlwollend auf den Rücken, „dinge Mungk kritt et Esse och nit ömesöns."

Da lachten sie alle, und es war dem Barthel, als wäre er niemals fortgewesen. —

Der Hein hatte dem Vater die Verheiratung Sibylles mitgeteilt. Großen, ruhigen Auges hatte der Alte den Sohn angesehen.

„Du hast sie sehr liebgehabt, die Sibylle."

„Ich habe sie noch lieb, Vater — und heute stärker noch als früher."

„Und welche Gedanken machst du dir heute?"

„Gedanken? Als sie vor mir stand und es mir sagte,

war mir der Kopf wie ausgeleert. Nur den Haß gegen all das fremde Wesen, das uns auch die Sibylle fortgenommen hatte, spürte ich, und ich spüre noch immer nichts anderes."

„Der Haß ist das Vorrecht der Jugend, wie es die Liebe ist. Deshalb will ich ihn dir nicht nehmen, mein Junge. Aber mach ihn zu Gold und nicht zu Blei."

Sie sprachen nicht mehr darüber, aber sie wußten es einer vom anderen, daß sie viel daran dachten. Das war die Zeit, die aus Vater und Sohn ebenbürtige Freunde machte.

Der Winter ging vorüber. Unter den sprießenden Fliederbüschen spielte die kleine Brigitte mit dem kleinen Joseph in der blanken Frühlingssonne, und das dreijährige Mädchen verschwendete schon mütterliche Gefühle an den krabbelnden Wicht. Der Barthel half bei der Frühjahrsbestellung der Weinberge und Felder, und nur um die Hand zu üben, hatte er sich im Kelterhaus eine Atelierecke hergerichtet, denn an Aufträge war nicht zu denken. Es lief ein dumpfes Gerücht durch die Welt von neuer, nahender Kriegsnot, und links des Rheins wurden die jungen Leute vom neunzehnten bis zum zweiundzwanzigsten Lebensjahr zum Heeresdienst ausgehoben. Das war das Signal für die abhängigen Rheinbundfürsten, auch in den rechtsrheinischen Landen mit der Ergänzung ihrer Truppenbestände zu beginnen.

„Wohin denn nu?" fragte der alte Schmitz im Kreise der Freunde. „Will der Kaiser nach Indien, um sich auf die englischen Kolonien zu werfen? Dat säh ihm ähnlich. Aber Rußland liegt dazwischen."

„Rußland," sagte der Alte von der Burg, „ist auf den

Güteraustausch mit England angewiesen. Deshalb umgeht es durch seine neuen Zollgesetze die Kontinentalsperre, die Napoleon gegen England verhängt hat. Und die Rüstungen bedeuten eine Drohung an Rußlands Adresse."

„Et is dat einzige Land, dat noch nit geknebelt is. Aber wat werden Preußen un Österreich tun? Katzbuckeln?"

„Mein Gott, Preußen!" erwiderte der Hausherr. „Der König von Preußen hat weniger Macht als einer unserer Rheinbundfürsten, und wenn Napoleon ihm die Gestellung eines Hilfskorps diktiert, so hat er es ohne Widerrede zu stellen. Der Kaiser von Österreich aber ist Napoleons Schwiegervater."

„Verschwägerungen halten im politischen Leben so wenig die Probe aus wie unter Bürgersleut. Da heißt gut Freund, wer am meisten hergibt. Dat is ne alte Regel."

Sie brauchten nicht mehr lange das Orakel zu befragen. Das Losungswort fiel schnell — gegen Rußland! Aus allen Ländern Europas wurden die Scharen zusammengezogen, die Rheinbundfürsten, Preußen, Österreich mußten auf Befehl marschieren lassen. Sechsmalhunderttausend Soldaten wälzten sich gegen die russischen Grenzen, und die Hauptarmee, die durch Deutschland marschierte, zertrat das Land bis auf den letzten Halm und nahm dem Bauer das Saatkorn aus dem Kasten, die Pferde vom Acker. Ein einziger Fluch gellte hinter ihr drein.

„Gott wird ihn hören," sagte der Alte von der Burg.

„Gott m u ß ihn hören," rief der alte Schmitz. „Oder wir sind alle des Deubels!"

In diesem Jahr konnten nur die notwendigsten Arbeiten verrichtet werden. Die Jugend der Dörfer und Städte

war auf dem Marsch ins Ungewisse, und die Zurückgebliebenen rangen mit dem Elend. Die Nachrichten, die von dem Heereszuge am Rhein eintrafen, widersprachen sich und hörten nach der Überschreitung des Niemen durch die Hauptarmee bald ganz auf.

Im Herbst liefen Siegesnachrichten um. Bei Smolensk sollte Napoleon die Russen aufgerieben und auf Moskau zurückgeworfen haben. Vier Wochen später wußte man von der fürchterlichen Schlacht von Borodino an der Moskwa zu berichten und vom Einzug des gewaltigen Weltenbesiegers Napoleon in der alten Zarenstadt Moskau.

Kaum hatten die Kuriere die Zeitungen an den Rhein und nach Frankreich gebracht, als ihnen andere Kuriere auf dem Fuße folgten, die stumm dahinjagten und keine Antwort erteilten. Wohin sie kamen, starrten ihnen die Menschen nach. Keiner wußte, was geschehen war, keiner, was geschehen würde, und doch schrien sie es sich zu von Polen bis zum Rhein und über den Rhein: „Moskau brennt! Der Kaiser hat die Stadt verlassen müssen! Das Heer hat seine Winterquartiere verloren!"

Und Kunde auf Kunde kam. Der Wind trieb sie her, sie fiel vom Himmel, sie wuchs aus der Erde und war hier und überall. „Der Kaiser geschlagen! Das Heer auf der Flucht! Zertrümmert die Hunderttausende! Zermalmt die Trümmer! An der Beresina! Ein paar Tausend nur gerettet! Niedergemacht der Rest! Herr Gott, dir Lob und Preis ..."

Über Warschau sauste durch Eis und Schnee ein Schlitten gen Dresden. In vier Tagen erreichte Napoleon von Dresden Paris. Er war entkommen.

In fiebernder Spannung hatten die Freunde auf der

Burg die sich jagenden Geschehnisse verfolgt. Noch hörte man nichts von dem österreichischen, nichts von dem preußischen Hilfskorps, die unversehrt waren, während die Lande am Rhein den Tod von Tausenden und aber Tausenden ihrer Söhne beklagten.

Da traf die Nachricht ein, daß der preußische General Yorck mit seinen Truppen von Napoleon abgefallen sei.

„Das ist die erste Fahne der Erhebung,“ sagte tiefatmend der Alte von der Burg.

„Nu muß der preußische König Farb' bekennen,“ lachte grimmig der alte Schmitz. —

Während die Aushebungen zu neuem Kriegszug allenthalben schon betrieben wurden, schlichen über die Landstraßen die Schatten der Heimkehrenden. In kleinen Trupps kamen sie an. Einzeln trotteten sie daher. Jammergestalten, von den Wunden geschwächt, vom Hunger gekrümmt, von den endlosen Wanderungen abgehetzt und aufgerieben. Halb erfroren hüllten sie sich in die wenigen Lumpen, die sie gefunden oder gestohlen hatten. Kaum noch wagten sie zu betteln, aus Furcht vor den Bauern und Hofhunden, und stumpf und verkommen schwankten sie dahin, einer in der Fußspur des anderen. Nach Frankreich — nach Frankreich!

Jedesmal, wenn ein Trupp der Elenden sich nahte, liefen die Rheinbreitbacher aus ihren Häusern und stellten sich links und rechts der Landstraße auf. Es konnten Söhne, Brüder, Freunde darunter sein. Und der Trupp wurde durchmustert und ausgeforscht, auch von Mildtätigen mit alten Schuhen, Holzpantoffeln und abgetragenen Kleidern beschenkt. Zum Rasten aber waren die Leute nicht zu

bewegen. Es trieb sie weiter, immer weiter, als spürten sie noch den Schrecken im Rücken.

In einer Januarnacht pochte es heftig an das Burgtor. Der Hausherr kam mit einem Licht. „Wer ist da so spät?"

„Ich. Der Schmitz. Machen Sie schnell."

Der Hausherr schloß auf und schob den Riegel zurück. „Sie, Schmitz? Was bringen Sie?"

„Kommen Sie mit ins Wirtshaus. Da liegt einer."

„Wer?"

„Der Johannes."

„Unser Johannes?"

Der Alte war schon draußen. Er merkte gar nicht, daß er ohne Kopfbedeckung durch die bittere Kälte schritt. Ruhig und aufrecht war sein Gang, aber in ihm arbeitete es stark. „Woher wissen Sie, Schmitz?"

„Die Wirtsfrau hat mich geholt. In meiner Eigenschaft als Gemeindevorsteher. Da wär ein Franzos gekommen un hätt gegen die Tür geschlagen. Als sie heruntergekommen wären, hätt der Mann auf der Straße gelegen, un sie hätten ihn in die warme Stube geschleppt. Es sei ein Offizier, un sie fürchteten sich vor der Behörde. Sonst hätten sie ihn liegen lassen."

„So, so. Und er hat seinen Namen genannt?"

„Nix. Aber als ich mich über ihn beugt un ihm in et Gesicht sah, wußt ich doch gleich, zu welcher Sort' der gehörte. Und als er die Augen aufschlug — na, da waren et eben dem Johannes seine Augen. Die Feuerräder vergißt doch kein Mensch."

„Wir tragen ihn sofort in die Burg."

„Deshalb kam ich grad."

Auf der Wirtshausbank lag der Erschöpfte. „Hä stirv

uns unger de Häng," meinte die Wirtsfrau und hob die Lampe hoch. Der Alte trat dicht heran. Er strich dem leise Atmenden die beschmutzten Haare aus der Stirn. Es war der Johannes.

„Geben Sie mal eine Matratze her, Frau," befahl der Alte von der Burg.

Die Frau jammerte, daß sie keine mehr besäßen und selber schon auf dem Stroh schlafen müßten.

„Wir setzen ihn auf den Lehnstuhl," sagte der Alte zu seinem Freunde. „Er ist ja nur noch ein Skelett, und wir tragen ihn mit Leichtigkeit nach der Burg."

Da hoben die beiden Männer den ausgezehrten Körper auf, setzten ihn in den Lehnstuhl, packten links und rechts zu und schritten mit ihrer Last durch die Winternacht die Gasse hinauf nach der stillen Burg.

Am Tor standen der Barthel und der Hein. Sie hatten den Weggang der Männer bemerkt und sich hastig angekleidet.

„Macht leise," sagte der Vater, „es ist der Johannes."

Blaß wie der Mann im Lehnstuhl starrten die Brüder auf den Bruder. Und ohne ein Wort zu sprechen, griffen sie zu und trugen mit Hilfe der Alten den Johannes auf sein altes Zimmer. „Weckt das Rikchen," gebot der Hausherr. „Sie soll so schnell wie möglich einen Glühwein herrichten und eine kräftige Milchsuppe bereithalten. Hein, wir wollen ihn ausziehen und ins Bett legen. Wir haben kalt Blut, Hein."

Es bedurfte der Mahnung nicht. Ohne sich zu besinnen, schnitt der Hein die Uniformfetzen los und wickelte die Lumpen herunter. Rote, verkrustete Narben leuchteten von dem gelben Fleisch auf. Die Brust war eingefallen.

„Er trägt eine Tasche auf dem bloßen Leib, Vater. Eine große, flache Ledertasche. Hier ist sie."

Der Alte nahm sie und schob sie beiseite.

Dann legte er sein Ohr auf die leise atmende Brust und horchte lange. Und er befühlte den ganzen Körper und behorchte noch einmal die Brust. „Nicht viel mehr," sagte er zum Hein.

Da kam der Barthel und brachte den Glühwein. Und die jungen Männer umschlangen den Nacken des Bruders und richteten ihn auf. Und der Vater flößte dem Ermatteten mit einem Löffel den Wein ein, den der alte Schmitz ihm hinhielt.

Der Johannes riß jäh die Augen auf. Aber er erkannte niemand und schlürfte nur gierig den Wein. Wie ein verschmachtetes Tier.

„Legt ihn in die Kissen zurück," gebot der Vater. „Er wird jetzt schlafen wollen." Und sie betteten ihn in die Kissen.

Der alte Schmitz war heimgegangen, als er sah, daß seine Hilfe nicht mehr notwendig war. An dem Bett des Schlafenden saß der Alte mit seinen Söhnen und wachte. Dann kam der Morgen, und der Johannes warf sich unruhig herum. „Er hat Hunger," sagte der Vater und flößte ihm löffelweise die Suppe ein.

„Mehr," seufzte der Johannes. Und das selbstgesprochne Wort machte ihn stutzen, und er schaute mit großen, glühenden Augen einen nach dem anderen an. „Da seid ihr ja," sagte er. „Ich wollte euch — guten Tag sagen." Und ein Lachen ging über seine Züge.

„Willst du noch mehr Suppe?" fragte der Vater. „Du hast einen langen Marsch hinter dir, mein Junge."

„Gib — nur her. Immer — her. Ich kann's brauchen."

Aber nun nahm er den Löffel selbst mit seiner zitternden Hand und leerte den frisch gefüllten Teller bis auf den letzten Rest. „Jetzt — eine Pfeife Tabak," bat er, und seine Augen strahlten vor Erwartung.

„Die sollst du haben, mein Junge, wenn du noch einmal geschlafen und noch einmal gegessen hast."

Der Johannes lachte, nickte den dreien zu, legte sich zurück und schlief gehorsam und friedlich wie ein Kind.

„Hast du Hoffnung, Vater?" fragte leise der Barthel. „Sag's ruhig. Ich bin ganz gefaßt."

„Seine Kräfte sind aufgezehrt, und seine Organe arbeiten kaum noch."

Da warteten sie still, bis er nach zwei Stunden wieder erwachte. „Ich bin ganz mobil," meinte er, „aber gebt mir die Pfeife Tabak. Ich hab' seit der Beresina keine mehr im Mund gehabt."

Der Hein zog seine Pfeife hervor, stopfte sie und steckte sie ihm zwischen die Lippen, schlug Feuer und hielt ihm den Schwamm auf den Tabak. Der Johannes sog den Rauch ein, hustete, sog noch einmal und gab die Pfeife zurück. „Ich muß doch erst wieder — auf den Geschmack kommen, Hein. Schade. Hatte mich so darauf gefreut."

„Hast du keine Schmerzen, Johannes?" fragte der Vater.

„Keine Spur. So wohl hab' ich mich lange nicht gefühlt. Die Wunden — heilen schon wieder. War doch — eine verfluchte Zeit. Aber — eine große Zeit — eine große Zeit. Nur der — verdammte russische Winter war schuld. Die Kerls hatten wir ja schon — zusammengehauen."

„Fällt dir das Sprechen nicht schwer, Johannes?"

„Gar nicht — gar nicht. Nur nicht sehr laut — kann ich sprechen. Weil ich so wenig in den Knochen habe. Aber nun möcht' ich euch wirklich — erzählen. Gott, was hab' ich euch viel — zu erzählen. Ihr seid mir doch nicht mehr bös, daß ich — damals — davonlief?"

„Nein, Johannes, böse ist dir keiner mehr. Wir freuen uns nur, daß du wieder da bist."

„Wird nicht lange dauern — das Vergnügen. Muß nach Paris — mich beim Kaiser melden. ‚Hauptmann Tiebes, Sire' — ja, Kinder, ich bin der Hauptmann Tiebes."

Er sah sich stolz um, und die drei an seinem Lager nickten ihm zu, als wenn sie die Ehre wohl zu schätzen wüßten.

„Wo war ich nicht überall," fuhr der Johannes fort. „Überall, wo der Kaiser war. Mein Kaiser — —. Bei Jena hab' ich mit ihm gegen die Preußen gefochten und bei Friedland gegen die Russen. Vor Valladolid hieben wir auf Spanier und Engländer und bei Regensburg und Wagram auf die Österreicher. Herr des Himmels, war das eine Lust. Mit dem Kaiser!"

Seine Augen funkelten. Sein ganzes Erinnern war im Bann. Die Niederlagen waren ausgewischt in seinem Hirn. Nur die Siege blinkten und leuchteten, und jeder Sieg trug den Namen seines Gottes. „Das war eine Lust — das war ein Leben," murmelte er.

Die drei Männer saßen an seinem Bett und sahen ihn an, und jeder hatte seine eigenen Gedanken.

„Rußland," sagte der Johannes, „ach, gewiß, das war die Mausefalle. Ich will — dem Kaiser — keine Vorwürfe machen. Aber wenn er — seine alten Soldaten,

nur seine alten Soldaten — in das Barbarenland geführt hätte, weiß Gott, es wär' anders gekommen. Diese zusammengewürfelten Menschenmassen kannten keine Ordnung, keine Entbehrungen. Das mußte fressen und saufen. Nun ja — wir hatten alle Hunger, gewaltigen Hunger und kriegten keinen Proviant zu fassen. Da hieß es: plündern. Das lockerte die Mannszucht. Und zum richtigen Schlagen kam es nicht. Die Russen führten einen Partherkrieg. Sie erschienen, lockten uns immer tiefer in die Einöde, verschwanden und ließen verwüstetes Land zurück. Aus Smolensk jagten wir sie schnell hinaus. Bei Walutina ging's etwas heißer zu, und unser Divisionsgeneral ritt auf einer Kanonenkugel in den Himmel. Dann ging's weiter, auf Moskau zu. Links und rechts, vor uns und hinter uns schwärmten die Kosaken, stießen die Nachzügler nieder, überfielen und ermordeten unsere Furagiere. In Eilmärschen ging's vorwärts. Der Hunger trieb uns. In der Nähe von Borodino brachten wir den Feind zum Stehen. ‚Moskau' hieß die Parole."

Er machte eine Pause und blickte ins Weite, als sähe er die Bilder sich entrollen.

„Das erste Treffen war nicht glücklich. Russische Geschütze spuckten uns von einer Schanze herab mitten ins Gesicht. Unsere Brigade ging vor. Voltigeurs erstürmten den Hügel. Das Gewehrfeuer krachte. Da packten wir den fliehenden Feind. Nein. Er machte kehrt und feuerte aus nächster Nähe in uns hinein. ‚Drauf mit den Bajonetten!' schrie der Bataillonschef, ‚drauf, Grenadiere!' Da krachten unsere Bajonette in russische Rippen. ‚Bildet Karree!' donnerte der Oberst. Zu spät. Aus dem Walde brach ein russisches Dragonerregiment. Wie der leibhaftige

Satan. In unsere rechte Flanke hinein. Hieb zusammen, was es vor den Säbel kriegte. Warf die Bataillone durcheinander. Gott sei Dank, da wurde es Nacht. Wir Offiziere rannten herum und riefen unsere Leute zusammen. Unser Regiment allein hatte dreihundert Tote. Pah, was waren Tote in diesem Krieg.

Und die Schlacht selbst kam ja erst. Am nächsten Tag nahmen wir unsere Stellungen ein. Neben Franzosen, Italienern und Polen: Sachsen, Westfalen, Darmstädter, Landsleute. Auf jeder Seite drohten mehr als hundert Geschütze. Es sah toll genug aus. So warteten wir wieder den Morgen ab."

Er stützte sich ein wenig auf und lachte.

„Als Morgengebet wurde uns eine Proklamation des Kaisers vorgelesen. ‚Soldaten! Heute habt ihr eine Schlacht unter den Mauern von Moskau zu liefern. Haltet euch tapfer wie bei Austerlitz. Der Sieg ist unser! Ich verspreche euch den Einzug in die alte Hauptstadt Rußlands, gute Winterquartiere und einen glücklichen Rückzug in euer Vaterland. Damit dort die Euren dereinst von euch sagen können: Auch er war bei der großen Schlacht unter den Mauern von Moskau!'" Er streckte sich behaglich. „Auch ich war dabei. ..."

„Ja, ja, Johannes."

„Himmel und Erde wollten platzen, so brüllten die Kanonen. Dreißig schrien immer zugleich. Der Qualm und Rauch nahm jede Aussicht. Wir warfen uns in ein Gehölz. Der Feind überschüttete uns mit Granaten. Links und rechts von mir machten meine Kerls den Todessprung. Ich bekam ein paar Kugeln. Vorwärts! Vorwärts! Und wir schlugen uns durch aufs freie Schlacht-

feld. Da tobten sie um die Geschützhügel. Die Unseren nahmen sie im Sturm. Dann brach russische Reiterei vor und riß uns die eigenen Kanonen aus den Fängen. Das wechselte wie ein Teufelsspiel, und die Geschütze machten die Höllenmusik dazu. Es ging um Kopf und Kragen, und — es ging zurück. Da brauste wie ein Donnerwetter eine Division Kürassiere unseren linken Flügel entlang und mitten in den vorrückenden Feind. Und auf dem rechten Flügel stürmte eine polnische Division mit Todesverachtung auf die Russen. Wir selber im Sturmschritt aufs neue vorwärts mit dem Bajonett. Das krachte dem Feind nicht mehr in den Rippen, das krachte ihm im Rücken. Es war eine blutige Säuberung des Schlachtfeldes."

Seine Augen lohten, und er schwieg erschöpft. Der Vater stand auf und gab ihm ein Glas Wein. „Laßt ihn," flüsterte er Hein und Barthel zu, „es tut ihm gut."

„Nein, nein," murmelte der Johannes, „die Nacht auf dem Schlachtfeld vergess' ich nicht," und er fröstelte zusammen. „Da lagen Tote und Verwundete durcheinander, und die Verwundeten schrien wie die Tiere, und keiner half ihnen. Wir selber kamen vor Hunger fast um und machten uns über die gefallenen Pferde her. Dann marschierten wir nach Moskau. Und hinter uns blieben die Unbeerdigten und die Sterbenden."

Er riß sich von dem Bilde los, denn das neue Bild bedrängte ihn schon.

„Moskau! Das verzweifelt ersehnte.... Wir glaubten ins Paradies einzurücken und kamen in die Hölle. Der Kaiser saß mit dem Hauptquartier auf dem Kreml. Die Stadt war von den Einwohnern verlassen und lag toten-

still. Todmüde bezogen wir Biwaks. Für wenige Stunden nur. In der Nacht schlug die Lohe auf über Moskau. An allen Ecken und Enden brannte es zugleich. Keiner wußte, was geschehen sei, was das bedeute. Dann wußte man es, und durch die Lager ging ein Schrei des Entsetzens. Unser Winterquartier brannte zu Asche! Die Magazine, die uns ernähren, die uns bekleiden sollten, wurden zu Schutthaufen vor unseren sehenden Augen! Da durchbrachen die Soldaten jeden Befehl. Sie rannten durch die brennenden Straßenzüge, drangen in die Häuser ein, holten Kleider und Lebensmittel heraus, gerieten in den Kellern über Wein und Branntwein, berauschten sich gottssträflich und kamen zu Hunderten in den Flammen um. Heiliges Moskau! Fünf Wochen kampierten wir in den Ruinen, weil der Kaiser auf die Annahme seiner Friedensbedingungen wartete, und alle Manneszucht lockerte sich.

Nur einmal hielt der Kaiser eine Parade ab auf dem Kreml. Es war ein großer Tag. Mein größter Tag. Der Kaiser ritt die Front entlang. Hier und dort rief er einen Offizier, einen Soldaten auf und beförderte ihn. Und er hielt vor mir und sah mich an und beförderte mich zum Hauptmann. Ich erhielt das Kreuz der Ehrenlegion. Mein Kaiser ..."

Er lag lange still und starrte auf die Zimmerdecke. Dann verlangte er noch einmal zu trinken.

„Wir mußten fort aus Moskau. Wir dachten an die fetten Winterquartiere in Südrußland und suchten über Kaluga die Straße zu gewinnen. Aber der Feind sperrte die Straße, und es wurde ein mörderisches Gefecht. Der Kaiser hielt Kriegsrat. Es blieb ihm kein anderer Weg.

Wir mußten die Straße, die wir gekommen waren, wir mußten über Borodino und die alten Schlachtfelder zurück. Da grauste es auch dem Tapfersten. Die Pestilenz in der Luft, Kadaver um uns her, nichts im Magen und nichts im Tornister, und bei furchtbarer Kälte ein wildes Schneetreiben. So kroch die Armee daher. Viele warfen die Waffen weg, viele blieben liegen, viele wurden von den schwärmenden Kosaken niedergemacht. Wir regten uns kaum noch darüber auf. Wir krochen weiter und erreichten Smolensk und fanden es ausgeplündert. Und wir schlachteten die Pferde und marschierten bei achtundzwanzig Grad Kälte und stolperten auf Schritt und Tritt über Sterbende und Erfrorene. Wer hinfiel, blieb liegen, ob Offizier oder Soldat. Und der Feind feuerte beständig in unsere Flanken."

Er schöpfte tief Atem und fuhr eilig fort, als spürte er die Feinde im Rücken. „Mit zwölftausend Mann kam der Kaiser an die Beresina. Seine Marschälle stießen mit achtzehntausend Mann zu ihm. Das war die große Armee. Und sofort wurde der Übergang bewerkstelligt. Die Brücke für die Artillerie brach mehrere Male. Geschütze und Kanoniere stürzten in wildem Knäuel in den Fluß. An der anderen Brücke drängten sich alle Waffengattungen, als wollten sie sich gegenseitig zerfleischen. Denn die Kugeln der Russen pfiffen in die Haufen hinein. Man schlug und würgte sich, um auf die Brücke zu kommen. Nur ein einziges Korps hielt steif vor der Brücke und wies den Feind ab, bis die letzten hinüber waren. Es war das Korps der altbergischen Truppen, die vom Niederrhein, von der Wupper, von der Sieg. Unsere Landsleute, Vater."

„Sie werden noch einmal ihre Pflicht tun,“ murmelte der Alte von der Burg.

„Mit fünfzehntausend Mann kamen wir nach Wilna. Dort sah ich den Kaiser zum letztenmal. Er stieg in einen Bauernschlitten und eilte nach Paris. Dann fielen die Russen aufs neue über uns her und jagten uns über die Grenze. Die Regimentsfahne hatte ich vom Stock losgerissen und trug sie in einer Ledertasche um den Leib. Ein Fetzen war's noch. Irgendwo lag ich im Graben mit einer Schenkelwunde. Ich verband sie und humpelte weiter. Mutterseelenallein. Durch Deutschland. Dem Rhein zu. Nach Hause. ...“

Die drei Männer saßen noch immer und lauschten, und jeder hatte seine eigenen Gedanken.

„Nun bist du zu Hause, Johannes,“ sagte der Vater.

Der Johannes sah sie der Reihe nach an. „Die Sibylle fehlt. Ah, sie wird in Paris sein. In — Paris! ...“

Ganz still lag er, und seine Gedanken wanderten weiter, nach Paris, dem Kaiser nach.

„Einerlei,“ murmelte er, „es war ein herrliches Leben.“

„Du bereust es nicht, Johannes?“

„Nein, Vater.“ —

Nach einiger Zeit richtete er sich auf. „Ich habe wohl — geschlafen? Ich muß — weiter, weiter. Kinder, was war das für ein tolles — Heimwehgefühl. Nach euch. Nach der Burg. Und nun habe ich euch und das alles — wiedergesehen. Morgen — muß ich fort.“

„Morgen,“ wiederholte beschwichtigend der Alte.

„Was für einen Kriegsbart ich habe,“ meinte er verwundert. „Damit kann ich nicht — vor den Kaiser.

Früher — früher, als ich ein Junge war — hat mich der Joseph rasiert. Der Joseph — —. Wo steckt denn der Joseph?"

„Der Hein wird ihn rufen, Johannes. Und der Joseph wird sich freuen wie wir."

„Er soll — sein Rasierzeug — mitbringen. So kann ich nicht — vor den Kaiser."

Der Hein brachte den Joseph. Und der Mann blieb kerzengerade vor dem Bett stehen. „Melde mich gehorsamst zur Stelle, Herr Hauptmann."

„Hast du gedient, Joseph?"

„Jawoll, Herr Hauptmann. Zu Kölle ungerm Kurfürst Maximilian Franz. Et wor nit berühmt."

„Wie alt bist du, Joseph?"

„Akkurat fünfzig, Herr Hauptmann. Awwer den Bart muß ich met der Scher affschniede." Und er begann ohne weiteres, den Kinn- und Backenbart zu entfernen, und tat es mit weicher und sorgsamer Hand. „So," sagte er und trat zurück, „jetz kütt der Schnurrbart doch widder zo singe Rääch'. Un der Johannes kütt och widder zum Vörschien. Melde gehorsamst, Herr Hauptmann."

Der Johannes reichte ihm die Hand. „Ich muß weiter — Joseph. Auf — Wiedersehen."

Der Joseph hielt sich kerzengerade. „Adschüs, Här Hauptmann." Und machte kehrt und ging. Nur auf der Treppe räusperte er sich mehrere Male.

Der Tag verging. Der Johannes wachte kaum auf. Die Männer waren abwechselnd ins Haus hinuntergegangen, hatten ihre Mahlzeiten zu sich genommen und saßen nun wieder vereint am Bett und horchten auf die leisen Atemzüge. Plötzlich wurde der Schlafende unruhig,

murmelte, griff um sich und schlug die Augen auf. „Die Fahne — —?"

„Was suchst du, Johannes?" fragte der Vater und beugte sich über ihn.

„Die — Fahne. In der — Ledertasche. Wo — ist sie nur?"

Der Barthel brachte die Tasche und legte sie auf das Bett. „Hier, Bruder."

„Aufmachen," bat der Johannes. Und der Barthel öffnete die Tasche und zog ein Stück zerschossenen Fahnentuches heraus und das Kreuz der Ehrenlegion.

Der Johannes tastete danach. Er strich so lange mit den Händen über den Tuchfetzen, bis er geglättet vor ihm auf der Decke lag. Und das Ordenskreuz legte er in die Mitte darauf. Wie mit einem Kinderspielzeug tat er, und seine Augen leuchteten wie die eines glücklichen Kindes. „Wie schön — das Leben — war ..."

Nun brach er ab und fragte unvermittelt nach den Weinbergen.

„Wir haben einige sehr gute Herbste gehabt und einige Mittelherbste," berichtete der Vater. „Das letzte Jahr fehlten die Hände."

„Ich habe die Weine aller Länder getrunken," sagte der Johannes und sann vor sich hin, „aller Länder, aber der Rheinwein blieb der König. Und ich habe die Mädchen aller Länder geküßt, aller Länder, und keins war wie das rheinische." Seine Augen weiteten sich und blickten starr. „Herrgott, es muß schwer sein, alles zurücklassen zu sollen, den Wein und die Frauen, und dabei denken: es wächst jedes Jahr ein neuer Wein, den du nicht mehr trinken

wirst, und wachsen neue Mädchen, die nicht mehr für dich sind — nicht mehr für dich."

Er suchte in seinen Erinnerungen, und es stand wie ein Kampf auf seinem Gesicht.

Der Vater beobachtete ihn still. Er trat zu ihm und legte ihm die Hand auf die schweißfeuchte Stirn.

„Vater!" stieß der Johannes hervor und griff mit beiden Händen nach der Hand des Alten. Da winkte der Alte den anderen zu. Und der Barthel und der Hein verstanden ihn und gingen unbemerkt hinaus.

Des Alten Hand lag noch immer auf der schweißfeuchten Stirn. „Wir sind ganz allein, Johannes. Und da du morgen weiter willst, so wäre es möglich, daß du noch etwas auf dem Herzen hättest oder einen Auftrag oder einen Wunsch."

„Vater," wiederholte der Johannes und blickte in die klaren, großen Augen.

„Ja, mein Junge?"

„Ich bin sehr glücklich gewesen, Vater, sehr glücklich. Und die Menschen haben mich gern gemocht in meiner Art. Ja, das haben sie. Nur ruhig sitzen konnte ich nicht, während alles um mich her in Bewegung war. Als unser Regiment nach Jena marschierte, lagen wir in Koblenz. Da war ein Mädchen, Vater, die mir die liebste schien, so rein und froh und zutraulich war sie. Man konnte sie nicht betrügen. Ich bin seit Jena nicht mehr heimgekommen, Vater."

„Heim? War sie deine Frau geworden, Johannes?"

Der Sterbende schloß die Augen. Und öffnete sie groß. „Ja, Vater."

„Vor dem Gesetz, Johannes?"

„Ja, Vater."

„Und habt ihr — ein Kind?"

Da färbten sich die eingefallenen Wangen mit einer fliegenden Schamröte. „Ich weiß es nicht, Vater. Das Regiment marschierte nach acht Tagen."

Der Alte stand in ernstem Sinnen. Er dachte an die Tote unter dem Rheinbreitbacher Friedhofgras und an die Tote zu Straßburg. Und er dachte an die Stunde, in der er die Verantwortung für die drei fremden Kinder auf sich genommen hatte wie eine stille und frohe Buße. Ja, er hatte sein Gelübde gehalten nach bestem Wissen und Willen. Und er würde es weiter halten. Da hatte der Barthel ein Kind, und der Johannes — wußte nichts von daheim.

„Wie hieß das Mädchen?" fragte er freundlich.

„Maria Görres, Vater. Sie war die Tochter eines Schullehrers."

„Ich werde den Hein nach Koblenz schicken. Verlaß dich darauf, Johannes."

„Vater," sagte der Johannes nach einer Weile, „muß ich sterben?"

„Wir müssen alle sterben, mein Junge, ob früher oder später. Grüble darüber nicht nach."

„Ich meinte auch nur — wegen der Fahne." Und er fuhr aufs neue liebkosend über das zerfetzte Tuch. „Keiner darf sie haben — keiner. Der Kaiser baut auf mich — oh — der Kaiser ..."

Der Alte ging zur Tür und rief den Barthel und den Hein herein. Es war bald Mitternacht. Und der Johannes nickte ihnen strahlend zu und griff nach dem Kreuz der Ehrenlegion und summte ein Marschierliedchen von des Kaisers Grenadieren.

Darüber schlief er ein.

Zwei, drei Stunden schlief er, ohne sich zu regen. Dann tat er einen tiefen Seufzer ...

Die drei Männer standen an seinem Lager, und der Alte legte ihm die Hand aufs Herz. „Ausgestürmt,“ sagte er.

Und sie knieten nieder und sprachen ein stilles Gebet für seiner Seele Wanderung. —

Der Schreiner hatte den Sarg gebracht. Der Barthel und der Hein betteten den toten Bruder hinein, und der Alte legte ihm den Fahnenfetzen um die Brust und heftete das Kreuz der Ehrenlegion darauf. „Der Inhalt seines Lebens soll ihm nicht genommen werden. Adieu, du wilder Johannes. Wir behalten dich lieb.“

In der Abendstunde trugen sie ihn hinaus auf den Friedhof. Es war kein anderes Gefolge als die aus der Burg und der alte Schmitz. Der Pfarrer sprach Gebet und Segen. Und sie begruben ihn zu Füßen seiner Mutter.

Am nächsten Tage fuhr der Hein nach Koblenz. Er fragte in der Stadt umher nach dem Lehrer Görres und erfuhr, daß er verstorben sei. Auf die Tochter besann man sich kaum. Da fragte er weiter, von Straße zu Straße, bis man ihn in ein baufälliges Haus wies. In einer kleinen Wohnung fand er eine junge Frau bei einer Plätterei. Ein fünfjähriger Junge saß artig in einer Ecke über einem Bilderbuch.

„Ich heiße Heinrich von Einsiedel,“ sagte der junge Mann, „und hatte einen Pflegebruder, der Johannes Tiebes hieß.“

Die Frau schob zitternd die Arbeit beiseite, lief zu ihrem

Jungen und faßte ihn bei der Hand. „Der Johannes — ist mein Mann."

„Ich weiß es, Frau Liebes, und der Vater schickt mich zu Ihnen, Sie zu holen."

„Ist der Johannes — heimgekommen?"

„Er ist — heimgegangen, Frau Liebes. Und der Vater hat die Sorge für Sie und Ihr Kind übernommen."

Die Frau saß auf einem Stuhl und weinte in ihre Hände, die sie vor die Augen gepreßt hielt. Der Knabe versuchte bettelnd die Hände zu entfernen.

„Frau Liebes," sagte der Hein, „er ist als Hauptmann gestorben. Wir wußten nichts von seiner Ehe, sonst hätten wir Sie nicht allein gelassen. Jetzt aber gehören Sie zu uns, und die Liebe, auf die Sie so viele Jahre gewartet haben, sollen Sie nun bei uns finden. Sie und das Kind."

Und er setzte sich ernst zu ihr und sprach mit ihr von Johannes und seiner Kindheit und von der Burg und dem Vater.

Angstgeschüttelt saß sie neben ihm in dem Wagen, der sie von der letzten Poststation zur Burg brachte, ihren Knaben zwischen den Knien.

Und der Alte trat aus der Pforte heraus und schritt auf den Wagen zu und reichte ihr die Hand. „Guten Abend, Maria. Sei uns allen willkommen. Ist das dein Junge? Wie heißt er?"

„Johannes," sagte sie mit bebender Stimme.

„Ah," sagte der Alte, „nun haben wir doch wieder einen Johannes." Und er hob das Kind empor und küßte es.



XIII

„Jetzt oder nie," rief der alte Schmitz und schwenkte ein Zeitungsblatt. „Aufgepaßt! Dat schickt mir en Geschäftsfreund aus dem Bergischen zwischen alten Fuhrmannsbriefen."

„Was haben Sie, Schmitz?"

„Dat der König von Preußen nach Breslau übergesiedelt is, dat durften wir erfahren. Denn der schlaue Fuchs, der Hardenberg, hat den Franzosen weisgemacht, et handelte sich um 'ne Vergnügungsreise, un so hat er seinen Herrn glücklich aus dem Bereich der französischen Bajonette herausgebracht. Aber dat der Major von Lützow bereits Freiwilligenkorps bildet, dat Rußland un Preußen ein Schutz- und Trutzbündnis geschlossen haben, um Europa freizumachen, dat die Franzosen Berlin geräumt haben, un der Kaiser Alexander von Rußland in Breslau eingezogen is — mit einem Wort: dat — dat — jawoll, dat der Krieg erklärt is, dat muß mer am Rhein erst auf Umwegen erfahren."

„Endlich ..." sagte der Alte von der Burg aus tiefster Seele heraus.

„Un hier," rief der alte Schmitz und klopfte auf das Zeitungsblatt, „un hier is der Aufruf des Königs von Preußen an sein Volk un sein Kriegsheer."

Er hielt das Blatt von sich und las mit erhobener Stimme:

„Aufruf an mein Volk und an mein Kriegsheer! Brandenburger, Preußen, Schlesier, Pommern, Litauer. Ihr wißt, was ihr seit fast sieben Jahren erduldet habt. Ihr wißt, was euer trauriges Los ist, wenn wir den beginnenden Kampf nicht ehrenvoll enden. Erinnert euch an die Vorzeit, an den Großen Kurfürsten, an den Großen Friedrich! Es ist der letzte, entscheidende Kampf, den wir bestehen für unsere Existenz, unsere Unabhängigkeit, unseren Wohlstand. Keinen anderen Ausweg gibt es als einen ehrenvollen Frieden oder einen ruhmvollen Untergang. Auch diesem würdet ihr getrost entgegengehen, um der Ehre willen, weil ehrlos der Preuße und Deutsche nicht zu leben vermag."

Erregt blickte er sich um. „Wat sagen Sie, Freund? Wat sagt ihr, Hein un Barthel?"

Der Alte von der Burg streckte die Hand nach dem Blatte aus. „Es ist das erstemal," sagte er ernst, „daß ein König begriffen hat: Fürst und Volk haben ein einziges zu sein." Er las den Aufruf noch einmal still für sich. „Die Zeitung berichtet noch mehr, Freunde. In Preußen hat man die Bildung einer Landwehr beschlossen. Alle wehrhaften, aber noch nicht eingeübten Leute vom siebzehnten bis zum vierzigsten Jahre werden unter die Fahnen gerufen. Und als Landsturm werden die Leute vom fünfzehnten bis zum siebzehnten und vom vierzigsten bis zum sechzigsten Lebensjahre aufgeboten. Das ist das ganze Volk."

„Un wir — un wir?" rief der alte Schmitz. „Sind wir Deutsche oder sind wir Hottentotten?"



„Wir gehören zum Rheinbund,“ erwiderte der Hausherr, „das besagt vorläufig alles.“

„Dat besagt, dat unsere Herren Regierenden noch nasse Windeln kriegen, wenn der Napoleon die Augen rollt. Dat besagt, dat sie uns wie Schlachtvieh verhandeln un wegschleppen lassen, nur weil se Angst haben, der Napoleon könnt einen Schnaufer tun un ihnen die geborgten Krönchen von den Schädeln blasen. Dat besagt, dat wir noch lange keine Feiglinge zu sein brauchen, wenn sie et da oben sind. Kuckt doch nur über den Rheinbreitbacher Graben in et bergische Land. Da verweigern sie dem französischen Großherzog die neuen Aushebungen un schlagen sich in de Büsche. Un wir — un wir?“

„Wir wollen uns bereithalten,“ sagte der Alte von der Burg. „Unsere Stunde schlägt auch.“ —

Einige Tage darauf trat der Hein vor den Vater. Vater und Sohn sahen sich schweigend in die Augen.

„Ich weiß, was du willst,“ begann nach einer Weile der Alte. „Du willst zu den Lützowern. Und du hast meinen Segen.“

„Ich danke dir, Vater.“

„Ich gebe mein Bestes her. Jeder gibt sein Bestes. Wolle Gott, daß aus dieser Saat der Völkerfrühling werde.“

Am anderen Morgen reiste der Hein nach Breslau ab. Und nach einer langen Aussprache mit dem alten Schmitz reiste auch der Hausherr. Der Eremit von Breitbach begab sich in die Welt. Er bereiste den Süden des bergischen Landes und alles Land am Siebengebirge. Oft blieb er eine Woche aus, oft blieb er über Nacht von Hause fort. Er suchte und gewann Fühlung mit den Deutschgesinnten. Und stärkte den Mut, wohin er kam.

Die stille Burg glich um diese Zeit einem heimlichen Hauptquartier. Oft kamen des Abends ernste Männer von weit her, die früher nie durch das Tor eingezogen waren, und saßen in des Hausherrn Zimmer. Dann tauschten sie Nachrichten aus von fernen Kriegsschauplätzen und erwogen Pläne zur Wiederbelebung des deutschen Nationalgefühls auf beiden Ufern des Rheins. „Der Rhein Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze!"

Die Feldbriefe Heins wurden verlesen und die zündenden Gedichte, die er von seinen Mitkämpfern Theodor Körner und Max von Schenkendorf, die er von dem unermüdlichen Ernst Moritz Arndt herübersandte.

Wo aber Komödiantentruppen ein Gastspiel gaben, spielten sie Schillers Freiheitsdrama „Wilhelm Tell", wenn es ihnen nicht von der Zensur rechtzeitig untersagt wurde. Hauptsätze aus dem Philosophen Kant und aus Fichtes und Schleiermachers begeisterten Reden wurden unter den Studierenden verbreitet, unter den Kleinbürgern und Bauern aber Kernsprüche aus Arndts „Katechismus für den deutschen Kriegs- und Wehrmann".

Es war nicht leicht, den niedergedrückten Sinn der Menschen in den Ländern aufzurichten, die unter Napoleons harter Faust standen und zu jeder Stunde für ihn erreichbar waren.

Der Alte von der Burg aber las seinen Turnern und Schützen vor der nächsten Übung aus Arndts Flugblatt: „Was bedeutet Landsturm und Landwehr?"

Dann rief der alte Schmitz und schwenkte den Hut: „In unseren Reihen ist kein Verräter! Sucht die Feiglinge auf den Kinderthrönchen, die Französlinge, die nit wissen, was des Deutschen Vaterland is. Kinder, bald

wird et unserer rheinischen Heimat gelten! Es lebe der Landsturm!"

Da schrien sie es ihm nach, und keiner sprach zu Hause davon. —

Waffenstillstand war es, als der Alte von der Burg einen Brief Heins erhielt, der ihm meldete, daß ein Teil des Lützower Freikorps in der Nähe Leipzigs von einer Übermacht Franzosen und Württembergern überfallen und niedergemacht worden sei. Er selber habe sich, wenn auch verwundet, zu den Blücherschen Truppen durchgeschlagen.

Einen einzigen Laut nur gab der Alte von sich. Dann faßte er sich und ging, den Seinen Heins Brief mitzuteilen. Aber in der Nacht schlief er nicht ein. Er dachte an seinen Jungen, er sah ihn bluten und dahinstürmen, und er spürte, wie er es nie im Leben so schmerzhaft stark gespürt hatte, daß dieses Blut sein eigenes war. ...

Der Waffenstillstand erlosch. In fieberhafter Spannung warteten die Menschen am Rhein auf Nachrichten. Aber die Zensur ließ nichts durch als Siegesberichte. Heimlich nur wurden fremdländische Zeitungen eingeschmuggelt, und die Männer, die sich auf der stillen Burg versammelten, brachten sie mit. So erfuhren sie des Preußengenerals Bülow Sieg bei Großbeeren, den ersten Sieg, den die Landwehr errungen hatte. Und sie erfuhren Körners Tod bei Gadebusch.

Aber als hätte Gott seinen deutschen Sänger rächen wollen, traf vom gleichen Tage die Kunde von der Schlacht an der Katzbach ein.

„Der Blücher!" schrie der alte Schmitz und schlug auf den Tisch. „Wat hab' ich gesagt? Der Blücher!"

Verwegene Reiterscharen der Preußen und Russen

streiften schon bis nach Westdeutschland hinein, nahmen Braunschweig und Bremen, jagten König Jerome aus Kassel und erklärten das Königreich Westfalen für aufgelöst.

„Sie kommen, sie kommen," jubelte der alte Schmitz. Aber er jubelte zu früh.

Nie wurde die Zensur härter ausgeübt als in den kommenden Oktobertagen, die alle Völker Europas in der Leipziger Ebene zum Kampf versammelt sahen. Die Zeitungen wurden aufgehalten, die Briefposten durchstöbert. Nichts ließen die französischen Behörden an den Rhein und über den Rhein, was ihnen nicht genehm war. Frankreich sollte und durfte seinen Kaiser nur im Siegesglanze sehen. Napoleon wußte, was für ihn auf dem Spiel stand.

Aber ein Gemurmel ging den Rhein hinab. Die Wellen trugen es auf ihrem Rücken, und die Rheinleute flüsterten es sich zu.

„Habt ihr es gehört? Aus Speier?"

„Was ist gewesen in Speier?"

„Die Grüfte im Speierer Dom haben sich geöffnet. Die acht deutschen Kaiser, die dort liegen, sind aufgestanden, sind an den Rhein gegangen, haben um Mitternacht den Fährmann geweckt und sind über den Rhein gefahren, das blanke Schwert in der Hand."

„Wo sind sie geblieben, die deutschen Kaiser?"

„Als sie an Land stiegen, hat der Fährmann den Ältesten sagen hören: ‚Nach Leipzig! Hie deutsches Schwert für welschen Graus!' Und waren in Nacht und Nebel verschwunden."

So ging das Gemurmel den Rhein hinab, und die Wellen trugen es auf ihrem Rücken, und die Rheinleute

flüsterten es sich zu. Keiner vermochte zu sagen, wer die Kunde ins Land getragen hatte, und doch war die Ahnung in allen Gemütern und dämpfte das Laute und ließ den Herzschlag stocken und schneller jagen. Selbst auf den Franzosen im Land lag es wie eine Beklemmung, und sie zügelten ihren Übermut und übersahen es, wenn ein Bürger ohne Gruß an ihnen vorübereilte.

Und die Oktoberwoche ging hin, und noch immer lag die Ungewißheit dumpf auf den Seelen.

Der Eremit von Breitbach kam von einer Zusammenkunft, die er mit den Vormännern des Siebengebirges in der Stadt Siegburg gehabt hatte. Stundenlang war er mit seiner Kalesche über Landstraßen und Feldwege gefahren, der Straßenkot hing ihm in Bart und Kleidern, das Pferd dampfte und schauerte vor Ermüdung. Aber der Alte saß frisch wie ein Jüngling, als er sein Gefährt in die Dorfgasse lenkte. Und am Hause des alten Schmitz pochte er mit dem Peitschenstiel an die Scheiben und rief dem hastig öffnenden Freund im Vorüberfahren zu: „Schnell! Auf die Burg!“

Da war der alte Weinhändler trotz seiner Körperfülle die Gasse hinauf und zum Burgtor hinein, bevor das Pferd aus der Deichsel war.

„Nachrichten? Wie? Nachrichten—gekommen?“ stieß er, außer Atem, hervor und griff dem Hausherrn an die Brust.

„Ja, Nachrichten. Kommen Sie herein.“ Und er rief den Barthel und den Joseph ins Zimmer.

„Menschenskind. Sprechen Sie. Ich komm' um. Gute Nachrichten?“

„Mehr als gute. Siegesnachrichten. Der Kaiser — ist auf der Flucht.“

Da hob der alte Schmitz die Arme, als ob er sie gen Himmel recken wollte, fiel vornüber und dem Freund schluchzend an die Brust.

Und der Alte von der Burg hielt ihn fest in seinen Armen.

Dann sagte der alte Schmitz und suchte in den Rocktaschen nach seinem Schnupftuch: „Dat is dat erste Wasser, dat ich seit dem Tod meiner Frau in et Gesicht gekriegt hab'. Einem Weinhändler steht Wasser nit gut an. Aber dat soll mir heut tout égal sein. Seht 'r, ich kann auch Französisch. Un nu erzählen Se, Freund, nix als erzählen."

„In Siegburg berieten wir wegen der letzten Organisation des Landsturms am Rhein. Wir erwarteten einen preußischen Major, der die Oberleitung von der Lahn bis Holland in die Hand nehmen sollte. Eine lange Wachtkette sollte gebildet werden zum Schutz des Eigentums gegen Feinde und Marodeure. Denn von den Kosaken versprachen wir uns auch nichts Gutes, falls sie auf der Jagd hinter dem Feinde kamen und sich auf eigene Faust zu proviantieren gedachten. Der Major ließ auf sich warten. Endlich, heute morgen, langte er an."

„Endlich," wiederholte der alte Schmitz und trommelte auf der Tischplatte.

„Die Beratung wurde abgebrochen. Sie findet morgen hier weiter statt. Die Erregung war zu groß."

„... war zu groß," drängte der alte Schmitz.

„Es ist eine Schlacht geschlagen worden, wie sie die Welt noch nicht erlebt hat. Fünf Tage lang haben sie gekämpft und gerungen, und Hunderttausende sind hingeschlachtet worden. Am vierzehnten Oktober begann es.

Im Süden der Stadt Leipzig stießen die Reiterschwadronen Murats mit den heranrückenden Vortruppen der Verbündeten zusammen und wurden unter einer heftigen Kanonade zurückgeworfen. So konnte am nächsten Tage der Aufmarsch der Truppen vor sich gehen. Napoleon kommandierte im Süden, bei Wachau, gegen den österreichischen Oberfeldherrn Schwarzenberg. Im Norden, bei Möckern, stand sein General Marmont gegen Blücher. Am Morgen des sechzehnten nahm der russische General Prinz Eugen von Württemberg, der schon bei Kulm seinen Heldenmut gezeigt hatte, im Sturm Wachau. Die ganze Wut Napoleons warf sich auf ihn. Hundert Geschütze ließ er zusammenbringen und Russen und Preußen zusammenschmettern, daß Prinz Eugen Wachau wieder herausgeben mußte. Überall warf er die Verbündeten zurück, und am Nachmittag befahl er seinem Schwager Murat, ihnen mit achttausend Reitern den Garaus zu machen. Da rasten die Reiterregimenter über die Äcker und ritten nieder, was ihnen vor den Pferdehuf kam, und die Herrscher Rußlands, Österreichs und Preußens, die in der Nähe hielten, konnten nur mit knapper Not ihr Leben retten. Schon hatte Napoleon einen Siegeskurier nach Leipzig an den König von Sachsen gesandt. Da wandte sich das Glück. Der Reiterangriff war bis zur Reserve vorgedrungen. Aber die Kanoniere und Infanteristen rissen vor den rasenden Gäulen nicht aus. Sie schickten ihnen ein paar Salven in die Mäuler, daß sie sich überschlugen und zu Hunderten im Lauf zusammenbrachen. In fürchterlicher Unordnung galoppierten die Schwadronen zurück. Und das französische Fußvolk, das wütend vorrückte, um den Tag zu beenden, gewann vor den russischen Geschützen keinen

Boden mehr. Es war bei Wachau keine Entscheidung gefallen. Zwanzigtausend Tote und Verwundete ließ man auf beiden Seiten."

„Und — der Blücher?" drängte der alte Schmitz.

„Er hatte Yorck bei sich, mit dem er sich so schlecht verträgt, wie er ihn schätzt. Der führte am Abend seine Reserve zum Sturm, er selbst im Galopp seinen Husaren voran, und unter wildem Gemetzel eroberten sie Möckern und jagten die Franzosen bis unter die Mauern Leipzigs. An die achttausend blieben auf jeder Seite."

„Te Deum laudamus," sagte der alte Schmitz aus tiefster Seele.

„Am siebzehnten," fuhr der Burgherr fort, „versuchte Napoleon sich aus der Schlinge zu ziehen und sandte einen Unterhändler mit Friedensbedingungen an seinen Schwiegervater, den Kaiser von Österreich. Vergebens. Das hatte der Blücher erreicht, der schon wieder die Dörfer Eutritzsch und Gohlis berennen ließ. Aber die Hauptschlacht war auf den achtzehnten bestimmt."

„Der achtzehnte Oktober," sagte der alte Schmitz andächtig vor sich hin.

Und der Alte von der Burg wiederholte: „Der achtzehnte Oktober. Gottes Gerichtstag.

„Dreihunderttausend Verbündete standen gegen hundertfünfzigtausend unter Napoleon. Freunde, wir müssen als Männer gerecht denken. Napoleon Bonaparte hat sich geschlagen wie ein Held und wie ein Meister der Kriegskunst. Nie war er gewaltiger als an diesem Tage des Zusammenbruchs."

„Ah —," murmelte der alte Schmitz, „er ist zusammengebrochen."

„Er selbst kommandierte das Zentrum bei Probstheida. Den rechten Flügel hielten die Polen unter dem tapferen Poniatowski und Murat mit seinen Scharen. Auf dem linken Flügel befehligte Marschall Ney. Mit Mühe und Not gelang es Blücher, Bernadotte zum Vormarsch gegen Ney zu bewegen. Einmal im Gefecht, schlug sich der französische Schwede gut und entriß Ney den Sieg unter Einsetzung seiner eigenen Persönlichkeit. Bei Probstheida aber wies Napoleon jeden Angriff der Verbündeten blutig zurück. Hier donnerten seine Geschütze ununterbrochen, und die Stürmenden konnten über die Leichen ihrer Kameraden nicht mehr hinweg. Alle Spannkraft nahm er zusammen. Von einem Stuhl aus leitete er die Schlacht, schickte er seine Befehle nach allen Seiten, ordnete er, während er immer noch Vorwärtsbefehle gab, in seinem rastlos arbeitenden Gehirn den Rückzug an. Der Ring um Leipzig schloß sich. Der Kaiser sah seinen linken Flügel geworfen. Reserven besaß er nicht mehr, und die Verbündeten hatten noch hunderttausend Mann frischer Truppen. Da ritt er mit seinem Schwager Murat und den Generalen seiner Umgebung durch die Finsternis in die Stadt, zog die Truppen aus ihren Stellungen und ließ sie noch in der Nacht den Abmarsch antreten.“

Der alte Schmitz tat einen tiefen Seufzer.

„Der neunzehnte Oktober,“ fuhr erregt der Burgherr fort, „brachte die Erstürmung der Stadt. Die Russen warfen sich auf das Hallesche Tor, von den Polen und Rheinbundtruppen mit Kartätschen empfangen. Inzwischen bahnte sich Napoleon seinen Weg durch das wüste Gedränge zum Neustädter Tor und zur Stadt hinaus. Zum zweitenmal stürmten die Russen, jetzt von Blücher selber geführt. Die

Königsberger Landwehr drang ungestüm in die Grimmaer Vorstadt ein. Nur Poniatowski mit seinen Polen kämpfte noch wie ein Verzweifelter und hier und dort eine Kompanie bei der Fahne gebliebener Rheinländer. Ein paar Tausend streckten die Gewehre. Hunderte ertranken in der hochgehenden Elster. Fürst Poniatowski schwamm mit dem Pferd hindurch. Da erreichte ihn am Ufer die Kugel und warf ihn mit durchbohrter Brust in die Wellen."

„Ehre ihm," sagte der alte Schmitz. „Ehre ihm. Er kämpfte für sein Vaterland."

„Nur Marschall Macdonald durchschwamm den Strom und erreichte Napoleon, der die geretteten hunderttausend Mann sofort westwärts führte. Und nun," so schloß der Burgherr, „jagt der Marschall Vorwärts den Feind quer durch Deutschland dem Rheine zu."

Eine feierliche Stille herrschte im Zimmer, als der Alte von der Burg geendet hatte. Nur die stoßenden Atemzüge des alten Schmitz drangen vernehmbar durch die Stille. „Nu? Nu?" fragte er nach einer Weile verwundert.

„Ich bin zu Ende, Freund."

„Zu Ende? Wieso zu Ende? Nee, nee, dat hätt' ich nit von Ihnen gedacht. So en Ende niemals."

„Wie möchten Sie es denn haben, Schmitz?"

Da sprang der Alte auf und schrie den anderen an: „Wie ich et möcht? Auf rheinische Weis' möcht ich et! Mit dem Glas in der Hand, un angestoßen auf Deutschlands Freiheit un den Marschall Vorwärts, so möcht ich et! Wir haben so lang auf weniger trinken gemußt, dat dat der erste Schluck is, der uns widder schmecken soll! Un alles wat Beine hat in der Burg, heran dazu! So möcht ich et!"

Und der Barthel lief und holte die scheue Frau Maria herein, und der Joseph holte das Rikchen und die achtzigjährige Barbara, die immer ein Auge kniff, wenn sie den Sohn sah, und der alte Schmitz jagte sie alle zusammen wieder hinaus, denn die Kinder mußten auch dabei sein. Und sie holten den Johannes aus dem Bett und die kleine Brigitte und den ganz kleinen Joseph. Und der Alte von der Burg goß von seinem Besten ein und sagte allen noch einmal, daß die Schlacht bei Leipzig geschlagen sei und der Zwingherr Europas, Napoleon Bonaparte, auf der Flucht nach Frankreich sein letztes Heil suche. „Trinken wir mit Dank gegen Gott und seine erlesenen Werkzeuge auf das freie Deutschland, und daß es bald zur Wahrheit werde: der Rhein Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze!"

Da tranken sie alle ihr Glas bis auf die Neige.

Und der Alte schenkte die Gläser noch einmal voll, und seine Augen schimmerten, als er alle, die um ihn waren, aufforderte, dies Glas zu leeren auf das Wohl eines Mitstreiters im großen heiligen Krieg und auf die glückliche Wiederkehr seines — Hein. — —

Nun war es vorüber mit dem stillen Frieden der Burg. Schon am nächsten Nachmittag trafen die Vormänner des Siebengebirges auf der Burg ein, und unter dem Vorsitz des preußischen Majors wurden die Grundzüge zur Errichtung des Landsturms festgelegt, der einige Tage später in einer geheimen Volksversammlung zu Königswinter ins Leben trat. Der Eremit von Breitbach und der alte Schmitz zählten zu den Führern.

Und es war hoch an der Zeit. Schon hatte sich das Gesindel aller umliegenden Gaue zusammengefunden und

zog, mit Knütteln bewaffnet, als Knüppelrussen durch das Land, bedrohte die einsam gelegenen Gehöfte und stahl wie die Raben. Ihnen legte der Landsturm zuerst das Handwerk, und oft mußte der Alte von der Burg in kalter Novembernacht an der Spitze seines Fähnleins hinaus, um ein Kesseltreiben auf eine neue Bande zu veranstalten.

Napoleon war schon über den Rhein. Noch einmal hatte er die nachsetzenden Österreicher, die den Preußen die Verfolgung abgenommen hatten, irregeführt, sich bei Hanau auf die Bayern geworfen, ihre Linien durchbrochen und das rettende linke Rheinufer erreicht. Der Rheinbund war aufgelöst.

Noch aber war das linke Rheinufer französisches Land, noch streiften auch auf dem rechten Ufer französische Scharen. Schon aber hielt sich die Kölner und Bonner Besatzung marschbereit, schon verweigerten die Bürger Bonns den französischen Behörden die Steuern und suchten sich mit aller List der Proviantierung der Truppen zu entziehen. Dann wurde unter den drohenden französischen Kanonen die Bonner Schiffsbrücke abgeschlagen, und die Kähne im Rhein versenkt. Noch einmal trennte sich linksrheinisches von rechtsrheinischem Land.

Der Alte stand mit Barthel und Maria auf dem Turm der Burg und schaute mit dem Fernglas in das Rheintal.

„Die beiden Ufer sind Zwillingskinder an der Brust einer Mutter," sagte er. „Und Zwillingskinder finden stets im Leben wieder zusammen. Wartet nur, über ein kleines ..."

Er spähte noch einmal durch das Glas, und diesmal schärfer.

„Das sind — das sind Kosaken. Kinder, ich muß fort,

Posten aufstellen, damit die Steppensöhne sich nicht bei Mein und Dein vergreifen. Das sind unruhige Tage, aber — eine kurze Spanne ausgenommen — die frohesten meines Lebens."

Und der Siebzigjährige stieg elastisch wie ein Jüngling die Stiegen hinab, rief nach Joseph und dem Pferd und trabte wenige Minuten später zum Tor hinaus.

„Wie jung er ist," sagte Maria.

„Die Burg hält jung," erwiderte Barthel.

Und sie gingen hinab und setzten sich, daß sie die Kinder sahen, die Burg und Garten, Weinberge und Felder längst in Besitz genommen hatten.

„So spielten auch wir einmal," sagte der Barthel nach einer stillen Weile, „und waren glücklich wie die da draußen. . . ."

XIV

Die spielenden Kinder wußten nichts von Wintersnot und Kriegsgefahr. Ihr kleiner Menschheitsfrühling besaß die Wunderkraft, ein Stücklein Erde für die Welt zu nehmen, das Jagen und Haschen in Garten und Feld für die Jagd nach dem Glück, die Wenigen, deren Liebe und Sorge sie waren, für die ganze Menschheit und das Geborgensein in der Burg für den Frieden der Welt.

„Die Kinder beschämen uns," sagte Barthel zu Maria. „Ihre Anspruchslosigkeit sollte uns Großen zu denken geben."

„Ich meine oft," erwiderte Maria und blickte nicht von ihrer Handarbeit auf, „daß diese kindliche Anspruchslosigkeit die letzte Spur göttlicher Weisheit wäre, die wir mit auf die Erde bringen, um sie uns gegen menschliches Wissen abhandeln zu lassen."

„Ja, Maria, Wissen ist nicht Weisheit. Denn Wissen kann unglücklich machen, und der Weise ist es nicht."

„Die Kinder sind weise," sagte sie still.

Er sah ihr zu, wie sie die langen hölzernen Stricknadeln bewegte und zuweilen prüfend an der Arbeit zupfte.

„Wird das ein Winterkamisol für den Johannes?"

„Nein," sagte sie lächelnd und blickte auf, „so arbeitet man doch nicht ein Kamisol für Knaben. Es wird ein Unterröckchen für die kleine Brigitte."

Er wurde rot und nahm das Wollenzeug verlegen zwischen die Hände.

„Ich weiß so wenig von den einfachsten Dingen des Lebens, Maria. Ich hab' nur immer drauflosgeträumt zwischen meinen Heiligen in der Werkstatt und, wenn ich herauskam, in jedem Menschen die Züge der Heiligen gesucht. Jedes Kind konnte mich betrügen.“

„Du bist gewiß — ein sehr guter Mensch, Barthel.“

„Das kann keiner von sich sagen, solange er dem Leben gegenüber blind ist oder sich blind stellt. In hundert Fällen kann es Schwerfälligkeit sein und das Gefühl des Unvermögens, sich mit den Dingen mutig auseinanderzusetzen. Und das ist es bei mir immer gewesen. Auch die innere Furcht vor allem Groben und Lauten. Als ob man selber dabei laut und grob geartet werden müßte!“

Sie strickte emsig weiter und hörte ihm zu.

„Wie ganz anders hast du dich bewährt, Maria. Du bist still und frauenhaft geblieben und hast doch in das Gröbste des Lebens hineingegriffen, um deinen Sohn zu einem feinen und klugen Menschenkind zu erziehen, dem an Leib und Seele nichts mangelte. Gott, was hätte ich mit meiner kleinen Brigitte anfangen sollen, wenn ich sie nicht hierher hätte flüchten können. Ich glaube, mir wäre aus lauter Sorge um das Kind jeder Pinselstrich daneben gegangen.“

„So mußt du das nicht vergleichen,“ sagte sie leise. „Ein Kind, das wir geboren haben, liegt uns wohl zeitlebens unter dem Herzen, und daher entspringt alles, was wir Frauen tun, einem ganz natürlichen Gebot.“

Er nickte. „So sollte es sein. Und es wird es wohl auch, wenn die Natürlichkeit bei der Frau noch vorhanden

ist. Sieh, Maria, ich meine immer, die Frau müsse selber viel mehr Kind bleiben und in einem Stück Garten die Welt sehen und in ein paar guten und klugen Kameraden die Menschheit, als begierig durch alle Höhen und Tiefen hindurchzuhasten und doch nirgends etwas so Schönes und Glücklichmachendes zu finden wie die verlorene oder weggeworfene Kindlichkeit. Ja, so meine ich es. Und dann ist und bleibt ihr auch das Kind, das sie unter dem Herzen getragen hat, etwas Heiliges, und Freude und Sorge, die das Kind ihr schafft, etwas Natürliches. So war es bei dir. Aber der Mann? Sollte es da anders sein? Der Mann hat doch in erster Linie zu sorgen und müßte doch so gut dem Kind die Mutter ersetzen können, wie die Mutter den Vater ersetzt. Da stehe ich aber oft mit aller meiner Liebe vor meiner grenzenlosen Unerfahrenheit still."

„Sollte das," sagte Maria leise, „nicht wohl seinen Grund darin haben, daß der Mann das Kind als einen Zoll betrachtet, den ihm das Leben schuldet, der ihn erfreut, aber über den er nicht weiter nachgrübelt? Während die Frau in dem Kind ein Gnadengeschenk sieht, das sie erst zur Frau macht, eine Offenbarung, die ihr alles Leben und Lieben wiedergebiert? Denn die Jugend der Frau liegt in ihren Kindern, wie die Jugend des Mannes in seinem Schaffen und Wirken."

Er blickte auf ihre Hände und fragte: „Weshalb strickst du für meine Brigitte und nicht für deinen Johannes?"

Da lächelte sie wieder vor sich hin wie eine Mutter, die über einen großen Jungen lächelt und es ihn nicht sehen lassen will.

„Kinder machen untereinander keinen Unterschied, und

wir dürfen sie nicht daran gewöhnen. Kind ist Kind. Und hier auf der Burg ist doch alles Gemeingut."

Das gefiel ihm, wie sie es so schlicht dahinsagte. Und ihr einfaches Wesen gab ihm Mut, und er bat sie: „Du mußt mir öfters helfen, Maria, wenn ich mich nicht zurechtfinden kann."

„Ich —?" fragte sie ganz erschrocken, ließ die Arbeit sinken und sah ihn aus ängstlichen Augen an. „Mein Gott, ich — ich bin ja nur ein einfältiges Geschöpf."

„Nein, nein," rief er und schüttelte lachend den Kopf, „etwas Einfältigeres als mich großen Menschen gibt es wirklich nicht."

Sie horchte, als ob sie aus dem Garten Stimmen vernommen hätte. „Ob die Kinder auch Mützen und Schals haben? Bei ihrem Rennen und Jauchzen vergessen sie, daß es kalt ist." Und sie rollte ihre Arbeit zusammen und ging, um nachzuschauen.

Der Barthel folgte ihr. Und er sah, wie sie den kleinen, strampelnden Joseph auf den Arm nahm und, verfolgt von Johannes und Brigitte, die sie zu haschen suchten, über die Wege rannte. Seltsam, dachte er, da nimmt sie den kleinen Joseph. Weshalb sich wohl Frauen zu den kleinsten Kindern immer am stärksten hingezogen fühlen? ...

Als aber die Jagd an ihm vorüberbrauste, da nahm auch er an der Verfolgung teil, und, den Johannes auf dem Rücken, die Brigitte auf dem Arm, sprang er kreuz und quer durch den kahlen Garten, und das wilde Kindergeschrei klang ihm wie Musik in den Ohren.

Die Maria aber wurde zutraulicher zu den Menschen auf der Burg, denn sie hatte bisher nicht geglaubt, daß es noch Ärmere und Einsamere gab, als sie sich selber

wähnte, und das Bewußtsein, selber helfen zu können mit ihren kleinen Frauenmitteln, machte sie insgeheim froh, erweckte sie täglich mehr und erschloß in ihr die mütterliche Sorge gegen Große und Kleine.

Denn auch der Vater, dessen abgeklärtes Wesen sie wie eine Tochter verehrte, beanspruchte ihre gute Kameradschaft und zog sie in der Zeit, die die Leitung und Überwachung des Landsturms von ihm verlangte, zur Führung der Bücher und zur Unterstützung im Briefschreiben heran. Und sie war stolz, wenn er ihr am Abend dankbar übers Haar fuhr. Dem alten Schmitz aber brachte sie, so oft er kam, unaufgefordert den Tabakkasten und stellte Glas und Weinflasche vor ihn hin, daß er schmunzelnd äußerte: „Mir geht et zu gut. Ich heirat mein Lebtag nit widder." Des Josephs Herz jedoch hatte sie damit gewonnen, daß sie dem ewig putzenden und wirtschaftenden Rikchen den Jungen abnahm und ihn nicht um eine Linie anders behandelte wie die Hauskinder, mit denen er gnädig Spielsachen und Zuckerwerk teilte. Denn die alte Barbara konnte doch nicht mehr, wie sie am liebsten wollte, und hatte gegen den warmen Ofenplatz nicht viel mehr einzuwenden.

„Dä Jung hät e Lewwe we Gott in Frankreich," sagte er, wenn er seinen Stolz am Halse Marias hängen sah, und klapste ihm eins hinten auf, damit er die väterliche Autorität nicht ganz vergäße.

Eines Abends erscholl das Signal, das die Landstürmer zusammenrief, als Barthel und Maria die Kinder zu Bett brachten. Kurz darauf hörten sie eine Tür schlagen und den Alten die Treppe hinuntereilen.

„Du solltest auch hinaus," sagte Maria und errötete.

„Ich —?" fragte er verwundert. „Ich bin doch kein Landstürmer, Maria?"

„Du steckst viel zu viel im Haus, und es täte dir gut," erwiderte sie und errötete noch tiefer. „Ein Mann gehört unter Männer."

Er wollte ihren Vorschlag leichthin von sich tun. Da merkte er, daß sie um seinetwillen rot geworden war und seiner Schwerfälligkeit wegen.

„Ich danke dir," sagte er, gab ihr die Hand und ging dem Vater nach.

Sie blieb in der Nacht auf, bis die Männer zurückkamen. In Unkel und dem benachbarten Scheuren hatten die Franzosen zu furagieren gesucht, waren aber von dem herbeieilenden Landsturm nach kurzem Gefecht gezwungen worden, in die Kähne zu springen und ans andere Ufer nach Oberwinter zurückzukehren. Der Barthel lachte aus hellen Augen, als er von der nächtlichen Beschleichung und dem plötzlichen Hallo erzählte. Er war kotbespritzt bis in die Haare und trug in den starken Armen einen kräftigen Dreschflegel.

„Vater," erklärte er, „von heute an bin ich immer dabei. Fechten und Schießen habe ich ja schon als Junge unter dir gelernt und das ganze Exerzierreglement. Das sitzt mir alles noch in den Knochen."

Maria lachte ihn an und brachte den Männern ein Glas Glühwein. —

Jetzt aber übertrieb der Barthel fast seinen Eifer. Freiwillig meldete er sich zu allen Posten und Gängen, und die Kindheitserinnerungen kamen ihm zugut, die ihn bald bei Nacht und Nebel jeden Weg und Steg finden ließen. Er magerte ein wenig ab, aber seine Sehnen straff-

ten sich und sein gutmütiges Gesicht wurde wettergebräunt und hatte scharf um sich blickende Augen bekommen.

Schrammen im Gesicht, verwildert und beschmutzt kam er an einem Morgen heim, und Maria tat einen Entsetzensschrei, als sie ihn sah.

„Wo kommst du her? Jetzt mache ich mir Vorwürfe, daß ich dir zu dem wilden Leben geraten habe.“

„Gib mir mal zuallererst ein Glas Wein. Ist der Vater schon auf?“

„Wein bekommt dir so früh nicht.“

„Mir bekommt jetzt alles. Nimm dich in acht, daß ich dich nicht fresse. Wein her, Maria!“

Da erfüllte sie ihm seinen Wunsch und freute sich im stillen, daß er so verwandelt und frisch und trotzig war.

Der Vater stand schon in der Verandatür. „Was war, Barthel?“

Und der Barthel rückte sich militärisch zusammen und berichtete.

„Wir waren auf Patrouille, und ich führte. Es waren Klagen gekommen aus den Gehöften oberhalb Honnefs, daß die Kosaken sich schwere Übergriffe zuschulden kommen ließen und ihre Offiziere dazu die Augen schlössen. Wir waren hundert Mann, und ich führte quer über die Weinbergswege. Da hörten wir durch die Nacht einen Heidenspektakel und betrunkene Lieder. In fünf Minuten waren wir am Platz. Den Bauer und seine Frau hatten die Kerls an den Tischbeinen festgebunden, und sie selber, fünfzig an der Zahl, soffen und johlten in allen Räumen und schlugen, was sie nicht mitnehmen konnten, in der Trunkenheit kurz und klein. Ich ließ sofort rund um das Gebäude doppelte Kette bilden und gab hintereinander

ein paar Schüsse ab, die sie hervorlockten. Sie sprangen aus Türen und Fenstern, aber bevor sie in der Dunkelheit blank ziehen konnten, hatten wir sie in den Armen und keilten sie mit den Köpfen gegen die Mauern, bis sie klein beigaben. Dann nahmen wir ihnen die Waffen ab und brachten die fünfzig zum Major, der gerade in Königswinter war. Der Major ließ sie dem russischen Kommandanten zuführen als Beispiel russischer Disziplin. Mich ernannte er zum Offizier im Landsturm, nachdem er meine Jungens befragt hatte."

„Ich gratuliere dir, Barthel."

„Danke schön, Vater. Ich mußte mir doch auch mal ein Lob von dir holen."

An diesem Abend stand der Barthel aufrechter neben Maria, als die Kinder zu Bett gebracht wurden. Der Johannes schlief mit der Brigitte in demselben Zimmer, und beide sprachen sie ihr Kindergebetchen und erbettelten sich nach dem Gutenachtkuß von ihrer Pflegerin einen zweiten.

„Und wo bleibe ich?" rief Barthel und blies drohend in seinen Bart.

Aber sie fürchteten sich nicht, griffen nach dem Bart und küßten ihn schallend auf die Wangen. Maria mußte sie in die Decken wickeln, damit sie Ruhe gaben. Da folgten sie augenblicklich, verdrehten schlafmüde die Augen und entschlummerten.

„Wie die Kinder an dir hängen," sagte Barthel, als sie die Treppe hinabschritten und das Eßzimmer aufsuchten. „Du bist die geborene Mutter."

„Natürlich bin ich geboren," erwiderte sie lachend, um das Lob abzuwehren.

„Ich meine," beharrte der Barthel, „Frauen müssen den Mutterberuf mit auf die Welt bringen, wie sie ihr Herz mit auf die Welt bringen. Anerziehen läßt sich das nicht. Dann bleibt's im höchsten Falle ein Spiel, wie das Klavierklimpern, um den Leuten über die Gefühlswelt einen schönen Dunst vorzumachen."

„Du sprichst plötzlich so martialisch, Barthel."

„Wir Deutschen sind so lange Träumer, bis wir an den Prügeln merken, daß wir irgendwo nicht richtig abgehärtet sind."

Sie sah ihn heimlich von der Seite an, trug das Abendessen auf und setzte sich zu ihm. „Vater wird wohl erst später kommen. Er ist seit Mittag unterwegs und bat, daß wir mit dem Abendbrot nicht auf ihn warteten." Und sie sprachen vom Vater mit der frohen gedämpften Stimme, mit der man von geliebten Menschen spricht, die über die Liebe hinaus ehrwürdig geworden sind.

Als Maria abgedeckt hatte, saßen sie wieder unter der Lampe zusammen, und der Kamin warf seinen roten Lichtschein ins Zimmer, und es war warm und behaglich in allen Ecken. Das genoß Maria mit tiefem Wohlbefinden, die Hände lässig im Schoß, ein paar Minuten lang, bevor sie den Handarbeitskorb an sich zog. „Hier ist der Friede, Barthel. So denke ich mir die geweihten Stätten, die ein Asylrecht boten."

„Laß die Arbeit heute ruhen, Maria. Es gibt Abende, an denen man nur still plaudern kann. Das ist wie ein Gottesdienst unter vier Augen."

Da ließ sie die Hände wieder in den Schoß sinken und blickte in das leise singende Feuer des Kamins.

„So habe ich nie gesessen, Barthel, und es tut so gut...."

„Ja," erwiderte er, „es tut über die Maßen gut. Und darum heißt es: Feierabend."

„Wie heilig das klingt — —," sann sie laut, „und ist für Arm und Reich und jeden, der nicht am Schönsten vorüberläuft."

Er betrachtete sie in ihrer Versonnenheit und zeichnete im Geist ihre zarte, vom Willen gestählte Gestalt nach mit der schweren blonden Haarkrone und den Mädchenaugen, die den Mutterblick mit auf die Welt gebracht hatten. „Selbst wir Heimatlosen," sagte er aus seinen Gedanken heraus, „dürfen den Feierabend halten."

Sie schüttelte den Kopf. „Nein, Barthel, wer ein Kind hat, ist nicht heimatlos."

„Wer ein Kind hat . . .," wiederholte er. „Eigentlich habe ich es erst, seitdem ich wieder in diesem alten Gemäuer bin. Seitdem erst habe ich ein Kind, wie Kinder sein sollen mit ihrem großen und heißen Verlangen nach Liebe und Sonne und Fröhlichkeit, von dem wir Großen so wenig ahnen . . . Wie kann nur eine Mutter ihr Kind verlassen!"

Ganz still und traulich und feierlich war es in dem alten Burgzimmer. Und der Barthel empfand es, und es war ihm, als strich eine Hand über seine bedrängte Stirn und wollte die Schwere aus seinem Leben nehmen. Da begann er zu sprechen und merkte selber kaum, daß er sprach und wovon er sprach, und er sprach von den Jahren seiner Ehe und der Frau, die den Schein für das Sein genommen und nichts gewußt hatte von den Stimmungen des Feierabends, und der er Frondienste geleistet hatte.

„Sie war die erste Frau, die ich ansah, und da ihr Leib

so schön war, wie der der Heiligen, die ich malte, und wohl schöner noch, glaubte ich nicht anders, als daß es mit der Seele gleich bestellt sein müsse und viel herrlicher noch. Was wußte ich von den Frauen. Ich dachte in meinem Künstlerhirn: Schönheit verpflichtet. Und wer schön ist, hat es nicht in geheimer Eitelkeit für sich zu sein, sondern soll andere dadurch erheben und begeistern. So denke ich auch heute noch."

Die Lampe brannte ruhig, und der Kamin verstreute sein rotes Licht.

„Erzähl du auch ein wenig, Maria. Ich hör' deine Stimme so gern."

Und sie sprach, wie er gesprochen hatte, fast ohne es zu bemerken.

„Mein Vater, der gestorben ist, plagte sich mit Unterrichtsstunden, und da er arm war, glaubte er an die Segnungen, die die Freiheitsmänner aus Paris versprachen, und saß des Abends mit ihnen im Klub. Da lernte ich früh, aus wenigem viel machen, und als ich selbst noch der Mutter bedurfte, mußte ich den Vater versorgen, der seinen Irrtum erkannt hatte, und in einer Zeit, da keiner mehr ein Wort zu reden wagte, zur Feder griff und Anklagen schmiedete und Aufrufe an den deutschen Geist verfaßte. Das gab viel Not und Unrast im Hause, und ein paarmal holten sie ihn und sperrten ihn ein, und ich hatte nichts mehr zu sorgen. Da kam der Johannes. —"

Und sie sah mit weiten Augen in das stille Kaminfeuer.

„Der kam daher wie aus einer anderen Welt, und ich war achtzehn Jahre und staunte ihn an, wie ein Mädchen den ersten Mann anstaunt. Und er war der wildeste seiner Kameraden, und wenn er bei mir saß, wurde er gesittet

und nachdenklich und sagte mir, daß ich die Gabe hätte, ihn besser zu machen. Ich glaubte es ihm, und glaubte es so gern, weil ich wieder etwas zu sorgen bekam, und da das Regiment an jedem Tage Marschbefehl erhalten konnte, so willigte ich über Nacht ein und wurde seine Frau. ...

„Kaum eine Woche dauerte unsere Ehe. Da marschierte er und hatte das kleine Mädchen, dem er wie ein Spielzeug seinen Namen geschenkt hatte, vergessen. ...

„Nein, ich darf nicht undankbar sein. Ich habe mehr von ihm als seinen Namen. Ich bin reich durch ihn geworden. Ich habe das Kind."

Sie hob den Kopf, blickte verträumt im Zimmer umher und nickte dem versonnenen Mann zu.

„Ich spüre nur den Frieden," sagte der Barthel. „Wie wohl das tut. So ein Feierabend auf der Burg. — —"

Über den Hausflur stampfte ein schwerer Schritt, und es pochte an die Tür. Der alte Schmitz steckte seinen Kopf ins Zimmer.

„Is et erlaubt, Kinder? Ich kann et zu Haus nit warm kriegen." Er trat ein und rieb sich die Hände. „Ich stör' doch nit?"

„Nein, nein, Onkel Schmitz, Sie stören nie."

„Wär' mir auch ganz gewiß egal. Warum soll et der Barthel besser haben? Kann mich noch ganz gut neben ihm sehen lassen, un überhaupt, wenn et nach dem Gewicht ging', schlüg' ich ihn sicher um hundert Pfund."

„Na, na, Onkel Schmitz."

Der Alte saß auf einem schweren Holzstuhl und tat ganz verwundert, als Maria ihm den Tabakkasten brachte und bald mit dem Wein zurückkehrte. „Kind, ich glaub'

wahrhaftig, Sie haben Absichten? Reelle? Dat sollt' mich freuen. Ich kann et Ihnen ja im Vertrauen sagen, un der Barthel spricht nit darüber: Et geht mir gerade so."

„Prost, Onkel Schmitz."

„Nu onkelt sich dat schon. Kind, Sie haben 'nen guten Geschmack, dat muß ich loben, un wat meinen Geschmack betrifft — na, da kucken Sie bloß mal in den Spiegel."

„Onkel Schmitz, Sie wollen sich über mich lustig machen."

„Ja, wenn dat nit lustig macht, wat man bei Ihnen zu sehen kriegt — Juseph Maria, Barthel, sei nit so lästig und laß uns junge Liebesleut' mal allein."

„Ich werde mich schwer hüten, Onkel Schmitz. Ich bin auch nicht blind."

Der Alte schlürfte behaglich den Wein. „Is gut," meinte er dann. „Eigentlich sehen ja vier Augen auch besser als zwei. Da wollen wir die junge Frau denn mal zwischen uns nehmen." Und er klopfte einladend mit der Hand auf den leeren Stuhl an seiner Seite.

In Maria erwachte die Frau, und es ging ihr bei der Huldigung der Männer warm und wohl durchs Blut. Sie saß zwischen ihnen, hielt die Hände im Schoß und blickte still lächelnd vor sich nieder.

„Dat is, als wenn in meine alten Knochen der Frühling käm'," sagte der alte Schmitz. „Bei so 'nem Lächeln vergißt mr ganz, dat et draußen schon arg Winter is. Geht et dir nit grad so, Barthel? Sag nur ruhig deine Meinung."

„Ist es denn wirklich Winter, Onkel Schmitz? Das hab' ich noch gar nicht bemerkt."

„O du scheinheiliger Klugschwätzer," knurrte der Alte. „Wir werden dich doch mal in den Garten schicken, damit du wat merkst."

„Gern, Onkel Schmitz, aber die Maria hat es auch nicht bemerkt. Sollen wir mal nachsehen, Maria?"

Der Alte sah verdutzt auf. „Nee, nee," wehrte er, „ihr könnt euch schon auf mein Wort verlassen. Mich hier sitzen lassen, dat ich widder et Frieren krieg', dat könnt euch wohl so passen. Da will ich doch mal lieber dat Händchen in Verwahrung nehmen."

Und er streichelte zärtlich Marias Hand und zwinkerte ihr verliebt aus den Augenpolstern zu.

Sie saß still zwischen den Männern und hörte die Worte kaum und fühlte nur das Wohlbefinden und das Geborgensein. Die Lampe leuchtete so friedlich, und der Kamin strahlte seine Wärme durch das alte Gemach. Die Kastenuhr tickte unverdrossen, und draußen löste sich der erste Schnee vom Himmel und spielte lautlos an den Fenstern. Und nun saßen auch die Männer ganz still und schauten andächtig nach ihren Augen, die so ruhig seit Jahren nicht in den Winter hineingesehen hatten.

„Feierabend auf der Burg ...," sagte sie und bewegte die Lippen kaum. — — —

„Guten Abend!" scholl eine Stimme von der Tür herüber. „Das ist ein Empfang nach meinem Herzen: das Haus im Frieden."

„Guten Abend, Vater," rief Maria und sprang rasch herbei, um ihm den hochbeschneiten Mantelkragen abzubinden. Und sie nahm ihm den Hut aus der Hand und lief nach den Hausschuhen und nach einem Imbiß.

„Erst essen und trinken, Vater. Mit dem Erzählen hat's Zeit. Du gehst vor."

„Es ist auch nicht viel zu berichten, Kinder, und ich bringe von dem langen Ritt eigentlich nur einen gesegneten Hunger heim."

Nach einer Weile aber fragte der alte Schmitz: „Gar nix Neues, Freund?"

„Unser Hauptquartier liegt fest in Frankfurt am Main. Die drei Verbündeten sind dort, und auch die Rheinbundfürsten stellen sich ein und bitten um gut Wetter. Man berät über die Friedensbedingungen und will Napoleon das linke Rheinufer lassen."

„Schockschwerenot! Himmelherrgottsdonnerwetter! Ich hab' mich wohl verhört, wie?"

„Der Blücher, lieber Schmitz, soll ganz genau so geflucht haben wie Sie. Nur daß er noch von galgenreifen Schuften sprach."

„Recht hat'r! Recht hat'r! Wer is denn nu widder der Weinpantscher?"

„Der österreichische Minister Metternich will dem Schwiegersohn seines Herrn noch mal goldene Brücken bauen."

„O ja, dat glaub ich. Aus ander Leuts Leder is gut Riemen schneiden. Aber der Blücher tut nit mit. Der nit."

„Der Freiherr vom Stein ist in Frankfurt eingetroffen und hat sich auf Blüchers Seite gestellt. Auch der Kaiser von Rußland drängt auf den Marsch über den Rhein."

„Ah — der Freiherr vom Stein. Dat is en Patriot. Dat is en echter Deutscher."

„Sie können ruhig sein, Schmitz. Napoleon nimmt

die Friedensbedingungen nicht an, er hält die Unterhändler nur hin, um den letzten Mann Frankreichs unter die Fahnen rufen zu können."

„Bei dem kostet et Dutzend Menschenleben keinen halben Stüber," knurrte der Grimmbart. „Aber Achtung muß mr vor dem Totschläger doch haben. Kurasch hat er, dat die anderen von ihm lernen könnten."

„Er setzt sein letztes Geldstück," sagte der Alte von der Burg. „Dazu gehört kein Mut mehr, dazu gehört Spielerwahnsinn."

Am nächsten Morgen brachte die Post einen Brief von Hein. Der Alte hielt ihn lange in der Hand und betrachtete die Schriftzüge des Sohnes mit starker Bewegung. Dann las er ihn sorgsam durch. „Der Hein steht als Leutnant im Hauptquartier Blüchers. Leipzig hat ihm und vielen Kameraden das Eiserne Kreuz eingetragen. Seine Wunden sind längst geheilt, und er fühlt sich wohl, weil — ja, nun kommt es — weil es demnächst über den Rhein gehen soll und nach Frankreich hinein. Nicht gegen Frankreich, gegen den Kaiser."

Er gab Barthel den Brief und ging auf sein Zimmer.

„Er hat ihn sehr lieb," sagte Barthel, „vielleicht am liebsten, weil der Hein ihm am ähnlichsten geworden ist."

„Er hat uns alle lieb," sagte Maria.

Mit Beginn des neuen Jahres sollte der Krieg in Feindesland hinübergetragen werden, so wollte es endlich der Beschluß der Fürsten. Und in den ersten Tagen des Dezember traf ein Brief Sibylles an Barthel ein.

„Ich sitze in Frankfurt, lieber Bruder, und es geht mir nicht sonderlich glänzend. Kannst Du mir sagen, wo

der Hein steckt?" Und sie gab ihre Wohnung an und den Tag, bis zu dem sie bleiben würde.

Der Vater las den Brief.

„Das ist ein Notruf, Barthel. Wenn unsere Sibylle schreibt, es ginge ihr nicht sonderlich glänzend, so würde das bei anderen lauten, daß ihnen das Schicksal an der Kehle säße. Du mußt auf der Stelle hin, Barthel."

„Ja, Vater. Ich wollte dich eben um die Erlaubnis bitten."

„Die Post fährt nicht schnell genug. Es liegen noch überall französische Haufen, und du mußt quer über den Westerwald nach Limburg und von dort auf Frankfurt weiter. Ich beurlaube dich aus dem Landsturm und werde es dem Major melden. Du nimmst die Kalesche, und der Joseph fährt. Wann könnt ihr fertig sein?"

„In einer Stunde, Vater." Und er ging und packte seinen Mantelsack, und die Maria kam auf sein Zimmer und half ihm.

„Gib mir auf mein Brigittchen acht, Maria —"

„Als wär' es mein Johannes, Barthel."

Er war reisefertig und bot ihr die Hand. Und sie bot ihm den Mund. So nahmen sie schweigend Abschied.

„Tu, was in deinen Kräften steht," sagte der Vater. „Und nimm den Hein zur Hilfe. Es wird euch gelingen."

Der Joseph saß, in seinen Wettermantel gehüllt und die Klappmütze über die Ohren gezogen, auf dem Bock. Gerade reichte er dem heulenden Rikchen den kleinen Joseph zurück und rief der alten Barbara zu: „Paß op ding Gesondheit, Mutter. An ahl' Hüser un ahl' Wiever es luter jet zo flicke."

„Hä bliewt ömmer der Schnieder," sagte die alte Barbara und kopfschüttelte hinter dem Wagen her. —

Wochen vergingen, ehe die erste Nachricht von der glücklichen Ankunft eintraf. Das Weihnachtsfest wurde auf der Burg gefeiert, und die Kinder jauchzten dem Lichterbaum zu. Die letzte Woche des alten Jahres lag wie ein Alp auf dem Rheintal.

„Beruhigt euch," sagte der Alte von der Burg, „es werden keine Wagen mehr durch die Linien gelassen, bis der Übergang bewerkstelligt ist."

Die Neujahrsnacht kam, und der Alte stand mit den Frauen und Kindern auf dem Turm, und selbst der alte Schmitz hatte seinen schweren Leib hinaufgetragen. Sie alle spürten die schneidende Kälte nicht. Ihre Blicke waren ins Rheintal gerichtet und wanderten stromauf und stromab. Fern auf den Höhen des Westerwaldes leuchtete es auf. Nun auf der Erpeler Ley und der Unkeler Ley. Nun auf den Bergspitzen des Siebengebirges. Lodernd stiegen die Signalflammen in den Winterhimmel, in die Neujahrsnacht, und ihr Widerschein färbte den Rhein purpurrot. „Gesegnetes neues Jahr," sagte der Alte von der Burg und reichte die Hand rundum.

Und alle wiederholten, feierlich und bewegt: „Gesegnetes neues Jahr!"

Von unten rief ein Mann herauf nach dem Eremiten von Breitbach. Der Alte beugte sich über die Brüstung: „Hier steht er. Was ist?" Und der Mann schrie zurück: „Befehl vom Major: Sturmglocken läuten. Den Landsturm sammeln. Richtung auf Bonn!"

„Schmitz, Sie bleiben wohl bei den Frauen. Auf Wiedersehen!"

Und wenige Minuten später stürmten die Glocken das ganze rechte Rheinufer entlang, und die Landstürmer eilten aus ihren Häusern, und der Eremit von Breitbach führte seine Schar Rheinbreitbacher und Honnefer in strammem dreistündigen Marsch durch die rotglühende Winternacht, bis sie Bonn gegenüber waren. Von drüben her klang Generalmarsch. Die Besatzung war auf den Beinen. Kein Mensch durfte an den Rhein.

Der Major des Landsturms ritt auf den Eremiten von Breitbach zu: „Der preußische General St. Priest geht nahe Neuwied über den Rhein. Blücher will bei Caub hinüber. Wir haben Befehl, durch Alarm die Besatzungen Bonns und Kölns festzuhalten. Im übrigen Wachtkette zu bilden und beim Abzug der Franzosen, der in wenigen Tagen vor sich gehen dürfte, Bonn zu besetzen und zu schützen. Profit Neujahr, Herr von Einsiedel."

„Profit Neujahr, Herr Major."

Und die Salven der Landstürmer krachten über den Rhein hinüber und hielten die Franzosen ab, ihre Regimenter nach Andernach zu werfen und den Preußen den Übergang zu bestreiten.

In den nächsten Tagen sah man Verstärkungen aus Köln heranrücken. Sie zogen mit einem Teil der Bonner Truppen bis Oberwinter und stießen auf die Kosaken. Von morgens bis abends schlug man sich zäh herum. Aber der Übergang war schon bewerkstelligt, und Russen und Preußen besetzten Sinzig und streiften weit ins Ahrtal. Remagen wurde von den Franzosen geräumt. Sie zogen sich auf Bonn zurück. Dort standen schon die französischen Beamten und das Lyzeum zur Flucht bereit. In dunkler Nacht schlichen sich die Truppen zur Stadt

hinaus. Kein Bürger durfte ans Fenster, bei Strafe des Erschießens. So zogen die Franzosen scheu und hastend die Straße nach Köln. Zwanzig Jahre waren verflossen. Zwanzig Franzosenjahre am Rhein! ...

Noch waren die letzten nicht aus den Toren, als aus den Rheingassen das Volk herausbrach. Von Tagedieben und Gelegenheitsarbeitern angefeuert, warfen sie sich auf die Palisaden und schlugen sich mit Äxten und Beilen ihren Wintervorrat an Brennholz heraus. Aus allen Gassen stürmte Gesindel hinzu. Die Lage für die Bürger schien bedrohlich zu werden.

Da sprang der Eremit von Breitbach in einen Kahn und ließ sich mit einem halben Dutzend Gefährten hinüberrudern. Die Menge rannte ihm entgegen. Ein alter Polizeisergeant, der sich den Umschwung der Verhältnisse so rasch nicht erklären konnte, fuchtelte mit der Klinge. „Im Namen des Gesetzes arretiere ich euch!" schrie er den Männern im Kahn entgegen.

Der Eremit von Breitbach lachte aus vollem Hals. „Im Namen des Landsturms," rief er zurück und hob die Pistole, „schieß' ich dich alten Esel über den Haufen, wenn du das Maul nicht hältst."

Da löste sich die Spannung in einem brausenden Gelächter, das Volk bildete Kette, und der Polizeisergeant wurde von Hand zu Hand gereicht, bis er in der Ferne im Laufschritt verschwand.

Eine Abteilung des Landsturms fuhr über den Rhein. Der Alte ließ die Tore besetzen und ordnete die Bewachung des Eigentums an. Der Tumult in der Stadt aber wuchs von Stunde zu Stunde bis zum Aufruhr. Bauern stürmten aus der Umgegend herbei, erzwangen sich mit List den

Zugang und warfen sich mit den umherziehenden Rheinarbeitern und Handwerksgesellen auf das Tabakmagazin, das sie erbrachen. In dichten Knäueln wälzten sie sich in die Lagerräume, kämpften sie um Treppen und Gänge. Ein Handwerksbursche, der seine Beute bedroht sah, schüttete kurz entschlossen ein Fäßchen Schnupftabak über die Anstürmenden aus und gewann bei dem Getöse des Niesens und atemlosen Schimpfens mit seinem Pack glücklich das Freie. Ein Milchmädchen, das eine Tonne Knaster geleert hatte, wurde von hinten gepackt und kopfüber in die Tonne gestürzt, daß die Röcke stoben. Den Männern wurden die Rockschöße abgerissen, den Weibern die Kleider. Bald konnte niemand weder aus noch ein. Einer riß dem andern die Beute aus den Händen. Nur im obersten Stockwerk arbeitete am offenen Fenster ein alter, verwitterter Rheinarbeiter so ruhig, als ob er an Bord eines Schiffes Säcke lüde. Er hatte Frau und Töchter mitgebracht und sie in weiser Voraussicht auf der Straße aufpostiert. „Achtung, 'ne Ladung," rief er und beförderte Tabakrolle auf Tabakrolle zum Fenster hinaus in die hochgehobenen Unterröcke der Seinen. „Achtung, 'ne Ladung. Achtung, da kütt als widder eins."

Vom Tabakmagazin ging es zum Douanenhaus. Die verhaßten Zöllner waren schon vor dem Abmarsch der Truppen auf und davon, und die zahlreichen Ballen Seidenstoffe, Samte und Tuche, die unter Zollverschluß lagen, waren ohne Bedeckung geblieben. Schon zerrte man die ersten Ballen der kostbaren Zeuge auf die Straße. Da klang Generalmarsch, und vereint mit einem Trupp einrückender Kosaken trieben die Landstürmer das Gesindel auseinander und fegten die Straßen rein.

Bis zum Morgen durchzogen die Patrouillen die Stadt, wechselten die starkbesetzten Torwachen. Es herrschte Ruhe. Und die Landstürmer kehrten über den Rhein zurück und ritten nach Hause, bis das neue Signal sie rief.

Auch der Alte kehrte nach der Burg zurück. Der Siebzigjährige hatte harte Tage hinter sich, aber vor den Leuten zeigte er keine Ermüdung. Ruhig und freundlich durchschritt er die Dorfgassen und öffnete das alte Burgtor. Da schrie es ihm entgegen: „Vater! Großvater!" Und er beugte sich vor und öffnete die Arme weit.

„Ich will nun ein paar Stunden schlafen," sagte er dem alten Schmitz. Und plötzlich blieb er wieder stehen und rief Maria an. „Ist der Barthel nicht zurück?"

„Nein, Vater, aber es sind Briefe gekommen, und einer darunter mit Barthels Aufschrift."

„Bring sie mir auf mein Zimmer, Kind."

Sie trug ihm die Briefschaften hinauf, und er suchte zuerst den Brief Barthels hervor.

„Warte nur," sagte er lächelnd, als sie sich entfernen wollte, „du wirst doch gewiß auch wissen wollen, wie es unserem Reisenden ergeht."

Er las — und las lange und schwieg.

„Schlechte Nachrichten, Vater?" fragte sie ängstlich.

„Nein," sagte der Alte ernst, „es sind keine schlechten Nachrichten, und wir wollen Gott um einen guten Abschluß bitten."

„Vater — darf ich es wissen?"

„Der Barthel schreibt, daß er den Hein gesund angetroffen und mit ihm Sibylle aufgesucht habe. Sibylle sei am nächsten Tage weitergereist. Das Nähere habe sich Hein vorbehalten mitzuteilen. Er selbst aber, Barthel,

habe eine Spur seiner Frau entdeckt und müsse dieser Spur um seines Friedens willen nach Frankreich folgen. Er sei unter Blücher eingetreten und gehe an Heins Seite über den Rhein. Der Joseph sei als Bursche bei ihnen. Ein Postknecht aus der Königswinterer Gegend bringe Wagen und Pferd bei guter Gelegenheit. Maria!"

„Es ist nichts, Vater —"

„Maria," sagte der Alte und legte ihr sanft die Hand auf die Schulter, „er schreibt, daß er um seines Friedens willen der Spur folgen müsse. Wann und wo hat der Barthel Frieden gehabt, als in diesem Jahr und hier? Also wird er wohl um dieses Friedens willen mit nach Frankreich sein."

Da sah sie ruhig und ernst zu dem Alten auf.

„Geh jetzt, Kind, und sag es Josephs Frau und seiner Mutter. Du mußt es hinstellen wie einen Spaziergang und die Alte zum Schelten bringen. Dann lacht das Kikchen, und der Schreck ist vorüber."

„Ja, Vater," sagte sie und ging.

Sie ist in einer guten Lebensschule gewesen, dachte der Alte. Und dann lag er wach auf seinem Lager und dachte an Sibylles Weiterreise und dachte an Hein — an seinen Hein, der ihm am ähnlichsten geworden war. — —

XV

Es war eine beschwerliche Fahrt gewesen, die Barthel und Joseph über den Westerwald und weiter nach Frankfurt geführt hatte. Alle Landstriche ringsum fanden sie von den Truppen der Verbündeten besetzt, und es bedurfte immer wieder der Legitimationskarte, die Barthel als Offizier des Landsturms auswies, um die Weiterfahrt von Ort zu Ort zu ermöglichen. Das Pferd freilich wurde bei dieser Art des Reisens unfreiwillig geschont, aber das konnte die Männer nur schlecht darüber hinwegbringen, daß sie eine Reihe von Tagen verloren. Dann aber erblickten sie die alte Krönungsstadt Frankfurt, und die Beschwerden waren vergessen, als sie vor einem Ausspann in einer abgelegenen Gasse hielten und endlich Quartier bekamen. Sie versorgten das Pferd, und Barthel machte sich sofort auf den Weg, um Heins Quartier zu erfragen.

Er fand es in der Nähe des Römers. Und er ließ sich in dem Stübchen nieder und erwartete Heins Rückkehr.

Nach einer Stunde vernahm er den festen Schritt Heins auf der Treppe. Die Tür öffnete sich, und ein gebräunter Mann in Felduniform stand auf der Treppe und staunte in das Zimmer hinein.

„Hein — alter, lieber Junge!"

„Barthel! Du in Frankfurt? Du bei mir? Herr Gott, ist das eine unerwartete Freude."

Sie standen noch immer und schüttelten sich die Hände. „Ich hätte dich kaum wiedererkannt, Hein. So kraftvoll und männlich bist du. Und in der Offiziersuniform scheinst du größer. Wenn ich das dem Vater erzähle."

„Setz dich und erzähle du mir. Wie geht es dem Vater, wie geht es der Burg und allem, was darin atmet und was dazu gehört? Wenn du wüßtest, wie ich euch mit meinen Gedanken täglich zu mir zwinge. Und nun bist du da."

Alle Grüße bestellte der Barthel, und vergaß die Maria nicht und nicht den alten Schmitz.

„Mit dir ist etwas vorgegangen, Barthel. Ich möchte sagen: es ist Kern in dich gekommen, seit wir uns nicht sahen."

Der Barthel errötete vor Freude. „Das tut das Landsturmleben, Hein. Bei Tag und Nacht in Busch und Feld."

„Was? Mein sanfter Barthel gehört dem Landsturm an?"

„Als Offizier, Hein. Nach glücklicher Überrumpelung einer Räuberbande."

„Ah —!" rief der Hein und sprang auf. „Herr Kamerad!" Und sie schüttelten sich noch einmal lachend und fröhlich die Hände.

„Nun aber sag mir, welche kriegerische Mission dich nach Frankfurt führt, wenn das nicht unter das Dienstgeheimnis fällt."

Sie saßen sich wieder gegenüber, und der Barthel strich sich das Haar aus der Stirn.

„Es ist keine kriegerische Mission, Hein, und es ist auch nicht deinetwegen. Nur insofern, als ich dich nötig habe. Es handelt sich um Sibylle."

Der Hein hob den Kopf. Ganz leise ging sein Atem. „Um — Sibylle?"

„Ich glaube, daß sie sich in einer starken Seelennot befindet. Sie schrieb an mich nur ein paar Worte, aber der Vater sagte: Das ist ein Notruf. Er kennt seine Kinder am besten. Und da hat mich der Joseph hergefahren."

„Der Joseph," wiederholte der Hein, und war mit seinen Gedanken nicht bei dem Wort. „Die Sibylle hat geschrieben? Und du kommst zu mir?"

„Weil sie dich am meisten liebt, und weil sie nach dir fragte."

Er stand auf und ging ans Fenster. „Barthel," sagte er, „wenn du wüßtest, was du mir mit deinen Worten antust. Sie ist die Frau eines anderen Mannes, und du kommst und sagst mir: Sie liebt dich am meisten. Nein, nein, nein, Barthel, ganz so ist es nicht. Ich liebe s i e am meisten — ich sie. Aber was tut das zur Sache."

„Ja, Hein," erwiderte Barthel, und folgte ihm an das Fenster, „darauf weiß ich dir keine andere Antwort, als daß der, der am meisten zu lieben glaubt, auch der reichste ist. Was tut es dir, ob du von deinem Reichtum ein wenig abgibst, um einem anderen Menschen aus der Not zu helfen."

„Ruft mich — der andere Mensch?"

„Ja, er ruft dich. Und wenn es nur geschieht, um von dir ein Lebenszeichen zu erhalten. Das ist eine verschämte Sehnsucht, Hein, und dies Lebenszeichen ist für die Sibylle vielleicht ein hilfreicher Ast, an dem sie sich wieder eine Zeitlang über Wasser hält."

Der Hein wandte sich um und blickte dem Sprecher gerade in die Augen. „Du bist ihr leiblicher Bruder,

Barthel. Glaubst du, daß es so um deine Schwester steht? Ist das dein innerstes und wahrhaftiges Gefühl?"

„Ich meine," sagte der andere, „der Bruder weiß darauf weniger zu antworten als der Liebende und Geliebte."

„Barthel! Sprich das nicht aus! Sprich das letzte nicht aus. Die Sibylle ist zu stolz und kennt ihre Pflicht als Frau."

„Wenn sie die nicht kennte, Hein, wäre sie längst heimgekehrt. Aber es ist zweierlei um das Leben der Seele und um das Leben der Pflicht."

„Ja," sagte der Hein, „es ist zweierlei. Sonst dürfte ich nicht Tag und Nacht an sie denken."

„Du denkst an sie. Und glaubst du wirklich, daß es um Sibylle anders steht? Du kennst sie von Kind an."

„Wenn ich es glauben dürfte," entgegnete der Hein langsam, „so wäre das ein wunderherrlicher Gedanke — ein Gedanke, der mir das Leben erleichtern und verschönen würde. Aber das Glück ist es nicht. Sie ist die Frau eines anderen."

Der Barthel legte ihm die Hände auf die Schultern. „Hein," sagte er, „es war ein Tag, an dem du der Frau eines anderen zur Flucht verhalfst, zur Flucht von Mann und Kind. Und es war dir, als ob du eine heilige Tat vollbracht hättest. Und das hattest du auch, bleibe nur ganz ruhig. Wenn ich es erwähne, so tue ich es nur, um dir zu zeigen, daß eine Ehe nicht immer unangreifbar ist, und daß es zuweilen sittlicher und ritterlicher ist, einzugreifen als daran vorüberzugehen."

„Barthel," stieß der Hein hervor, „ist das — bei Sibylle — der Fall? Ich habe Blut in den Adern, Barthel, und reiß' mich nur zusammen."

„Ich weiß es nicht, Hein. Aber ich vermute es. Denn

Sibylle schreibt. Und Sibylle ist stolz. Und doch klingt es wie ein Notruf. Nach dir."

Noch immer blickte der Hein dem Barthel gerade ins Gesicht. Aber seine Gestalt streckte sich, und in seine Augen trat ein heißes Leuchten.

„Ich liebe sie," sagte er, „und da ich sie mehr liebe als mich, müßte ich ihr helfen, und wenn es gegen meine Anschauungen ginge. Sag mir, wo Sibylle sich aufhält, und ich werde auf der Stelle gehen und um Urlaub nachsuchen."

„Sibylle ist in Frankfurt."

„Hier —? Barthel, sie ist — hier in der Stadt?"

„Ich vermute es. Denn sie schrieb, daß sie bis gestern oder heute noch hier sein würde."

Der Hein griff nach der Mütze.

„Barthel," sagte er, „Barthel, wenn du mir gleich bei deinem Eintritt als erstes Wort gesagt hättest: Sibylle ist hier, so hätten wir uns diese ganze Unterredung sparen können. Ich habe ja nur Unsinn geredet. Nur Unsinn. Komm!"

Die Feldmütze im Nacken, den Säbel unterm Arm, stieg er vor dem Gast die Treppe hinunter. Barthel rief ihm die Wohnung zu. Er nickte nur und schlug festen Schrittes die Richtung ein. Kein Wort sprachen sie unterwegs, aber sie empfanden beide die freudige Stimmung, die mit ihnen unterwegs war. Und so kamen sie vor den Gasthof.

„Ich muß sie allein sprechen, Barthel. Du wirst das verstehen."

„Ich verstehe dich. Und ich werde hinaufgehen und es ihr sagen."

„Laß mich nicht zu lange warten. Ich bleibe unten in der Gaststube.“

Dann ging Barthel hinauf und ließ sich von einem Mädchen das Zimmer weisen. Er klopfte und trat ein.

Sibylle saß im Dämmerlicht am Fenster und blickte auf den Hof hinaus. Ihr Koffer stand gepackt in der Ecke, und es war, als ob sich die träumende Frau von dem kalten Gasthofzimmerchen noch nicht trennen könnte. „Wer ist da?“ fragte sie.

„Dein Bruder Barthel, Sibylle.“

Da flog sie von ihrem Fensterplatz auf und dem Mann entgegen, und umschlang ihn mit beiden Armen. „Barthel, Barthel, alter, guter Barthel.“

„Wie du dich freuen kannst, Sibylle. Der Vater schickt mich, und ich wäre auch von selbst gekommen.“

„Barthel, Barthel — alter, guter Barthel — —“

„Wie geht es dir? Du siehst nicht fröhlich aus, trotz deiner Freude. Und das Gesichtchen ist noch schmaler geworden.“

„Gefall' ich dir nicht mehr, Barthel? Ach, du, mir will auch so manches an mir nicht mehr gefallen.“

„Nein, Kind, ich spreche nicht von deiner Schönheit, und du sprichst wohl auch nicht davon. Aber wir wollen uns setzen und uns freuen, daß wir uns endlich wieder einmal bei den Händen halten. Es ist kalt hier auf deinem Zimmer, und du bist allein?“

„Kalt? Findest du? Ich habe es kaum bemerkt — ja, und allein bin ich auch.“

„Darf ich fragen, wo dein Mann sich befindet, Sibylle? Ich dachte, die Truppe spielte hier?“

Sie streichelte seine Hände und seinen Rock. „Barthel,

Barthel, daß du hier vor mir sitzest. Was fragtest du, Barthel? Wo mein Mann wäre und die Schauspielgesellschaft? Unser Repertoire wurde nicht mehr beliebt, und die Leute verstanden plötzlich kein Französisch mehr in den Rheinlanden. Hier in Frankfurt ging's drüber und drunter. Unser Protektor, der Fürst-Primas, wurde für abgesetzt erklärt, und die Menschen sahen sich lieber das Welttheater an als das Komödienhaus. Da löste sich die hungernde Truppe auf und verstreute sich in alle Winde."

„Und dein Mann, Sibylle?"

„Der Chevalier? Der Direktor? Er ist nach Paris geeilt, an das er glaubt."

„Und du bist nicht mit ihm?"

Sie schloß die Augen und saß ganz still. „Ich glaube nicht mehr an Paris. Ich glaube schon seit so vielen Jahren nicht mehr daran."

„Heimweh, Sibylle?"

„Ja, Barthel. Heimweh und noch mehr — noch viel mehr als Heimweh."

„Sibylle," sagte der Barthel und beugte sich vor, „du hast in deinem Briefe nach dem Hein gefragt. Er ist hier."

Sie nickte. „Ich habe ihn gesehen. Gestern sah ich ihn auf der Straße vorüberreiten. Und deshalb sitze ich noch hier und kann mich so schlecht trennen, obwohl ich längst auf der Reise sein sollte."

„Er ist hier im Hause, Sibylle, und will mit dir sprechen. Soll ich ihn jetzt rufen?"

„Wer ist hier im Hause? Der Hein? Nein, nein — warte! Ich habe schon einmal eine so schlechte Rolle vor ihm gespielt — damals, bei dir in Köln. Das darf nicht noch einmal sein. Das ertragen wir alle beide nicht mit

unserem Stolz. Nein, warte, Barthel. Ich will mich erst sammeln, damit ich ihm ein fröhlicheres Gesicht zeigen kann als damals in Köln bei dir. Erzähle mir irgend etwas. Erzähle mir von deinem Kind und deiner Frau. Warte einmal — deine Frau. . . . Ich habe sie doch wiedergesehen? Ja, Barthel, wie ist denn das? Ich habe sie doch gesehen? In Paris? Und der junge General, den ich bei euch traf, führte sie in eine Loge? Ja — wart ihr denn in Paris?"

Der Barthel saß blaß und atmete kaum. „Wann war das, Sibylle?" fragte er mühsam.

„Ja — wann? Laß mich nachdenken. . . . Anderthalb Jahre werden es sein. Richtig. Wir spielten in Paris eine Heldenverehrung, einen dramatischen Gruß für des Kaisers neue Heerfahrt nach Rußland. Da war es. Und ich blickte zufällig von der Bühne auf und sah den General in der Loge und seinen Bruder, einen hohen Beamten, und zwischen ihnen — ich kam nicht davon los und dachte nur immer: Ist das nicht die Frau Josepha, deines Bruders Frau aus Köln?"

„Sibylle — —"

Sie erschrak, als sie ihn ansah. „Was ist dir, Barthel? Wußtest du es nicht? Barthel — ja, Barthel, ich werde mich getäuscht haben, ich —"

„Nein, nein, Sibylle," sagte er und zwang sich zusammen. „Sie war es, und es tut auch nicht mehr weh. Nur, daß ich plötzlich an sie erinnert wurde — daß, daß — ich das hatte vergessen können — daß sie mich und das Kind verlassen hatte und — irgendwo — lebt, und ich bin gar nicht frei, und alles, was schön war im letzten Jahr, darf so schön nicht mehr wiederkommen."

„Was war schön, Barthel? —“ fragte sie weich.

„Ach, Schwester, der Johannes ist gestorben, und ich schrieb es dir. Und der Vater hat des Johannes Frau zu uns gerufen, und wir beide, sie und ich, die wir beide nicht glücklich waren, haben in den stillen Abendstunden auf der Burg einander geholfen, das Leben wieder ein wenig schön zu finden. Das war es, Sibylle, und das kleine Brigittchen blühte unter ihrer Pflege auf, und ich weltfremder Mensch spürte auch, daß ich noch jung sei, und wurde ein anderer, und zog sogar mit dem Landsturm aus. Weshalb denn nur? Weshalb denn nur? Wenn es der Josepha gefällt, kann sie morgen zurückkehren und das Kind mit sich nehmen, wenn ich — sie abweisen wollte.“

Sibylle erhob sich. „Barthel,“ sagte sie, „mir will jetzt plötzlich scheinen, als ob der Hein nötiger mit dir spräche als mit mir. Vergiß das nicht, wenn du mit ihm allein bist. Und jetzt ruf ihn mir herauf.“

„Kind,“ bat der Barthel, und eine große Verlegenheit kam über ihn, „du mußt mein Ungeschick entschuldigen. Meine Angelegenheiten haben hier nichts zu tun, und ich bin nur deinetwegen hier, ganz allein deinetwegen. Beschäme mich nicht vor dem Hein und sag ihm nichts. Ja, Kind, und nun will ich gehen und dir den Hein rufen.“

Da legte sie ihm die Hände um das gute Gesicht und küßte ihn auf den Mund. „Adieu, Barthel. . . . Und hab Dank, du. . . .“

Dann stand sie und horchte, wie sein Schritt sich entfernte, und horchte, wie ihr Herz schneller schlug und wie ein anderer Schritt über die Treppe kam und vor ihrem Zimmer hielt. „Herein!“ rief sie und wußte nicht, ob es

angepocht hatte. Und stand mitten im Zimmer und sah dem Hein entgegen.

Er trat ein, schloß die Tür hinter sich und legte die Feldmütze auf einen Stuhl. „Guten Abend, Sibylle."

„Guten Abend, Hein."

Er trat näher und streckte ihr die Hand hin, und sie legte ihre schmale Hand fest hinein.

„Es ist so dunkel hier, Sibylle, daß ich nur deine Umrisse gegen das Fenster sehe. Damit möchte ich mich nicht gern begnügen."

„Hein," sagte sie, „ist es nicht besser so? In Köln sahst du mich im hellen Lichterglanz nicht mehr. Und tatest vielleicht recht."

„Ich tat sehr unrecht, Sibylle. Das erkannte ich schon am anderen Tage. Aber da warst du schon fort, und ich konnte es dir nicht mehr sagen. Wenn ich heute darauf zurückkomme, Sibylle, so geschieht es nur, daß du nicht glauben sollst, ich wollte dich nachträglich noch zu Erklärungen drängen. Das Leben gebietet oft dieses und jenes, was so natürlich und zwingend ist und nur dem Fernstehenden ungeheuerlich erscheinen will."

„Bist du gekommen, um mir das zu sagen, Hein, so ist es gut von dir."

„Ich bin gekommen, um dir zu sagen, daß ich dich liebhabe. Da fällt Güte und Edelmut fort, und alle großtönenden Dinge werden so selbstverständlich und einfach. Soll ich jetzt Licht machen, Sibylle?"

Sie schwieg, und er hörte sie rascher atmen. Da fragte er noch einmal, und sie antwortete ihm. „Bleiben wir nicht besser — im Dunkeln?"

„Ich meine, Sibylle, das, was wir uns zu sagen haben,

braucht das Licht nicht zu scheuen. Wir sind keine Diebe in der Nacht. Wir sind — die Sibylle und der Hein."

„Die Sibylle und der Hein ..." wiederholte sie und ging selbst und legte die Läden vor das Fenster und zündete die Lampe an. Da fiel das Licht auf ihre Gestalt und ihre Züge, und des Heins Stirn zog sich zusammen, als er sie schlanker noch und abgemagerter vor sich sah in dem dünnen und billigen Gewand, das schmucklos an ihr niederfiel. Und er blickte auf, und blickte in das feine, schmale Mädchengesicht, das unter der Last der braunen Haarkrone noch schmaler erschien, und blickte in die großen Augen, die ihm ruhig entgegensahen.

„Ich habe es gewußt, Hein, daß du ein wenig erschrecken würdest." Und da er noch immer stand und sie anstarrte, flog ein Zittern über sie hin, und ihre Brust hob sich, als wollte sie dem Zittern mit Macht Einhalt tun. „Ich kann — das Licht — wohl wieder auslöschen?" fragte sie mit einem Lächeln, das scherzen sollte und dem Manne weh tat.

„Mädchen," sagte er dumpf und ging mit schwerem Schritt auf sie zu und preßte sie in seine Arme, daß sie sich nicht wehren konnte. „Mädchen, du weißt ja gar nicht, wie schön und wie rührend du bist."

„Ich will dich aber nicht rühren, Hein," stieß sie atemlos hervor.

„Ruhig, du. Spürst du, wo du bist? Also bleib ganz ruhig."

Sie bog den Kopf zurück und sah ihm in die Augen. Und er ihr. Ihr Herzschlag drang ihnen bis in die Ohren, und sie preßten die Lippen zusammen, um ihn zu beschwichtigen. Dann sah er, wie ein Schleier ihren Blick überzog

und ein Zucken um ihren Mund ging, wie es schon bei dem Kind gewesen war, wenn es sich gegen das Weinen sträubte. „Tu ich dir weh, Sibylle?"

„Nein, nein — wie kannst du mir weh tun."

„Wir haben uns noch gar nicht begrüßt, Sibylle. So fremd sind wir uns doch nicht. Guten Abend, liebe, liebe Sibylle. ..." Und er küßte sie leise auf den Mund.

„Mein Gott," sagte sie und schloß die Augen, „darauf warte ich nun seit Jahren. ..."

Er streichelte behutsam ihr Haar. „Setz dich, Sibylle. Und ich setz' mich zu dir. Und nun wollen wir reden."

Sie saß auf dem kleinen, verblichenen Kanapee, und er saß auf einem Stuhl neben ihr. „Weshalb reden, Hein? Wir wollen dies Beisammensein still auskosten. Wann kommt uns wieder einmal eine so freundliche Stunde?"

„Darüber, Sibylle, wollen wir gerade sprechen. Wir beide sind ja beieinander, um darüber zu bestimmen."

„Wie du dich verändert hast, Hein. — Nein, nicht verändert, aber fortgeschritten bist du, so schnell und so sicher."

„Ich mußte dich doch wieder einholen, Sibylle. Jetzt lächelst du, und ich sehe das kleine Mädchen wieder vor mir, mit dem ich in den Weinbergen herumlief und das ich später zu den Nönnchen fuhr und das ich noch später —"

„... küßte," sagte sie. „Ja, das taten wir. Im Wald und am Rhein und im Siebengebirge und — ja — und an dem alten Rheinbreitbacher Bergwerk, aus dem du mir die Erze heraufholtest und die bunten Malachite. Es hat keine Zeit mehr gegeben, die so schön war."

„Wir stehen ja auch erst am Anfang, Sibylle," erwiderte er ruhig.

„Am — Anfang? Ich verstehe dich nicht, Hein. Du meinst doch nicht —“ und sie starrte ihn an. ... „Nein, nein, Hein, ich kann ihm doch nicht davonlaufen, wie Barthels Frau ihrem Mann davongelaufen ist? Du, du — sprich doch. Das ertrügen wir ja beide nicht.“

Der Hein schüttelte den Kopf. „Daran denke ich nicht, Sibylle. Aber er muß dich freigeben. Ihr lebt in einer Zivilehe, und die kann geschieden werden.“

„Er wird mich nicht freigeben. Er wartet in Paris auf mich.“

„Wie kam es denn, daß er dich zurückließ? Ein Mann läßt doch seine Frau nicht in einer fremden Stadt, in die der Feind einrückt.“

„Ich habe mich krank gemacht,“ gestand sie ein. „Ich war ja krank, krank vor Heimweh, und wollte Barthels Antwort haben und wissen, wo du warst. Denn daß du bei der preußischen Armee warst, hatte ich ja aus Barthels Briefen gelesen. Und ich will ganz offen sein und dir bekennen, daß ich dich wiedersehen wollte. Deshalb — deshalb reiste ich nicht mit, und der Chevalier hatte Sorge um neuen Verdienst und konnte nicht länger warten, weil er an neue Kaisertage dachte, an neuen Glanz, den der Kaiser in Paris jetzt mehr als früher brauchen werde. Und ich versprach, sobald es mir möglich wäre, nachzukommen.“

„Behandelt er dich gut?“ fragte der Hein und sah an ihr vorüber. Und als sie nicht gleich antwortete, fragte er noch einmal: „Behandelt er dich gut?“

„Wir wollen nicht davon sprechen, Hein.“

„Doch,“ sagte er, und nun sah er sie fest an, „wir müssen davon sprechen. Zwischen uns darf nichts sein, was der

andere zu berühren fürchtet. Du hast mir damals in Köln gesagt, daß du Bedingungen gestellt hättest, als du seinen Namen annahmst. Hat er — versucht — diese Bedingungen — zu — verletzen?"

„Nein, Hein. Denn dann würde ich dir so nicht gegenübersitzen. Ich bin deine alte Sibylle."

Und mit einem Male kam eine so große Erregung über ihn, daß er ihr nachgeben mußte und die Hände um die Stuhllehne krampfte. Schneeweiß wurde er im Gesicht, und seine Stirn war ganz feucht geworden.

„Hein — Hein — mein alter, dummer Hein." Und da er nicht antworten konnte, fuhr sie fort, erregt und lachend: „Ich glaube wahrhaftig, wenn ich Ja gesagt hätte, du hättest deinen Schmerz hinuntergewürgt, und nun, da ich Nein sage, wirft es dich nachträglich zusammen. Verteidige dich nicht. Ich kenne doch meinen alten Hein und seine standhafte Seele. In diese klare, vornehme Knabenseele war ich ja schon in der Kinderzeit verliebt — wie ich in den Vater verliebt war. Ach du großer, lieber, dummer Junge, daß du es nur weißt, und wenn ich dir dabei ins Gesicht weine — ich gebe nichts von mir her, nichts, nichts, nichts, wenn es nicht für dich ist."

Da beugte er sich vor und griff auf dem Tisch nach ihren Händen und legte sein Gesicht hinein.

„Bist du jetzt wieder mit mir zufrieden, Hein? —"

Er preßte seine Augen ganz fest in ihre kühlen Handflächen. Und die furchtbare Erregung verlief sich. ... Und die Sibylle fuhr fort und sagte, während sie ihre Wange auf sein Haar legte: „Immer, wenn ich daran dachte, wir würden uns wiedersehen, malte ich es mir aus, daß wir uns wie ein Heimatsgruß sein würden. Und

es ist auch so geworden. Nur daß ich jetzt weiß, daß meine Gedanken immer nur ein einziges in der Heimat suchten — dich, Hein, dich. Ich muß wohl all die Jahre mit dir gelebt haben, denn ich spüre gar keine Scham, es dir zu sagen, so eins fühle ich mich mit dir. Es war nicht immer leicht, Hein, an dich zu denken und dich nicht ganz nahe zu haben. Ganz — nahe. Verstehst du das, oder muß ich dir das auch noch erklären? Siehst du, Hein, ich bin doch auch nicht aus Holz und Stein und bin es nie gewesen. Und in mir drängte oft das Blut, daß mir ganz heiß wurde und ich nicht aus noch ein wußte. Die Jugend in mir drängte und verlangte, und ich war allein, und die Sehnsucht rieb mich fast auf. Das ist nichts Häßliches, Hein. Das ist nur etwas so Verzweiflungsvolles, die ganze Kraft und den ganzen Reichtum in sich zu fühlen und nichts, nichts davon geben und austauschen zu können, um noch stärker und reicher zu werden. Und es kommen Menschen, immer wieder, immer wieder, die dich schön und begehrenswert finden, und es dir sagen und um dich werben, und du verstopfst dir die Ohren und jagst die Sinne auseinander, die in dir schreien, und wirst matter und auch nicht — jünger. Hein, du warst nicht draußen und nicht so ganz auf dich allein angewiesen, daß du heute meinen Stolz und meine Frauenseligkeit verstehen könntest: ich komme nicht verarmt, ich komme mit vollen Händen und hab' dir so viel zu bringen wie du mir."

„Mädchen, Mädchen, ich versteh' dich ja."

„Und nun quäl' ich mich nie mehr und lass' keine Qual von draußen mehr an mich heran."

Er hob den Kopf und lauschte. „Keine Qual von draußen? Du wolltest vorhin nicht davon sprechen, als

ich dich fragte: Behandelt er dich gut? Jetzt darfst du mir nicht mehr ausweichen. Behandelte er dich nicht gut?"

„Er ist alt geworden," sagte sie, „alt und wunderlich, und das Komödiantenleben ist nicht spurlos an ihm vorübergegangen. Da haben sich seine Begriffe von Ritterlichkeit ein wenig verwirrt, und es freut ihn heute, wenn hochstehende Personen hinter die Kulissen kommen und mir den Hof machen. Es freut ihn so sehr, daß er mir Vorwürfe macht, ich behandelte die wohlwollenden Freunde des Theaters nicht artig genug, und die Bühne sei kein Nonnenkloster. Und als ich ihn ersuchte — und es war hier in Frankfurt zuletzt — die Herren, die Freunde des Theaters sein könnten, ohne diese Freundschaft auf meine Person zu übertragen, nicht mit in meine Wohnräume zu bringen, geriet er außer sich und warf mir vor, daß ich sein Theater schädige und die Einnahme ruiniere mit meiner kindischen deutschen Empfindsamkeit, der er längst den Garaus hätte machen sollen."

„Es ist gut," sagte der Hein, „das wollte ich hören."

„Das — wolltest du hören?"

„Wenn es noch etwas hätte geben können, um mein Gewissen zu beruhigen — jetzt ist es beruhigt." Er erhob sich und stand vor ihr. „Sibylle, ich würde dich auch ohne das mit diesen Händen hier festgehalten haben, würde keinen Schritt breit mehr von dir gegangen sein, würde über Recht und Unrecht hinaus meine und deine Liebe zu Hilfe gerufen haben — aber um des Vaters willen und der Burg willen, die wir so bald nicht hätten wiedersehen können, ist es mir lieb, daß wir vor aller Welt das Rechte tun."

„O du mein Hein, wie leicht stellt sich in deinem lieben

Knabenkopf das Rechte dar. Gut, nenn du zuerst den Weg."

„Der Weg liegt vor uns. Du verlässest deinen Mann und euer Leben, und ich bringe dich heim."

„Wie willst du mich jetzt heimbringen, Hein? Der Chevalier ist in Paris, und ihr steht vor dem Ausmarsch."

„Ihr habt keinen festen Wohnsitz. Ich kann die Klage bei dem nächsten französischen Gerichtshof anbringen lassen."

„Nein, Hein, nein. Der Chevalier würde sich sträuben und den Termin weit hinausziehen. Das läßt sich nur Auge in Auge verhandeln. Und wenn es selbst ginge, wie du es meinst — du kannst mich jetzt nicht heimbringen, ihr steht vor dem Ausmarsch."

Der Hein sah finster vor sich hin. „Ich — würde dann eben nicht mehr vor dem Ausmarsch stehen."

Überrascht blickte sie auf. „Du nicht? Wie soll ich das verstehen?"

„Ich habe für Deutschland redlich gekämpft und bin zweimal schwer verwundet worden. Das letzte Mal bei der Verfolgung des Feindes. Es wird nicht schwer halten, daß ich mich zum Landsturm überschreiben lasse. Dem Landsturm aber ist der Schutz der heimischen Scholle im eigenen Gau anvertraut. So bringe ich dich heim und bin bei dir."

Sie hatte sich erhoben und war dicht vor ihn getreten. „So bringst du mich nicht heim. Nein, so nicht."

„Was ist dir, Sibylle?"

„Mir ist, als könntest du mich nicht ansehen, Hein. Mir ist, als würdest du mich niemals so ganz frei und fröhlich ansehen können, wenn ich jetzt so klein wäre, dein

Herz auszunutzen und dich von deiner Aufgabe abzuziehen. Ach, Hein, und wir beide wollen ja in die Freiheit und Fröhlichkeit hinein und nicht in die Scham und in die Heimlichkeit."

„Unsere Liebe — wird uns das alles nicht empfinden lassen, Sibylle."

„Unsere Liebe nicht. Wenn wir allein beieinander sind und uns umschlungen halten, o dann werden wir gewiß alles vergessen. Aber wir werden nicht in jeder Stunde beieinander sein, und der Mann braucht noch anderes zum Leben als Frauenliebe. Glaubst du, es würde dich nicht treffen und niederdrücken, wenn du mit Kameraden beisammen bist, und sie erzählen von ihrem Einmarsch in Frankreich, von ihrem Einmarsch, für den alles, was bisher geschehen ist, nur die Einleitung und Vorbereitung gewesen ist, und du sitzest stumm dabei und schlägst die Blicke nieder, weil du beim Besten und Größten nicht mehr dabeisein konntest? Deshalb nicht dabeisein konntest, weil du, als es um den Wiederaufbau Deutschlands ging, ein Schwalbennestlein bauen mußtest? Haben denn die Kameraden, die weitermarschieren, nicht auch Frauen und Geliebte daheim und Sehnsucht hüben und drüben? Nein, Hein, ich will das Schwälblein nicht sein, das dich ins Nest lockt."

Und er empfand, daß alles, was sie sagte, seine eigenen Empfindungen waren, und konnte doch von ihr nicht los.

„Ich muß dich doch wohl mehr lieben als du mich," sagte er finster, „sonst würdest du an nichts anderes denken als an die Heimkehr mit mir, und jeden Tag, den wir gewinnen, segnen."

„Nein, Hein," entgegnete sie, „ich liebe dich mehr,

denn ich denke nicht mehr an mich und nur noch an dich. Hein, weißt du noch, wie wir einst von der alten Lilithsage sprachen und von einem großen Menschengeschlecht? Da träumte ich davon, wie ein Falkenweibchen hoch in die Luft zu schießen und dem Mann, der mich haben wollte, immer höher, immer höher den Weg hinauf zu weisen, Ringe und Kreise über ihn zu ziehen, bis er mich erreichte — um dann nochmals, und mit letzter Kraft, noch höher zu stoßen, damit er immer wieder folge und durch mich nicht niedergehalten würde. Hein, das ist die Aufgabe der Frau, die Aufgabe, die so viel Kraft erfordert wie Liebe und der Frau ihre bedeutsame Stellung im eigenen Leben und im Leben des Mannes anweist. Die Liebe soll nicht in das Gefängnis der Ehe, sie soll in die Freiheit der Ehe hinein, die uns als seligsten Rausch empfinden läßt, was erst zwei Menschen, die eins wurden, zusammen vollbringen können. Und nun frage dich: wer würde ich später in deinen Augen sein, wenn ich dich jetzt zurückhielte? Deine liebe, kleine Sibylle. Es gibt so viele davon. Aber sie sind mir nicht gut genug für dich."

„Mädchen, Mädchen, mir auch nicht! Mir bist du nur gut genug!"

„Also muß ich sein, wie ich bin!"

„Und wohin mit dir? Ganz frei kann ich dich doch nicht geben!"

„Ich will es dir morgen sagen."

„Wie komme ich nur über die Stunden bis morgen hinweg? Weißt du nicht auch dafür ein Sprüchlein?"

„Komm her," sagte sie, „ich will dir helfen — —"

Und sie hob die Arme.

Auf festen Füßen stand er und hielt sie. Und er küßte

sie inbrünstig und lange. Und sie küßte ihn wieder mit ihrer ganzen Seele.

„Ohne dich, Sibylle, war mein ganzes Leben nur ein Warten auf diese Stunde."

„Und das meine ohne dich war nur ein Suchen nach dir."

„Und kannten uns doch so lange und waren täglich einander so nahe, daß wir nicht zu warten und zu suchen brauchten."

„Hein, wir wären Kinder geblieben und mußten wohl erst Menschen werden."

„Ja," sagte er, „das wird es sein. Erfahren lernen, was zu einem Menschenleben nötig ist. O du!"

„Gute Nacht, Hein."

„Muß ich schon gehen? Ich möchte dich nicht aus dem Arm lassen."

„Ich dich auch nicht — ich dich auch nicht — und deshalb schicke ich dich fort."

Aber sie hielt ihn nur um so fester und suchte seinen Mund und konnte sich nicht trennen.

„Gute Nacht, Hein — gute Nacht, Hein. . . ."

„Gute Nacht, Sibylle."

„Geh nun — geh nun — es ist besser für uns beide. Herr Gott, und es ist doch so schwer —."

Da griff er die Feldmütze vom Stuhl auf und zog sie sich in die Stirn und packte den Säbel mit der Linken, und mit der Rechten umfaßte er sein Mädchen. „Auf Wiedersehen, Falkenweibchen," und lachte sie an und winkte noch einmal in der Tür.

Aus der Gaststube rief er den Barthel heraus, der über seinem Glas Wein in Gedanken versunken saß. „Komm, Alter, alles wird gut!"

„Ich freue mich mit dir," sagte der Barthel, und schritt an seiner Seite durch das lichterhellte Frankfurt. „Und für die Sibylle freue ich mich von Herzen. Frauen, die aufblühen sollen, wollen und müssen wissen, für wen. Es darf keine Ungewißheit für sie geben."

„Von wem sprichst du, Barthel?"

„Ach," meinte der Barthel, „weshalb von trüben Dingen reden, wo es dir so ganz anders ums Herz ist."

„Was ist das, Barthel? Du hast mir heute den Weg zu Sibylle gewiesen, und ich sollte nicht dankbar sein? Wo bliebe da die Kameradschaft, Landsturmmann?"

Der Barthel hing noch immer einem Gedanken nach. Aber Gang und Haltung waren stramm und soldatisch, wie die des Hein. Die Straßen waren belebt von Wagen, Reitern und Fußgängern. Staatsmänner und Generale eilten vorüber, Ordonnanzen und Stafetten sprengten über die Zeil und den Römerberg, Fürstlichkeiten fuhren noch in später Abendstunde zu Beratungen und Verhandlungen. Es war das rastlose Leben des Hauptquartiers vor neuen, entscheidenden Zügen auf dem Kriegsschachbrett. Napoleon dachte nicht daran, sich matt zu erklären.

„Ich möchte dich etwas fragen, Hein," sagte der Barthel im Weiterschreiten, „und ich möchte auch deine Hilfe in Anspruch nehmen."

„Zu beides," erwiderte fröhlich der Hein. Es war ihm zumute, als könnte er heut der ganzen Welt seinen Beistand leihen.

„Ich möchte aus dem Landsturm zur Linie übertreten. Ich habe mein Patent als Offizier. Würde es dir möglich sein, beim Feldmarschall ein Wort für mich einzulegen? Vielleicht, daß ich zu deinem Bataillon käme?"

Der Hein stand auf der Straße still. „Höre ich recht?“ fragte er. „Du — du willst mit nach Frankreich?“

„Ja, Hein. Ich habe keine Zeit zu verlieren. Und wenn ich fallen sollte, so falle ich, und die Ungewißheit ist auch vorüber.“

„Von welcher Ungewißheit sprichst du nur immer? Soeben zieltest du auf die Frauen im allgemeinen. Jetzt sprichst du von dir.“

„Ich muß wissen, wo meine Frau sich aufhält. Was sie treibt. Welche Pläne sie hat. Es ist da noch so manches.“

„Und deshalb willst du mit ins Feld?“

„Komm, Hein, wir wollen weitergehen. Es ist nicht so erstaunlich, daß wir darum den Bürgersteig sperren müßten. Ich habe die feste Zuversicht, daß unsere Heere in Paris einziehen werden und auf kürzestem Wege, denn Frankreich hat nicht mehr so viel Mannschaften, um uns lange zu hindern, und die Bevölkerung hat wohl auch den guten Willen nicht mehr, sich für den Kaiser bis aufs Blut aufzuopfern. Doch das wird die nächste Zeit lehren. Auf jeden Fall gelange ich früher ans Ziel, als wenn ich in beständiger Unruhe daheim das Ende des Feldzugs abwartete und dann in der Verwirrung und Umwälzung, die in Frankreich und in Paris herrschen wird, auf die Suche gehen wollte. Sprich nichts dagegen, Hein. Ich seh' es dir an, daß du dich selbst anbieten willst, die Nachforschungen für mich zu übernehmen. Aber das läßt sich nicht von einem anderen, und wäre es mir der Nächststehende, für mich erledigen. Da kann es auf einen Ton ankommen und auf eine Gebärde.“

„Barthel,“ sagte der Hein nach einer Weile, „ich spreche nichts dagegen. Und du hast recht: unsere Geschicke müssen

wir selber bestimmen. Wenn du willst, suche ich heute abend noch den Regimentskommandeur auf und lasse mich, wenn es not tut, durch ihn beim Feldmarschall melden."

„Ich danke dir, Hein. Dann will ich mich hier von dir verabschieden."

„Bleib in deinem Gasthof auf. Ich komme noch zu dir." —

In später Nacht suchte der Hein den Barthel in seinem Zimmer auf. „Es ist geglückt," rief er noch in der Tür, „und es hat wenig Umstände gemacht. Morgen früh um neun will dich der Kommandeur sehen und dich dem Feldmarschall vorstellen. ‚Tüchtige Leute können wir immer brauchen,' sagte er, ‚und im Feldzug ist guter Ersatz von Bedeutung.' Denn in wenigen Tagen werden wir sicher vorrücken, Barthel."

Der Barthel reichte ihm die Hand. „Ich danke dir nochmals, Hein. Also — auf erneute Kameradschaft. Wir haben ja schon so manches zusammen durchgefochten."

Der Joseph wurde gerufen. Helle Freude in den Augen, begrüßte er seinen jungen Herrn. „Der Hein — der Hein! Un sieht us wie't ewige Lewen."

Und der Hein freute sich nicht weniger, und schüttelte ihm derb die Hände und lachte ihn an. „Alter Kerl — alter Kerl!"

„Joseph," sagte der Barthel, „ich habe dir eine Neuigkeit mitzuteilen, die nicht in unserem Programm steht. Ich marschiere mit nach Frankreich."

Aber der Joseph war nicht verblüfft, er war nur begeistert. „Da donn ich met," schrie er, „ich donn met."

„Du wirst nach Hause fahren und alles genau melden."

„Wat? Ich allein no Hus. Ich well den Düvel donn.

Dat ich mech von ming Modder uslache loß, ich hätt de Kinder geschlabbert. Enee, wo de Jungs sind, do es och der Juseph."

Es half nichts, dem Manne Vorstellungen zu machen und ihm seine Jahre vorzuhalten. Er wurde nur hartköpfiger. „Ich sin ers fünfzig, un der Blücher is öwer de Siebenzig. Ich sin en Jüngeling un gehör noch lange nit unter et ahle Iser."

„Nein, unter das alte Eisen gehörst du sicher nicht," half ihm der Hein. „Aber gerade deshalb bist du zu Hause nötig."

„Ich donn et nit," beharrte der Joseph. „Dat wär der ahl Frau Wasser op der Müll för ihr Uzereie. Denn wo der Düvel selver nix usreechte kann, do scheck' e en ahl Wiew. Do klopp ich doch leewer de Franzuse, un dat klein Jusephche kritt Respek' vor singem Vatter."

Es blieb dabei, und sie beschlossen, den Querschädel als ihren Pferdeburschen einschreiben zu lassen. „Das Bataillon wird seine Freude haben," lachte der Hein, und er freute sich selber am meisten. Dann besprachen sie ihre Zusammenkunft für den nächsten Tag und verabschiedeten sich, um ein paar Stunden zu schlafen. —

Der Barthel war vom Regimentskommandeur freundlich empfangen worden, der ihm Erfüllung seiner Wünsche zusicherte und ihn gleich dem Feldmarschall melden ließ. Der Hein aber nahm die erste freie Stunde wahr und eilte zu dem Gasthaus Sibylles. Der Wirt kam und erklärte ihm, die Dame sei bereits abgereist, habe aber einen Brief für ihn hinterlassen. Er nahm ihn ruhig entgegen und ging seiner Wege.

„Was bedeutet das? Was bedeutet das?" murmelte

er vor sich hin. Und als er außer Sicht des Wirtes war, öffnete er den Umschlag und las auf offener Straße.

„Mein Hein! Das Falkenweibchen tut den ersten Stoß in die Luft. Mein Paß erlaubt mir, noch abzureisen. Ich gehe, um für uns zu kämpfen, wie Du für Deutschland kämpfst. Ich erwarte Dich in Paris. Aus der Ferne küsse ich Dich und rufe ich Dich. Komm! Deine Sibylle."

Er steckte den Brief in die Brusttasche. Seine Bestürzung war einer furchtlosen Ruhe gewichen. „Das Falkenweibchen tut den ersten Stoß," wiederholte er, und ein Leuchten ging über sein Gesicht. „Warte, ich überfliege dich und hole dich."

Um die Weihnachtszeit rückten die Heere an den Rhein. Barthel und Hein marschierten in derselben Kompanie, und der Joseph hielt sich bei ihnen. Der alte Blücher sprengte die Kolonnen entlang. „Kinder," rief er seinen Soldaten zu, „jetzt werden wir mal Französisch lernen!"

Und von den Hängen des Gebirges aus sahen sie den Rhein. — — —

XVI

In der Neujahrsnacht, in der der Alte von der Burg mit dem Landsturm nach Bonn marschiert war, setzte Blüchers „Schlesische Armee" bei Caub über den heiß umstrittenen vaterländischen Strom. Der Rhein führte Grundeis und treibende Schollen. Aber Blüchers feuriges Ungestüm trieb die Russen an, ihre Leinwandkähne in den Strom zu bringen und, die Pfalzinsel als Stützpunkt, die Brücke hinüber zu schlagen. Von dem Rheinstädtchen Lorch aus nahten im Dunkel der Nacht die Kähne der Rheinschiffer, die geheimnisvoll ihre Fahrten begannen und Abteilungen der Infanterie ans andere Ufer setzten.

Von der Tiefe der Stimmung erfaßt, standen Barthel und Hein im Nachen. Behutsam griffen die Ruder in die dunklen Wasser und trieben sie mit starkem Stoß hinter das Boot, das unhörbar hinüberglitt. Die Blicke der beiden Männer suchten in der Dunkelheit stromab, wo sie die Heimat wußten. Dann richteten sie sich geradeaus, dem aufdämmernden Ufer zu.

Feindesland. ... Nur noch für Stunden, für wenige Tage höchstens, und der Rhein war frei.

Die Vorhut war gelandet. Ein Atemzug der Spannung. Und mit Hurra warfen sich die ersten Truppen nach rechts und links auf die Uferstraße, überrumpelten die französi-

schen Vorposten und jagten die herbeieilenden französischen Abteilungen auseinander. Auf Flößen folgten die ersten Geschütze und ein paar Schwadronen, die sofort die Aufklärung übernahmen. Die Brücke riß und wurde mit Aufbietung aller Kräfte neu gekoppelt. Am Mittag sollte sie fertig sein. Aber es wurde Abend und wieder Morgen, bis die Masse des Korps hinüber konnte. Nur die Rheinschiffer hielten unermüdlich die Verbindung aufrecht, und die sehnigen Männer, die in der Kirche zu Caub einen Eid abgelegt hatten, brachten in heißer Arbeit mehr als viertausend hinüber.

Und vorwärts ging der Marsch, nach Frankreich hinein.

Hein und Barthel standen bei Blüchers Vorhut. Sie marschierten auf Brienne, und der Hein erzählte seinen Soldaten, daß in dieser Stadt Napoleon als junger Leutnant die Kriegswissenschaft studiert habe, und Blücher nun mit ihm „Examen" abhalten wolle. Der erste große Sieg in Feindesland wurde erfochten.

„Wir marschieren allein," sagte der Hein, als Blücher den Diplomaten entronnen war. „Der Schwarzenberg hält seine Österreicher zurück. Es können heiße Tage werden."

„Wenn wir nur marschieren," gab der Barthel zur Antwort.

Bis Vauchamps kamen sie mit der Vorhut. Sie glaubten den Kaiser im Anrücken gegen Schwarzenbergs Hauptarmee, und niemand wußte von den Niederlagen der von ihnen getrennt marschierenden Korps. Da griff der Kaiser ungestüm an, warf die Infanterie aus Vauchamps heraus und ließ sie durch seine Kavalleriemassen zusammenreiten. Blücher nahm die Zurückweichenden auf. Aber bevor er

zum Gegenstoß ausholen konnte, erfuhr er, daß seine Flanken entblößt seien. Es galt, den schützenden Wald von Etoges zu erreichen.

Die Bataillone bildeten Vierecke, die Reiterei, immer zum Wenden und Vorstürmen bereit, zwischen sich. Drei Stunden weit war der Weg zum Wald. Zwischen zwei Feuer genommen, unablässig von anstürmender Kavallerie angegriffen, mußten sich die Truppen rückwärts bewegen. Verzweifelt und von der Wut fast erstickt, überblickte der Führer die Niederlage, die ihm allen Lorbeer des Feldzuges rauben wollte. Mit Kartätschen feuerte die feindliche Artillerie in die Kolonnen hinein, neue Kavalleriemassen erschienen, und die Reiter, die sich ihnen entgegenwarfen, wurden auseinandergesprengt. Nun aber hatte Blücher sich wiedergefunden.

„Durch! Durch!"

Die Vierecke setzten sich in Bewegung. Ernst und gefaßt, den Tod vor Augen und in ihren Reihen. In einem der Vierecke marschierte der Barthel nicht weit vom Hein. Eine Kugel hatte ihm den Helm vom Kopf geworfen und ihm die Stirn blutig gerissen. Der Hein sah es und winkte ihm zu. Da schlug ihm eine Kugel den Säbel über dem Korb aus der Hand, und er bückte sich und nahm das Gewehr eines Gefallenen auf. „Nichts, nichts!" rief er dem Barthel zu, als unter erneutem Artilleriefeuer die Leute reihenweise zusammenbrachen und die Nachrückenden bleich und mit zitternden Schultern Fühlung mit dem neuen Nebenmann suchten.

„Nicht stehen bleiben! Nicht stehen bleiben! Marsch fortsetzen! Marsch!"

Und mit einem Male begann der große Barthel ein

Lied. Ruhig fortschreitend, das blutgefärbte Gesicht geradeaus gerichtet, sang er aus tiefster Brust.

„Vater, ich rufe dich!
Brüllend umwölkt mich der Dampf der Geschütze …"

Die alten Soldaten griffen es auf. Die Jungen sangen es nach. Die Trommler wirbelten die Schlegel, und die Musik setzte ein. Die Russen in den anderen Vierecken horchten auf — dann begannen auch sie ein Lied. Da schlugen die Pulse ruhiger, und die Farbe kehrte auf den Gesichtern zurück.

„Lenker der Schlachten, ich rufe dich!
Vater, du führe mich!"

Das ganze Korps sang und marschierte. Schon war der Wald in Sicht. Da sperrte eine unabsehbare Reitermasse die Straße. Zu einem einzigen Viereck zog Blücher die Bataillone zusammen. Im Galopp ließ er die beiden Geschütze, die er noch bei sich führte, vorgehen und mit Kartätschen Bresche schießen. „Salve!" schrien die Generale den Grenadieren zu. Die krachte aus nächster Nähe in den Feind, und die Offiziere voran, Blücher mit geschwungenem Säbel an der Spitze, werfen sich die Bataillone gegen die lebende Mauer, reißen sie nieder, schlagen sie mit Kolben ein, durchbrechen sie, werfen sie nach links und rechts auseinander — erreichen mit letzter Kraft den Wald, machen Front, nehmen die letzten Truppen auf und marschieren tiefaufatmend in das schützende Dunkel.

Weiter, weiter, bis Bergères.

Und wieder weiter, vor Tagesanbruch durch die Ebene von Chalons. Und in Chalons das Sammeln. — —

Im Lager von Chalons lagen der Barthel und der

Hein auf ihren Strohbündeln und starrten nach dem Sternenhimmel.

„Hast du Schmerzen?“ fragte der Hein.

„Ach was. Der kleine Aderlaß ist gut für das dicke Blut. Und du?“

„Ich habe arge Schmerzen, Barthel. Beinahe so arge wie der Feldmarschall.“

„Ist er denn verwundet? Ich habe nichts gesehen.“

„Die Wunde sitzt tiefer. Und sie heißt: von Paris zurückgeschlagen. So heißt auch die meine. Wieder von Paris entfernt.“

„Ja,“ sagte der Barthel und regte sich nicht, „die Wunde spür' ich auch. Aber der Feldmarschall und du — ihr erwartet in Paris die Heilung. Ich aber erfahre dort vielleicht nur, daß ich die Wunde für mein ganzes Leben behalten muß.“

Sie lagen eine Weile schweigsam. Und um sie her war die Unruhe und der Lärm des Lagers.

Und unter französischem Sternenhimmel, im Stroh des Lagers, von der Winterkälte angehaucht und vom Gerassel der Waffen oft übertönt, begann der Barthel von daheim zu erzählen, von dem Frieden der Burg, von Marias Walten auf der Burg, von seines Kindes Gedeihen und dem eigenen Wiedererwachen zur Lebensfreude. „Sie tut gar nichts Besonderes dazu, die Maria,“ erzählte er, „sie verrichtet alle Dinge still und geschäftig, aber das ist es, daß man spürt, sie tut das alles — nicht für sich. Sie tut das alles — für die anderen. Und zu den anderen zählte auch ich. Wann hätte ich das in Köln je empfunden. Das ist wie eine weiche Hand, die einem über die Stirn streicht. Und ich fühle die Hand Tag und Nacht. Und

weiß, ich kann sie nicht mehr missen. Denn ich habe sie lieb."

„Und — Maria?" fragte der Hein. „Hast du mit ihr gesprochen?"

„Ich bin ja noch verheiratet, Hein. Und wer sagt mir, daß ich es nicht bleiben muß."

„Sibylle ist auch verheiratet. Und ich — hörst du — ich sage es, daß sie es nicht bleiben wird. Aus dem gleichen Grund fragte ich, ob du mit Maria gesprochen hast. Junge, man sieht die Welt mit ganz anderen Augen an und glaubt an die Unsterblichkeit."

Der Barthel sann in den Sternenhimmel. „Man braucht wohl nicht immer alles in Worten zu sagen. Aber ich habe gesehen, wie sie mein Kind küßt. Und wenn ich am Abend bei ihr saß, und wir waren allein, spürte ich wohl auch, wie ihr Wesen sich entfaltete, und wir sprachen doch nicht viel und gewiß nichts, was nicht jeder hätte hören dürfen."

Und nach einer Weile fuhr er fort: „Ich bin kein Frauenkenner, nein, das nicht. Aber diese Frau kenn' ich, weil sie keine Rätsel hat und auch keine haben will. Und deshalb fühle ich mich als Mann so sicher ihr gegenüber und so dankbar zugleich. Denn meine Kunst, Rätsel zu lösen, ist nicht weit her, mein guter Hein, und jedes Kind kann mich betrügen."

„Weil du selber ein reiner Mensch bist, Barthel."

„Wir wollen nichts beschönigen. Weil ich in der Frau eine Heilige sehe, wie ich sie mir in meinen Bildern zurechtträume, und weil ich es nicht ertragen kann, daß sich meine Heilige in ein zänkisches Weib verwandelt. Es ist Schwäche, Hein, nur Schwäche — nicht Reinheit."

Der Hein dachte nach. „Die Frauen sind sich wohl so wenig gleich wie die Männer. Es gibt Frauen, die wie Mütter sind, und Frauen, die ihr Leben lang verwöhnte Kinder bleiben wollen. Und den einen Männern ist dies recht und den anderen jenes. Vielleicht — vielleicht ist das schönste die Gemeinsamkeit von Mutter und Kind, die Frau, die uns so liebt, daß sie je nach der Stunde beides zu sein vermag und — je nach dem Manne. Der Mann ist nicht nur seines Glückes Schmied, er bestimmt auch das Geschick seiner Frau, und sie das seine."

Todmüde von den Schlachttagen, auf fremder Erde und von Feinden umgeben, lagen die beiden Männer, blickten zum Sternenhimmel auf und ergingen sich in Betrachtungen über die Liebe und die Frauen. Patrouillen zogen vorüber. Pferde schnaubten und wieherten in der Winternacht. Hochbeladene Wagen rollten und rasselten durch die Gassen. Sie hörten nichts. Sie hörten nur sehnsüchtige Stimmen in der Ferne, und ihre eigenen waren auch darunter.

Dann kam ein Mann und suchte die Lagerstätten ab. Wo er hinkam, streute er nur ein paar Worte aus, und Gelächter lief hinter ihm her. Jetzt beugte er sich über die stillen Schwärmer, schüttelte den Kopf und meinte: „Mößiggang es aller Laster Anfang, der Tugend Undergangk un des Düvels Schlofbank. Un ich kann mech de Bein en de Liev laufe."

„Der Joseph!" riefen zwei Stimmen zugleich.

„Jawol, der Juseph. Ich renn als zwei Dag met de Troßknächt hinger euch her, äwwer wer denkt och, dat die Blücherschen esu laufe könne. Mr wore doch bereits halbwegs Paris? Do werd mer doch de Sach nit leid?"

„Joseph," sagte der Hein, „hast du was zu trinken? So einen richtigen Seelenwärmer, mein' ich."

Der Joseph bastelte seine Schnapsflasche heraus und sah zu, wie das Feuerwasser die Kehlen hinabrann. „Dat gläuv ich ömesöns," meinte er, und nickte ihnen aufmunternd zu, „en Schluck us der Pulle schmeck' besser als die schönste Franzusewichs. Un is vill bekömmlicher."

„Joseph, an dir ist ein Seelsorger verloren gegangen. Aber es ist doch gut, daß du wieder da bist."

„Wer der Schaden hät, dä bruch för der Spott nit zo sorge. Awwer jetz vernönftig. Ich han en Dudesangs usgestande, un ich sin heilfroh, dat mr lebendig widder beisamme sin. Dem Napoleon es doch verdammt nit zo traue, un warraftig, do hät der Här Barthel richtig singe Loch em Kopp."

„Es ist nicht so gefährlich, Joseph. Nur ein Streifschuß."

Aber der Joseph ließ sich nicht hindern, die Wunde kunstgerecht zu untersuchen. „Wat ene Gärtner es, dat es ene halve Dokter. Un Blome han esu e zart Levche, we nor ene Minsch han kann." Er holte Wasser und wusch die Wunde vorsichtig aus, machte mit einem sauberen Tuch einen Wickelverband und gebot Ruhe. „Ich schriewen et sons no Hus, Här Barthel."

Das half. Und der Branntwein hatte auch geholfen. Die Männer schlossen die Augen und schlummerten in ihre Träume hinüber. — —

Eine trübe Stimmung schlich durch das Blüchersche Heer. Der alte Zögerer Schwarzenberg hatte mit der Hauptarmee den Rückzug angetreten, als Napoleon seine Vortruppen zurückgeworfen hatte, und Blücher war von

ihm aufgefordert worden, zu ihm zu stoßen. Die Heere der Verbündeten, obschon doppelt so stark wie das des Kaisers, sollten zurück. Der geringste Soldat empfand die Schmach, und Blücher, bis zur Raserei gereizt, dachte an offene Rebellion, als der Kaiser von Rußland und der König von Preußen auf seine Seite traten und ihm erlaubten, aufs neue den Marsch auf Paris anzutreten.

Durch schneebedeckte Ebenen und sumpfiges Flußgelände marschierten der Barthel und der Hein. Ihre Leute liefen in zerlumpten Uniformen und waren schlecht genährt. Aber sie hatten eine Scharte auszuwetzen und gingen verbissen drauf los. Bei Soissons stieß Bülow mit seinen Preußen und Wintzingerode mit seinen Russen zum Blücherschen Heer. Einhundertzehntausend Mann waren beisammen und fünfhundert Kanonen. Napoleon aber hatte sich von Schwarzenberg abgewandt und war ihnen dicht auf den Fersen. Auf der Hochebene von Craonne erhielt er Fühlung mit den Russen Wintzingerodes und drängte sie in blutigem Ringen zurück. Aber der Sieg hatte ihn doppelt so viel Opfer gekostet als den Gegner, und er mußte am nächsten Tage wieder schlagen, um ihn nützen zu können. Bei Laon griff er Blücher so heftig an, daß der Tag unter Eroberungen und Wiedereinnahmen gewonnener und verlorener Positionen verstrich und die Nacht hereinbrach. Da sandte Blücher an York den Befehl, mit dem Korps Bülow gemeinsam zum Nachtangriff vorzugehen.

Totenstille herrschte. Der Sternenhimmel gab nur schwaches Licht. Aber durch die Nacht blinkten die französischen Lagerfeuer und wiesen den Weg. Und geräuschlos traten die Regimenter an.

Der Barthel und der Hein formierten ihre Züge. Flüsternd wiederholten sie ihren Leuten die Befehle: „Kein Wort sprechen. Keinen Lärm machen. Keinen Schuß abgeben. Die Waffe ist das Bajonett.“

„Marsch!“

Ohne gesehen und gehört zu werden, rückten die Sturmkolonnen bis vor das Dorf Athies, hinter dem sich das französische Lager erstreckte. Nun galt es! Und im Ansturm wurde das Dorf genommen, durchrast und unter wildem Trommelwirbel und Hörnergeschrei mit gellendem Hurra in die Biwaks hinein!

„Zu den Waffen! Zu den Waffen, Franzosen!“

An den Kochtöpfen wurden sie niedergestoßen, auf ihren Strohbündeln wurden sie mit den Kolben zermalmt. Was sich auf die Pferde warf, wurde heruntergerissen und unter die Füße getreten. Vor einem niedergebrochenen Zelt rang der Barthel mit einem französischen Oberst. Der Hein schlug links und rechts mit der Klinge drein, um dem Bruder zur Hilfe zu kommen. „Schon erledigt!“ schrie ihm der Barthel mit verzerrtem Gesicht entgegen, brachte seinen Hals aus den umklammernden Fäusten des Franzosen los, hob den Mann jäh empor und schleuderte ihn rücklings gegen die Pfosten des Zeltes.

„Du oder ich!“ stöhnte er und warf sich aufs neue in das Gewühl und in die Finsternis.

Der Hein lachte erregt hinter ihm her. „Drauf, Jungens!“ feuerte er seine Leute an. „Mit dem Bajonett auf die Kanoniere! Stopft den Kanonen das Maul!“ Und hinein ging's in die Batterie, und was nicht vor dem Bajonett fiel, wurde mit den Armen umklammert, und es war ein Ringen Brust gegen Brust zwischen den

Rädern und Lafetten, ein stöhnendes Aufbegehren, ein heiserer Aufschrei durch die dunkle Nacht, ein Krachen und Splittern — und sekundenlang Stille.

„Vorwärts, vorwärts!" schrie der Hein. „Wir haben sie! Hierher, Leute! In die nächste Batterie! Drauf!"

Ein furchtbares Chaos herrschte. Aber vorwärts ging's. Auf allen vieren oft. Zwischen den Leibern der Verwundeten und Toten hindurch. Der Tag von Etoges war gerächt.

Der Hein und der Barthel hatten sich im Dunkel der Nacht wiedergefunden. Sie brachten ihre Leute unter und warfen sich todmatt auf den Boden. „Gott sei Dank, daß wir noch beisammen sind."

„Ich habe nur an Sibylle gedacht," stieß der Hein hervor, „und daß sie in Paris wartet."

„Und ich," sagte schweratmend der Barthel, „sah plötzlich mein Brigittchen auf Marias Arm."

Dann sprachen sie nicht mehr. Mit gelösten Gliedern lagen sie, schlossen die Augen und rissen sie weit wieder auf, hoben die Arme und ließen sie schlaff wieder zurücksinken. Die Abspannung brachte keinen Schlaf. Das Blut wirbelte in den Adern und hämmerte in den Ohren.

Bei Tagesanbruch erhoben sie sich und reckten die müden Glieder. Aber als sie sich anblickten, war alle Müdigkeit vergessen. „Das war ein Sprung näher ans Ziel, Barthel."

„Ja, Hein, das war ein Sprung näher ans Ziel."

Ein Offizier eilte vorüber. Sie riefen ihn an. „Was wird? Geht's hinterher?"

„Der Feldmarschall ist schwer an den Augen erkrankt. Wir liegen still."

Der Hein knirschte mit den Zähnen. „Herrgott, weshalb jetzt? Weshalb der Aufschub? Wir haben ja noch Atem!"

„Beruhige dich," sagte Barthel. „Der Herrgott hat uns ja auch diese Nacht erleben lassen." —

Wenige Tage darauf standen die verbündeten Heere angesichts der Hauptstadt, die Napoleon mit Kurierpferden vergeblich zu erreichen getrachtet hatte.

„Wenn ich fallen sollte," begann der Hein —

„Du fällst nicht," sagte der Barthel.

„Ich wollte von Sibylle sprechen —"

„Du wirst mit ihr selber sprechen. Wir sind nicht nach Paris gekommen, um zu sterben, sondern um das Leben zu gewinnen."

Der Hein hörte ihn verwundert an. „Der Feldzug hat Wunder bei dir gewirkt, alter Barthel."

„Was Gott tut, das ist wohlgetan. Wenn er Deutschland errettet, weshalb sollte er mich übergehen?"

„Du hast recht," sagte der Hein ernst. „Und ich denke nicht anders von ihm."

Rings um sie her fuhren die Geschütze in ihre Stellungen ein. Die Kanonen des Montmartre wehrten ihnen die Straße. Aus allen Ortschaften feuerten die Franzosen auf die vordringenden Preußen und Russen. Dorf für Dorf mußte genommen werden — und Dorf für Dorf wurde genommen. Wütend über den letzten Widerstand drangen die Truppen vor und drängten die verzweifelnd Kämpfenden gegen die Barrieren der Stadt.

„Friede! Friede!"

Adjutanten sprengten heran und wehten mit den Tüchern.

„Friede! Waffenruhe!"

Aber die Truppen hatten den Sturm auf den Montmartre schon begonnen. Das Wort „Friede" in den Ohren, erklommen sie den Berg, erstürmten sie die Verschanzungen, jagten sie die Besatzung in alle Winde und richteten die drohenden Mäuler der schweren Geschütze in die Stadt hinein.

„Friede! Friede — Waffenruhe!"

Die Stürmer starrten in die Stadt hinein. Noch faßte ihr Hirn das Ungeheure nicht, das in den Worten lag. Sie starrten mit glühenden Augen in die Stadt, die sich zu ihren Füßen breitete, in die Stadt, aus der jahrzehntelang das Unheil in die Welt gezogen war, in die Stadt, die jetzt keinen Kaiser mehr anerkannte und ihre Schlüssel den Siegern schickte mit der Bitte um Gnade.

Da lag Paris — die Angel der Welt — aus den Angeln gehoben.

Und mit einem Male brach ein Schrei aus Tausenden von Kehlen, ein langanhaltender Schrei, der Jubel und Erlösung in eins war und in die Stadt eindrang und die Menschen erbeben machte.

„Friede — — —!"

Droben aber auf dem Montmartre lehnte der greise Blücher, von Augenschmerzen geplagt, an einem Geschützrohr und blickte durch sein Fernrohr ingrimmig auf die verhaßte Stadt.

Seine Soldaten bezogen Biwaks, wo sie standen und gingen. Die französischen Marschälle führten ihre Truppen aus der Hauptstadt heraus. Die Kaiserin war geflohen. Der vierjährige König von Rom war bei ihr.

Der große Barthel stand mit schwergefalteter Stirn.

Er sah nicht das gewaltige Bild, das sich entrollte, er horchte nur in sich hinein, und es war ihm schwer und beklommen zu Sinn. Stimmen schrieen in ihm gegeneinander an, und er hörte die eigene nicht mehr heraus.

Mit leuchtenden Augen kam der Hein die Straße vom Montmartre herab. Er hatte sich mit anderen Kameraden hinaufgestohlen, weil er einen Blick auf Paris werfen mußte. Dort wartete sie — dort wartete Sibylle. „Morgen — morgen," murmelte er. Und nun kehrte er zu seinem Bataillon zurück und suchte den Barthel auf und fand den sorgenerfüllten Mann.

„Morgen, Barthel, morgen!" rief er ihm aufmunternd zu und schüttelte ihm die Hände. „Mach ein anderes Gesicht! Morgen ziehen wir ein!"

„Solange wir kämpften," sagte der Barthel ernst, „trieb mich die Hoffnung, und nachher hatte mich wohl auch der Schlachtentaumel angesteckt, und ich schlug blindlings drauf los. Nun schreien die Leute: ‚Friede!' und ich — ich bin nun glücklich so weit vorgedrungen, daß der Kampf seinen Anfang nehmen kann."

„Mut, Alter, ich stehe neben dir."

„Ja, Hein, ich werde dich wohl auch zu Hilfe rufen müssen. Gegen Männer habe ich ja nun ganz leidlich zu kämpfen gelernt. Aber der Taktik der Frauen bin ich nun einmal nicht gewachsen. Die erste schöne Lüge oder die ersten Tränen setzen mich außer Gefecht. Und ich m u ß stark bleiben."

„Du wirst es auch. Denk an Maria."

„Ich werde," sagte der Barthel, „an die kleine Brigitte denken und nicht an mich. Das wird mehr helfen."

Arm in Arm schritten sie durch die Lagergassen. Eine

feierliche Freude lag auf allen Gesichtern. Überall ertönten Heimatlieder.

Als sie zu ihrer Kompanie zurückkehrten, mit dieser feierlichen Freude im Herzen, fanden sie Joseph vor, der ihnen entgegenwinkte. Dem schnauzbärtigen Menschen standen die Tränen in den Augen. Er rannte auf sie zu und preßte ihnen mit aller Kraft die Hände.

„Friede," stammelte er und brachte nichts anderes hervor.

„Bist du froh, Joseph, daß du zu deinem Rikchen kommst? Und zum kleinen Joseph und zur alten Barbara?"

„Ich sin bloß froh," stammelte der Mann, „dat ich zom Här sage kann: Här, do sin dinge Junges widder."

Er suchte in seinen Taschen. „Et sin Briefe do. Met der Feldpost soewe angekomme. Aha — hier!" Und er nestelte zwei Briefe hervor und übergab sie an Barthel und Hein. „Vom Vater!" sagte der Hein. „Von Maria," sagte der Barthel.

„Ich well jet zo drinke hole gonn," erklärte der Joseph. „Ich sin so drüch we Polver, un dat Schieße hät doch no emol opgehört. Leewer jet Nasses en et Liev als öm et Liev!" Und er schlug sich seitwärts zum Marketenderwagen.

Die beiden setzten sich an das Feuerchen, das sie aufgelockert hatten, und nahmen ihre Briefe vor. „Wir können sie uns vorlesen," meinte der Barthel. „Die Maria schreibt so wenig Geheimnisse wie der Vater."

Der Hein nickte und öffnete seinen Brief. Erst blickte er still auf die Schriftzüge, als böten sie zwischen den Zeilen einen besonderen Gruß, den er zuallernächst beantworten müßte. Dann las er.

„Mein lieber Sohn! Gott wird Euch lieben Kämpfer geschützt haben und uns allen ein frohes Wiedersehen vergönnen. Die Nachricht von der Schlacht bei Laon traf hier ein, und wir wissen Euch auf dem Marsch nach Paris. Vielleicht lest Ihr diese Zeilen schon am Lagerfeuer angesichts der feindlichen Hauptstadt. Dann mögt Ihr empfinden, daß ich bei Euch bin.

Nicht nur ich allein. Alle, die zur Burg gehören, begleiten Euch auf Schritt und Tritt, und wenn Ihr rastet, sind sie bei Euch im Lager und umgeben Euch mit ihrer Sorge. Ich glaubte Euch immer mit treuem Herzen zu lieben, aber seit Ihr fern seid und in Gefahren steht, seit dieser Zeit erst weiß ich, daß meine Liebe nicht groß genug war, seit dieser Zeit erst weiß ich ganz, daß ein Leben nichts ist und die Liebe alles. Mein lieber Hein und Du, mein lieber Barthel, jetzt, da Ihr Männer seid, möchte ich oft, Ihr wäret noch einmal Kinder, und ich dürfte noch einmal mein Erziehungswerk beginnen. Nicht, als ob ich nicht mit Euch zufrieden wäre. Nein, um meiner Liebe noch größeren Raum zu geben.

Hier ist der Schnee geschmolzen, und über den Feldern liegt ein Frühlingsahnen. Wir haben schon die Vorarbeiten begonnen und fassen kräftig an, denn es sind wenig Hilfskräfte vorhanden. Aber ich wünsche, daß alles in Flor und Blüte steht, wenn Ihr — was Gott fügen möge — heimkehrt, damit Euch die Heimat gefalle wie eine strahlende Braut, die zu lieben und festzuhalten es sich lohnt. Da auch Maria über die Kinder schreiben wird, so liegt mir nur ob, Euch die Grüße unseres Freundes Schmitz auszurichten, der nicht müde wird, seinen Freund Blücher mit dem Glas in der Hand zu feiern. Ihr werdet

heiter darüber lachen. Aber ich sage Euch, selbst ein Feldmarschall kann stolz sein auf einen solchen Freund. Mir ist er wie ein Bruder, dieser urechte Rheinlandsohn.

Vor Paris werdet Ihr jetzt liegen, und ich weiß aus Euern Briefen, was für Euch Paris bedeutet. Nicht mit den gleichen Gefühlen werdet Ihr die schicksalsreiche Stadt betreten, aber Du, mein lieber Hein, der Du das Glück dort zu finden hoffst und deshalb mit leichterem Gepäck marschierst, Du wirst, wie ich Dich kenne, Deinem Bruder Barthel einen Teil seines schweren Gepäcks abnehmen und ihm die Stunden, denen er entgegengeht, erleichtern. Erst er, dann Du. So gleiche den Vorteil aus. Und der Barthel soll eingedenk sein, daß es Höheres gibt als Formen und Regeln. Was Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden. Aber über allem steht Gott selber, und er wird lächeln, wenn Ihr ihm mit Menschensatzungen kommt.

Denn man kann Menschensatzungen befolgen und Sünden begehen. Und kann Menschensatzungen überschreiten und das Heil der Seele gewinnen. Darüber laßt das Gewissen richten und nicht die Welt.

Seid getrost und froh, meine lieben Jungen. Und wie Ihr auch wiederkehren mögt, die Heimat erwartet Euch."

Der Hein hatte geendet. Langsam hob er den Kopf und sah dem Barthel in die feuchten Augen.

„Junge," sagte der Barthel, „Junge, um dieses Vaters willen — würde ich sogar — blindlings meine Überzeugung opfern. Ich fühl's ja heraus, daß er mir die Verantwortung abnehmen will. Ich fühl's ja heraus. Und ich — und ich —," er sprang auf, „ich müßte ja ein

Lebensstümper sein und bleiben, wenn ich von diesem Mann nicht mehr zu lernen vermöchte als von tausend starren und toten Gebräuchen."

„Ja, Barthel."

„Morgen — morgen werde ich sein Sohn sein."

„Und ich auch, Barthel. Erst du, dann ich, schreibt der Vater. So werden wir zunächst Frau Josepha suchen."

Der Barthel seufzte. Dann griff er hastig nach seinem Brief. „Was Maria schreibt?" Und er las stockend die Überschrift: „Mein lieber Barthel."

„Hein, lies du," sagte er und gab den Brief an Hein. „Ich werde nicht damit fertig."

Der Hein sah den großen Menschen lächelnd an. Und dann las er.

„Mein lieber Barthel! Ich habe Dir nicht viel Neues zu berichten; aber daß hier alles beim alten geblieben ist, ist doch vielleicht das schönste. Brigittchen sitzt neben mir und will mir den Brief an den Vater diktieren, und ich habe ihr versprechen müssen, zu schreiben, daß sie große Sehnsucht hat. Was aber nicht hindert, daß sie sich eines gesunden Appetits und eines ebenso gesunden Schlafes erfreut und wie ein wilder Singvogel mit Johannes durch den Garten fliegt. Es ist für uns gut, daß wir die Kinder haben. Die Sorge um sie lenkt uns von anderen Sorgen ab, und wenn wir wirklich einmal ganz furchtsam sind, rufen wir die Kinder herbei und suchen in ihren Gesichtern nach bekannten Zügen. Das gibt neuen Mut — sagt der Vater.

Sage doch dem Joseph, daß es das Rikchen und daß es die alte Barbara nicht anders machen. Der kleine Joseph ist ein lieber kleiner Hanswurst, und die Groß-

mutter ist besonders stolz auf ihn, weil der große Joseph als kleiner Joseph nicht anders gewesen wäre. Wir bilden hier nach wie vor eine Familie und teilen uns getreulich mit, was Ihr uns aus dem Felde schreibt. Zuweilen heult das Rikchen in den Schürzenzipfel, und dann tu' ich wohl auch mit, damit sie sich nicht so einsam fühlt.

Brigittchen trägt mir eine große, große Bitte auf. Und sie lautet: Komme bald wieder als der alte, liebe Papa. Und ich füge hinzu: Komme gesund an Leib und Seele.

Grüße den Hein. Und nimm in meinem Gruß den Gruß der Kinder. — Maria."

Wieder wie nach der unglücklichen Schlacht von Etoges spannte sich ein Sternenhimmel über ihrem Lager. Aber heute philosophierten sie nicht über Liebe und Frauen, die Hände müde hinter dem Kopf verschränkt. Da lag Paris, das gewonnene Paris, und hier war die Heimat, in diesen Briefen war sie.

„Das Kind sitzt neben ihr, während sie schreibt," sagte der Barthel und lachte aus großen und frohen Augen.

„Du mußt das Kind bald ablösen, Barthel."

„Willst du spotten? Ach Mensch, komm her, ich geb' dir einen Kuß."

„Bei dir muß *ich* wohl die Rolle des Kindes übernehmen?"

„Da kommt der Joseph! Joseph, Joseph, hierher! In diesem Brief steht, die alte Barbara versichere, daß dein kleiner Joseph gerade so ein kleiner lieber Hanswurst wäre, wie der große Joseph als kleiner Joseph. —"

„Här, dat sin mich zu ville Jusephs."

Aber andächtig hörte er zu, als ihm der Barthel den ganzen Brief noch einmal vorlas, und zum Schluß räusperte

er sich stark und schnitt Gesichter. „Mr soll de Frauen nit zo vill Unrääch' duhe. Se sin doch ene leckere Gesellschaff."

„Dabei brauchst du doch nicht zu heulen?"

„Ich — heulen? O enee! Dat es bloß üvvertriebene Freud. Sons nix. Un hier hätt' ich zwei Fläsch' ergattert."

„Zieh die Pfropfen heraus. Fertig? Her damit. Und leg dich mit ins Stroh."

Da lagen die drei von der Burg, und das alte Weinglas, das der Joseph aus der Rocktasche zog, machte die Runde, und sie ließen alle, von denen sie daheim erwartet wurden, an sich vorüberziehen und sprachen von jedem und vergaßen, daß Paris bezwungen zu ihren Füßen atmete, und hörten den Rhein rauschen und locken. ...

Links und rechts lohten die Lagerfeuer, und viele Männer lagen wie sie heimattrunken, und die Russen sangen von der Wolga, und die Österreicher von der Donau, die Schwaben vom Neckar, und die drei von der Burg sangen vom Rhein.

„Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsre Reben,
Gesegnet sei der Rhein — — —"

Und alle die Heimatlieder drangen in die bezwungene Stadt, die schweratmend dem Morgen entgegenfieberte, und drangen zu dem Manne, der Millionen die Heimat vernichtet hatte, und der nun, selber ein Heimatloser, ein paar Meilen vor Paris im Posthause zu Juvisy am Fenster stand und in die Nacht hinausstarrte. ...

XVII

In aller Frühe war der Hein auf den Füßen. Es lief ein Gerücht durch die Lagergassen, und er ging ihm nach. Als er nach einer halben Stunde zurückkehrte, rötete ihm der Zorn die Stirn, und der Barthel sah seinem erregten Gang an, daß er der Träger schlechter Nachrichten sei.

„Ist die Kapitulation aufgehalten worden? Ist der Kaiser doch noch nach Paris hineingelangt?"

„Der Kaiser hat sich in dieser Nacht noch nach Fontainebleau begeben, wo er sein Schicksal erwartet. Und die Kapitulation ist eine vollzogene Tatsache."

„Ja, Hein, dann verstehe ich deine heftige Gemütsbewegung nicht. Freude sieht anders aus."

Da trat der Hein dicht vor den Bruder und Waffengefährten hin.

„Blick mich mal an, Barthel. Von oben bis unten und recht genau. Und dann sag, was du bemerkst."

Verwundert ließ der Barthel den Blick über den Hein gleiten. „Ich sehe einen wetterfesten und gebräunten Mann mit funkelnden Augen, vor denen einem bange werden könnte. Eine echte und rechte Kriegerseele bemerke ich."

„Du hast eben noch den Pulverstaub von einem Dutzend Schlachten in den Augen, mein Junge, und deshalb kannst

du nicht sehen, was jeder wohlerzogene und anständige Mensch sieht: daß wir von der Schlesischen Armee nämlich unsere Schuhe nicht geschont haben, als es hieß, Paris zu erreichen, daß wir keine sauberen Handschuhe behielten, als es hieß, den Feind bei der Gurgel zu packen, daß uns die Schönheit der Uniform einen Pfeifendeckel wert war, wenn es hieß, durch Gräben und Verhaue kriechen und sich in den Batterien um die Kanonen balgen. Schmierfinken sind wir, und Paris — o Gott, Paris ist ein Salon, den man nur mit Lackstiefeln und in weißen Handschuhen betritt, um sich vor den hochverehrten Herren Franzosen nicht barbarisch schämen zu müssen."

„Was soll das alles, Hein?"

„Was das soll? Und das fragst du noch? Wir, wir, wir haben den Krieg geführt und alle Hauptschläge getan, wir, die Schlesische Armee unter Blücher. Wir haben gekämpft und geblutet und wieder gekämpft und gesiegt, ob uns auch die Kleider in Fetzen gingen und das Blut uns am Leibe festklebte. Hinter uns spazierte die Hauptarmee und hielt sich die Finger fein säuberlich. Und jetzt — und jetzt, wo es darauf ankommt, den Parisern den Sieger zu zeigen, Männer zu zeigen, für die es kein Hindernis gab, und wenn es Napoleon hieß, da hat das Auge des Höchstvermögenden herausgefunden, daß wir zwar brave Kerle, aber durchaus nicht salonfähig seien, sondern ziemlich heruntergekommene Schmutziane, die man einem so feinen Volk wie den Parisern nicht präsentieren dürfe. Also, mein Barthel, aus diesen Gründen bleiben die Truppen Blüchers und Yorcks vom Siegeseinzug in Paris ausgeschlossen."

„Es ist nicht möglich, Hein!"

„Bei uns ist alles möglich. Uns sitzt nun einmal der Götzendienst vor allem Fremden zu tief in den Knochen, und ein Rock mit Orden gilt mehr als ein Mann mit Wunden. Wir werden noch viel erleben in Deutschland, bis wir den deutschen Stolz gefunden haben."

„Wir — marschieren — nicht mit ein? Wir sollen — nicht in Paris hinein?"

„Barthel," sagte der Hein, und es tat ihm leid, den Bruder so bestürzt zu sehen, „wir werden auch das überwinden. Wir haben die Arbeit getan. Das Bewußtsein kann uns keiner nehmen, und ich schäme mich fast, daß ich im ersten Augenblick den Kopf verlor. Fröhlich, Alter. Was geht uns der Pomp und der Prunk an? Der Vater würde lachen."

Aber der Barthel fand sich noch nicht zurecht. „Was fangen wir an, Hein? Wir müssen doch in die Stadt?"

„Und wir kommen auch hinein. Nur einen Tag später. Ich werde morgen zum Kommandeur gehen und uns beide zum Besuch der Stadt beurlauben lassen. Wir tragen das Eiserne Kreuz. Man wird uns unser Gesuch nicht abschlagen, besonders" — und nun lachte er selber — „besonders, wenn der Joseph als Kleiderkünstler herangezogen wird." —

Um die Mittagstunde erfolgte der feierliche Einzug der Verbündeten.

Ein Musikkorps zu Pferde voran, setzte sich der glänzende Zug in Bewegung. Eine machtvolle Reiterschwadron nahm die Breite der Straße ein. Hinter ihnen ritten ernst und erhaben der russische Kaiser und der Preußenkönig, mit ihnen Fürst Schwarzenberg als Vertreter Österreichs. Denn der Kaiser von Österreich nahm Abstand,

zur Entthronung seines Schwiegersohnes im Festzug zu erscheinen. Die jungen Hohenzollernprinzen führten das Gefolge der Prinzen und Generale. Dann erbebte die Erde von dem Paradeschritt der Elitetruppen. Dreißigtausend Mann waren es, preußische und russische Garden und österreichische Grenadierbataillone in blitzenden Uniformen.

Durch die Porte de Pantin ging es unter schmetternden Fanfaren nach der Place de la Concorde, durch die staunende Bevölkerung hindurch, die die Boulevards in dichten Massen besetzt hielt, zu den Elysäischen Feldern. Die verbündeten Herrscher nahmen die Parade ab. Hochrufe aus der Menge wurden laut und pflanzten sich fort. Fluchworte auf Napoleon erschallten. Der besiegte Kaiser war zum Abenteurer hinabgesunken, und die Bildsäule Napoleons mußte von seinen Siegern beschützt werden. — —

Der nachgesuchte Urlaub war Hein und Barthel gewährt worden. Joseph begleitete sie auf dem schweigsamen Gang durch Paris, der sie zuerst zum Stadthaus führte. Die Adresse des französischen Generals, um die Barthel bat, war nicht aufzufinden, wohl aber die seines Bruders, eines Mitglieds des Senats. Schwieriger gestaltete sich die Ermittlung des Chevaliers. Aber man glaubte, den Herren doch einen Wink geben zu können, und nannte ihnen ein Gasthaus, in dem die Schauspielgesellschaften abzusteigen pflegten.

„Du wirst dort Sibylle treffen," erklärte Hein dem Joseph, „und du wirst ihr sagen, daß ich erst dem Barthel bei der Erledigung seiner Geschäfte behilflich sein müßte, daß ich aber am Nachmittag bei ihr zu sein hoffte. Bring ihr meine Grüße und erwarte mich."

Dann waren sie gegangen und hatten die Wohnung des Senators aufgesucht und hatten lange im Vorzimmer warten müssen. Der Diener kam zurück und meldete, daß sein Herr sehr beschäftigt sei und um Nennung ihrer Wünsche bäte.

„Sagen Sie Ihrem Herrn," gebot ihm der Hein, „daß wir ihn in einer Familienangelegenheit zu sprechen wünschten, die weder einen Aufschub noch ein fremdes Ohr vertrüge."

Und wieder dauerte es eine Weile, bis der Diener zurückkehrte und sie kurz ersuchte, ihm zu folgen.

In einem Arbeitszimmer fanden sie einen modisch gekleideten Herrn über sein Schreibwerk gebeugt.

„Sie wünschen?" fragte der Herr, ohne aufzublicken.

Der Barthel wollte sprechen, aber der Hein hinderte ihn. So standen sie ruhig, bis der Herr zu ihnen aufsah. Da nannten sie mit einer leichten Verbeugung ihre Namen und ließen den Blick nicht von ihm, bis er sich erhob und die Vorstellung erwiderte.

„Ich verfüge leider nur über so wenig Zeit, meine Herren Offiziere, daß ich Sie bitten muß, sich recht kurz zu fassen."

„Die Kürze unserer Unterredung," erwiderte Hein, „wird ganz von Ihrer Höflichkeit und Bereitwilligkeit abhängen, mein Herr."

„Sie wollen freundlichst nicht vergessen, daß Sie sich in einem Privathause befinden, und daß die Bürger von Paris unter dem Schutze der Souveräne stehen."

„Ich wünschte," versetzte der Hein, „Sie hätten diese Grundbedingungen auch in Feindesland befolgt. Dann

wäre uns diese unerwünschte Verhandlung erspart geblieben. Leider pflegte Ihre Gesittung an der Grenze Ihres Landes haltzumachen."

„Mein Herr, eine solche Sprache dulde ich nicht in meinem Hause."

„Mein Herr, wir gehören zum Blücherschen Korps. Unser Feldmarschall, der sich seiner Offiziere wie ein Vater anzunehmen pflegt, würde wohl eine noch unliebsamere Sprache führen, wenn wir ihn um Erledigung unserer Angelegenheit bäten."

„Ah," sagte der Hausherr, „wir erhitzen uns und wünschen doch alle das Beste. Nämlich unsere Zeit nicht nutzlos zu verlieren. Verzeihen Sie mir, wenn ich dränge. Aber ich bin im Senat vonnöten. Nehmen Sie Platz, meine Herren Offiziere."

Sie saßen nieder, und der Barthel begann mit schwerer Stimme. „Ich bitte um die Adresse Ihres Bruders, mein Herr."

„Welches Bruders?"

„Des kaiserlichen Generals."

„O — er lebt längst nicht mehr."

„Er lebt nicht mehr? Und sonst — wissen Sie nichts von ihm?"

„Er ist beim Übergang über die Beresina umgekommen. Es war schade um ihn. Wünschen Sie mehr noch zu wissen?"

„Ich wünschte zu wissen," sagte der Barthel mit schwerer Zunge, „ob Sie nicht eine Frau gekannt haben, die ihm von Köln aus nach Paris — folgte?"

„A — Madame Josepha?"

„Ja, Josepha."

„Mein Herr, das sind so zarte Angelegenheiten, daß ich nicht weiß, ob ich das Recht habe —"

„Ihre Ritterlichkeit in Ehren. Aber es handelt sich — um meine Frau."

„Verzeihung, mein Herr. Es ist mir naturgemäß sehr unangenehm. Und mein Bruder ist nicht mehr in der Lage, sich zu verteidigen."

Der Barthel schüttelte den Kopf. Ruhig sah er den Bruder des Toten an.

„Ich bin nicht gekommen, um seine Verteidigung entgegenzunehmen. Sie waren beide schuld, der Mann und die Frau. Und es hat wohl zuletzt jeder das Recht, seinen Lebensweg selber zu bestimmen — wenn andere nicht mit betroffen werden. Das aber war hier der Fall. Und deshalb bin ich gekommen. Ich muß Klarheit schaffen."

„Fragen Sie. Ich werde Ihnen gern antworten, soweit meine Kenntnisse reichen."

„Wohin hat sich meine — wohin hat sich Frau Josepha — von Paris aus gewandt?"

„Sie ist meinem Bruder nach Warschau vorausgefahren. Dort blieben sie, bis —"

„Bis —?" wiederholte Barthel und mühte sich, unhörbar zu atmen.

„Sie wissen es nicht?" fragte der Hausherr. „Es wird mir schwer, der Überbringer zu sein. Aber wenn Sie es wollen —?"

„Ich will es."

„Sie erlag dem Leben. Sie nahm sich nicht in acht und blieb unvorsichtig, als die Krankheit schon in ihr war. Es herrschte eine Epidemie unter den Hunderttausenden von Menschen, die sich vor dem Kriegszug in Warschau

sammelten. Und da sich Frau Josepha nicht zurückhalten wollte, so ging es schnell. Sie starb unter großen Schmerzen, wenige Tage bevor die Brigade meines Bruders Warschau verließ. So schrieb es mir mein Bruder, der sie sehr liebte und sie aufs ritterlichste behandelt hat. — Es tut mir sehr leid, mein Herr."

Der Barthel hatte ihn angestarrt, als begriffe sein Kopf die Folge der Bilder nicht und die Verschiebung aller seiner Gedanken und Pläne. Jetzt bewegten sich seine Lippen. Aber nur ein Gemurmel wurde hörbar. Und er empfand ein Unvermögen, zu denken und zu sprechen, und warf einen wirren Blick auf den Hein und preßte die geballten Hände vor die Augen.

„Ich bitte," sagte der Hausherr peinlich bestürzt, „den Überbringer nicht für die Nachricht verantwortlich zu machen."

Der Barthel wollte sich stumm erheben. Aber der Hein drückte ihn sanft auf seinen Sitz zurück.

„Wir sind noch nicht fertig, mein Herr," begann er schnell. „Sie besitzen den Brief Ihres Bruders noch?"

„Das kann ich nicht sagen. Ich müßte unter meinen Papieren nachsehen."

„Ich bitte darum. Und haben Sie auch — den Totenschein gesehen?"

„Wenn er existiert — und er wird es zweifellos —, so muß er sich bei der Hinterlassenschaft meines Bruders befinden. Aber es wird viel Zeit kosten, ihn ausfindig zu machen. Es wurde mir nach seinem Tode eine ganze Kiste mit Papieren übermittelt, die ich nur flüchtig durchsah."

„Ich bin überzeugt," sagte der Hein, „daß Ihre Ritter-

lichkeit es als erstes Gebot betrachten wird, noch heute im Laufe des Tages den Schein hervorzusuchen. Ich könnte die Papiere durch das Kommando mit Beschlag belegen lassen. Aber wir wollen die Toten nicht stören, wenn den Lebenden ihr Recht wird. Sie haben es in der Hand."

Der Hausherr verbeugte sich stumm.

„Sie wollen gestatten, daß wir gegen Abend noch einmal vorsprechen, um das Dokument in Empfang zu nehmen."

Sie erhoben sich und verabschiedeten sich mit höflicher Verneigung. Dann waren sie auf der Straße, und der Hein schob Barthels Arm in den seinen und führte den immer noch Halbbetäubten durch das Gassengewirr bis zu einer stillen Parkanlage an der Seine.

„Mein Gott — welche Lösung," sagte der Barthel und ließ sich auf einer Bank nieder.

Der Hein streichelte ihm die Hand. Ein Trostwort schien ihm eine Unwahrheit.

„Da sorge ich mich nun seit Jahr und Tag," fuhr der Barthel fort, „und wage mich mit keinem Gefühl an die Oberfläche, und der Herrgott hat längst gesorgt — aber er tat es auf schreckliche Weise. Gestorben und verdorben."

„Quäl dich nicht," sagte der Hein. „Wir wissen so wenig von der Seele des anderen Menschen und haben nichts als unsere Vermutungen. Daher möchte ich fast glauben, daß Josepha im Glück gestorben ist, aus dem Leben heraus, das sie ihr Glück nannte. Und wenn es ein Ende in Schmerzen war, so dachte sie doch wohl nicht an den Tod, weil sie den Mann bei sich sah, dem ihre Leidenschaft gehörte."

„Den anderen Mann — — —“

„Ich spreche das so offen aus, Barthel, weil du über den alten Schmerz hinaus bist und kein neuer aufkommen darf.“

Der Barthel blickte zu ihm auf. „Ich verstehe dich. Und ich will nicht weiter grübeln. Nur eins will mir immer noch nicht in den Sinn: daß Josepha meine Liebe beiseite schieben konnte, um zu einem anderen zu gelangen, der doch nicht besser war als ich.“

„Nein, Barthel,“ sagte der Hein, „er war nicht so gut wie du, er stand tief unter dir. Aber es gibt wohl Frauen, die um so stärker lieben, je tiefer sie hinabsteigen. Weil sie ihre Triebe und Instinkte nicht mehr zu verbergen brauchen, die sie auf der Höhe adeln sollen.“

„Es ist möglich, Hein, daß es auch solche Frauen gibt ...“ Und plötzlich hielt er des Freundes Hand fest. „Hein, ich habe dir noch zu danken. Daß du mitgekommen bist. Ich hätte ja gar nicht den Ton gefunden, und an die Urkunde hätte ich nie gedacht. Du aber hast nichts aus den Augen gelassen.“

„Es ist nicht mein Verdienst,“ wehrte der Hein, „es ist die Erziehung des Vaters. Ich habe länger mit ihm gelebt als ihr.“

Und nach einer Weile, während sie still dasaßen und in die junge Sonne blickten, sagte der Barthel mit einem tiefen Seufzer: „Frei! — — —“

Das Wort weckte den Hein, und er erhob sich schnell.

„Willst du mich irgendwo erwarten, oder wirst du in wenigen Stunden den Besuch allein wiederholen können? Mit Sonnenuntergang müssen wir uns im Lager zurückmelden.“

„Du willst zu Sibylle? Nein, nein, ich gehe allein, es ist ja jetzt alles klar in mir. Und wir treffen uns im Lager."

„Dann leb wohl. Soll ich Sibylle grüßen?"

„Das tu von Herzen."

Sie schüttelten sich die Hand, und der Hein schlug den Weg zur Stadt ein, um sich nach dem entlegenen Gasthaus durchzufragen. —

Dem Joseph hatte es wenig Schwierigkeiten gemacht, sich schon am Mittag hinzufinden. Auf seine Anfrage hatte man ihn in ein oberes Stockwerk gewiesen, und eine junge Frau hatte ihm die Tür geöffnet.

Er versuchte Französisch zu sprechen. Da faßte ihn die junge Frau bei den Armen, zog ihn ins Zimmer und fiel ihm um den Hals.

„Sibylle ..." stammelte er in seinen Schnauzbart, „Billa — Billachen — Pardon, ich muß wol Madame saage —"

„Joseph — alter, treuer Joseph — halt mal den Mund, damit ich mich erst gründlich freuen kann."

„Ich sin doch nit der Hein, Sibyllche. Awwer mir kann et rääch sin."

„Es bleibt für den Hein noch genug übrig. Joseph, Joseph, wie ich mich über dein Gesicht freue!"

„Dat es mech en Ehr' un en Vergnüge. Un et geit mr akkurat so met dinge Geseech'."

„Also sag endlich, wie es dem Hein geht. Ist er gesund? Ist er fröhlich? Und wie hast du mich denn gefunden? Heute wollte ich schreiben."

„Der Hein, dat es ene wilde Kriegsmann geworde. Un de Franzuse hätt'r verhaue, als mößt'r dat ganze Volk

usrodde. Äwwer gesunge hät'r un gepiffe, dat selvs der Barthel widder an Sonndag un Kirmesdag gegläuwt hät."

„Der Barthel? Ist der Barthel denn auch bei der Armee?"

„Na un nit zu knapp. Dä hät de Franzuse jet andersch op die Botz gemalt als Herrgottsbildche."

Die Sibylle lachte, und jetzt, da sie so hell lachte, wie in Kindertagen, verlor der alte Knabe die letzte Scheu.

„Uns' Sibyllche! Uns' Sibyllche! Hei, dat han uns de Franzuse nit wegparlamentiere könne. Jet schmal em Geseech', äwwer de Auge so blank und so löstig we en Bochfink. Un esu en lecker Dingk — noja, ich well dem Hein die beste Komplimente nit vörwegnemme."

Sie fuhr ihm mit der Hand über das lachende Gesicht. „Ich bin ja so froh — ich bin ja so froh ... Aber nun sag doch, wie hast du mich aufgestöbert? Ihr wußtet doch keine Wohnung, und Paris ist so groß?"

Da berichtete der Joseph von ihrem Gang nach dem Stadthaus und sagte seinen Auftrag her.

„Er geht immer den geraden Weg," murmelte die Sibylle. „Erst dem Barthel helfen, dann an sich denken. Daran erkenn' ich ihn auch. Geht es denn — um Frau Josepha, Joseph, um Barthels Frau?"

„Ja," meinte der Joseph kopfschüttelnd, „daröm geit et ömmer noch. Ich verstonn dat nit un sin ja och keine gelehrte Här. Äwwer dat weiß ich, wör mech ming Frau dörchgegange, ich hätt' ene Krütz geschlon un gebet': ‚Hät der Düwel den Bäcker geholt, dann kann'r och der Backowe kriege.'"

Die Sibylle ging durchs Zimmer. Ihre Augen waren groß und strahlend, als wenn frohe Gedanken hinter ihrer

Stirn säßen, und der schlanke Körper hob und dehnte sich. Ich muß ihm helfen, ging es ihr durch den Sinn, ich muß dem Hein helfen, damit er sieht, ich bin auch was wert und nehm' ihm die Arbeit ab, die auf meinen Teil kommt. Ich möcht' immer neben ihm stehen, in der gleichen Schulterhöhe. — Ein wilder Kriegsmann, sagt der Joseph. Und schleppt mich gar als Beute fort. Nein, Hein. Nein, du lieber, lieber Mensch. Ich muß dir mehr als eine Beute sein. Und sie lachte in sich hinein. Ich muß dir ein Lohn sein. Täglich, stündlich, wie du es willst. Aber — ein Lohn. Mit dir — in der gleichen — Schulterhöhe. Sonst holt uns der — Werktag.

„Joseph," bat sie und blieb vor ihm stehen, „hast du mich wirklich noch lieb, Joseph?"

„Maach kein schön Auge, Sibyllche. Ich donn et ja doch."

„Ich hab' nicht daran gezweifelt, Joseph," und sie atmete auf. „Du sollst mir einen Dienst erweisen, und du wirst es tun. Geh jetzt hinunter und erwarte mich auf der Straße. Ich hoffe, in einer halben Stunde bei dir zu sein."

„Et es got, Sibyllche." Und er nahm seine Mütze und ging.

Noch einen Augenblick wartete sie. Dann betrat sie den Korridor und klopfte an einer Nebentür.

Sie lauschte, und da sich nichts regte, klopfte sie noch einmal, drückte auf die Klinke und trat ins Zimmer.

Der Chevalier lag auf einer alten Ottomane und rieb sich schlaftrunken die Augen. „Wer ist da? Ah, Madame, ich habe Sie nicht erkannt."

Und er erhob sich, griff nach seinem Rock und zog ihn

eilig an. „Ich hatte es mir bequem gemacht. Darf ich fragen, Madame, was mir die Ehre Ihres Besuches verschafft?"

Sie blieb vor ihm am Tisch stehen. Ein leises Zittern war in ihren Füßen gewesen. Jetzt war es vorbei.

„Ich komme heute auf die Unterredung zurück, die wir nach meiner Rückkehr von Frankfurt hatten. Damals überstürzten sich die Kriegsereignisse so sehr, daß Sie mich ersuchten, ruhigere Tage abzuwarten. Auch wollte ich nicht in der schwersten Zeit fahnenflüchtig werden. Nun aber haben wir den Frieden, und der neue Herr, der auf den Thron kommen wird, wird auch der Schauspielkunst wieder bedürfen. Sie sehen, ich habe an alles gedacht, und es gibt keinen günstigeren Tag für mich — und für Sie."

„Madame," sagte der Chevalier, „Sie betrüben mich aufrichtig."

Er bot ihr einen Stuhl, und sie nahm ihn mit dankendem Kopfnicken.

„Ich bin überzeugt," begann sie wieder, „auch Sie haben inzwischen alles überlegt und werden zu dem gleichen Schluß gekommen sein. Deshalb, meine ich, sollten wir uns den letzten Schritt nicht unnötig erschweren. Getan muß er werden, und es ist zu unser beider Bestem."

„Ich bitte mich ausnehmen zu wollen, Madame. Ich sehe die Notwendigkeit immer noch nicht ein. Es liegt ganz an Ihnen, ob Sie mit der alten Frische und dem künstlerischen Temperament, das mich einst so sehr an Ihnen entzückte, Ihren Beruf wieder aufnehmen wollen."

„Und wenn ich Ihnen sage, daß mir das ganz unmöglich ist?"

„Es ist eine Laune, Madame, wie es bei Ihrer Rückkehr von Frankfurt eine Laune war, mir Ihre künstlerische Mitwirkung aufzukündigen."

Sie lächelte nur. „Sie sollten mich," meinte sie, „in den Jahren unseres Beisammenseins doch so gut kennen gelernt haben, daß Sie unüberlegte Launen bei mir ausschließen dürften. Und Sie haben mich auch so gut kennen gelernt, so gut, daß ich sicher bin, Sie haben bei der Zusammenstellung der neuen Truppe schon eine andere Dame für meine Rollen in Rechnung gestellt. Sie können es mir ruhig zugestehen."

Der Chevalier stieß die gepflegten Finger gegeneinander.

„Ich habe eine große Verantwortung meinen Mitgliedern gegenüber, und deshalb bin ich gezwungen, Geschäftsmann zu sein. Selbst dort, wo mein Herz anders spricht. Mein Herz, Madame, würde es wünschen, Sie allabendlich in früherer Schönheit auf der Bühne zu sehen, hinreißend durch das klangvolle Wort und berückend durch das harmonische Spiel der Glieder. Als Direktor aber muß ich Vorsorge treffen, daß der Gang der Vorstellungen keine Störung erleidet, und da ich in der Tat Ihren festen Sinn zu kennen glaube, so habe ich, wenn auch unverbindlich, Bedacht auf einen Ersatz genommen."

Sibylle blickte ihn ruhig an. „Ich danke Ihnen für Ihre offenen Mitteilungen und bitte Sie, die Verbindlichkeit einzugehen. Denn es bleibt bei meinem unumstößlichen Entschluß, die Bühne nicht mehr zu betreten."

„Madame — Madame! Bedenken Sie doch Ihr Talent!"

„Ich habe nur Talent zur Frau. Alles andere war

jugendliche Begeisterung für das Schöne und Hohe, das mein Mädchenüberschwang nicht in der Wirklichkeit zu finden glaubte. Jetzt weiß ich es besser. Und ich kehre um und dorthin zurück, wo meine Art Begeisterung am Platze ist."

„Madame, Sie vergessen, daß auch mir die Bestimmung darüber zusteht."

„Nein, das vergesse ich nicht, und deshalb sehen Sie mich hier. Aber Sie haben soeben erst den Geschäftsmann betont, und ich glaube nicht, daß dieser sich ein Hemmnis und einen unnützen Esser dazu ohne Not anhängen lassen sollte. In dem Augenblick, in dem ich gehe, sind auch Sie frei, und es steht in Ihrem Willen, sich Ihr Leben aufs neue nach Ihrem Geschmack einzurichten. Ich meine, das sollte doch in die Wagschale fallen."

Der Chevalier setzte sein Spiel mit den Fingerspitzen fort. Und ohne von den Händen aufzublicken, warf er ein: „Madame, Sie unterschätzen Ihre Vorzüge."

Und ohne den Ton ihrer Stimme zu ändern, entgegnete Sibylle: „Ich habe keine anderen Vorzüge für Sie als die der Schauspielerin. Fallen sie fort, so bleibt nichts. Und sie sind schon fortgefallen."

„Sie setzen mir die Pistole auf die Brust, Madame."

„Es ist ein Irrtum," antwortete sie. „Ich nehme sie Ihnen von der Brust, und Sie empfinden es als eine Befreiung. Nicht doch, wir wollen hier nicht um die Palme der Ritterlichkeit streiten. Sie sind mir Freund und Helfer gewesen, und Ihr Betragen gegen mich hielt in der Hauptsache immer die Grenzen ein, die ich mir ausbedungen hatte. Das werde ich Ihnen nicht vergessen. Aber wir haben uns beide getäuscht, und Sie sich schwerer

in mir, als ich Ihnen weiter noch zumuten dürfte, auch wenn ich an eigenes Glück gar nicht denken wollte. Nun denke ich aber doch daran, und da es mit dem Ihren zusammenfällt, so ist uns beiden geholfen."

Der Chevalier hatte das Spiel der Hände eingestellt. Seine Augen, halb geschlossen, blickten ins Weite.

„Ich finde, Madame, wir sind ehrlich zueinander. Von übergroßer Liebe war nicht die Rede."

„Es würde," sagte Sibylle, „heute das erste Mal davon die Rede sein. Und wir wollen zum Abschied nicht lügen."

„Erlaubten es mir," fuhr der Chevalier fort, „meine Mittel, im Luxus zu leben, so würde ich auf Ihre Wünsche keinesfalls eingehen. Aber ich bin leider darauf angewiesen, den Tag in Rechnung zu ziehen und mich von den glücklichen Wechselströmungen der Zeit treiben zu lassen. Die nächsten Tage werden uns die Bourbonen zurückbringen, und mein Adel ist ein bourbonischer. Da dürfte es leicht sein, daß sich der Hof bei genügender Nachhilfe meiner erinnerte und meiner Truppe eine besondere Stellung sicherte. Aber ich muß die Hände frei haben und den Kopf vor allen Dingen. Das müssen Sie einsehen, Madame — auch ohne zärtliche Gefühle."

„Ja," sagte Sibylle, und ihr Atem ging befreit, „ich sehe es ein. Sie sollen an nichts anderes mehr zu denken haben als an Ihre Geschäfte, die Sie jetzt beanspruchen. Und daß Sie sich eine gute Freundin auf der Welt geschaffen haben."

Der Chevalier verneigte sich. „Es wird Ihnen leicht, wie ich bemerke. Was gedenken Sie zu tun?"

„Es ist ja schon alles getan," erwiderte sie ernst. „Und Sie wissen es. Wir haben unsere Angelegenheit, seit ich

von Frankfurt zurück bin, so gründlich und ausführlich besprochen, daß wir uns zu jeder Stunde die Hand zum Abschied reichen konnten. Mein Advokat, den ich Ihnen nannte, hat alle Vollmachten von mir. Es bedarf nur noch Ihrer Zustimmung, und das Band, dem wir vor der Welt den Namen Ehe gegeben hatten, ist geschieden. Ich bitte Sie, diese Zustimmung heute noch erteilen zu wollen. Und Sie können über Ihre Zukunft verfügen — wie ich über die meine."

Sie erhob sich, und der Chevalier mit ihr.

„Es ist schade — es ist sehr schade um Sie," murmelte er.

„Geben Sie mir Ihr Wort," bat sie noch einmal, „daß Sie dem Advokaten heute noch Ihre Zustimmung erteilen."

Der Chevalier strich sich durch sein graues Haar. „Was soll ich tun? Ich gehöre der Kunst, und die Kunst verlangt Opfer von mir. Nie wieder bietet sich eine Gelegenheit wie heute, mit meiner Truppe in die angemessene Stellung einzurücken. Es wird mir schwer — es wird mir sehr schwer."

„Nein," sagte Sibylle, „Sie brauchen sich nicht zu entschuldigen. Ich habe Ihnen nicht viel Freude gemacht und tue es vielleicht erst heute, indem ich gehe."

„Madame — Madame!"

„Nehme ich Ihr Wort mit mir? Kann ich Ihnen aus freiem Herzen danken?"

„Gut," sagte der Chevalier. „Da Sie es wollen."

Sibylle trat auf ihn zu. Ihre Augen waren verschleiert, aber ihre Haltung war aufrecht. „Ich danke Ihnen für alles — für alles Große, was Sie mit mir vorhatten. Möge es Ihnen bei einer anderen besser glücken."

Er beugte sich stumm über ihre Hand und führte sie an die Lippen.

Diesen Handkuß, dachte sie, bringe ich nun heim als das Ergebnis meiner Künstlerjahre! Aber es war ihr leicht ums Herz, als wäre sie aus einem Traum erwacht und sähe von ihrem Mädchenbett aus den Morgen, den Morgen über dem Rheintal.

„Leben Sie wohl," sagte sie. „Wir wollen beide an das Glück glauben."

„Befehlen Sie über mich, Madame, ob ich Ihnen noch zu Diensten sein kann."

„Ja," erwiderte sie. „Mein Pflegebruder wird kommen, um mich aufzusuchen. Wenn Sie ihm sagen wollten, daß ich ihn zu Hause erwarte. Zu Hause —"

„Leben Sie wohl, Madame."

Sie ging in ihre Gasthausstube hinüber und packte nur das Wenige in ihre Reisetasche, dessen sie auf der Fahrt bedurfte. Dann legte sie den Mantel um und band die Hutbänder unter dem Kinn. Nach Hause, sang es hinter ihrer Stirn, und sie schritt die Treppe hinab und ging über die Straße und fand Joseph auf der Wacht.

„Joseph," sagte sie, „ich will nach Hause, auf die Burg, und du sollst mir helfen. Du sollst mich zum Tor hinausbringen und durch das Lager. Denn von dort fährt ja täglich der Feldpostwagen, der jetzt, da es Friede ist, auch Passagiere mitnehmen wird. Du kannst sagen, daß die Schwester zweier Offiziere aus dem Blücherschen Korps in die Heimat zurückkehre. Ach, Joseph, sag, was du willst. Ich bin ja so froh."

Der Joseph hatte sich schon ihrer Reisetasche bemächtigt. „Dat hat ich mr gedaach' — dat hat ich mr gedaach'.

Awwer wann der Hein kütt, un der Vugel es nit mieh em Nest, Mariajuseph, dat gitt ene gesunde Spektakel."

„Traust du dich nicht?"

„Dä Juseph traut sich an alles. Un wann en Uzerei im Spil es, dann ers rääch."

„Ach, Joseph, diesmal ist es ernst. Und wenn der Hein dich schilt, daß du mich nicht festgehalten hättest, dann sag ihm: die Sibylle hätte Flügel wie ein Falke, und sie gebrauchte sie noch einmal, damit er nachkommen solle."

„Ich well dat wol bestelle un de Ohre stief halde. Parole es Heimat!"

Und während sie im Menschenstrom das Tor passierten und den Weg das Lager entlang einschlugen, traf der Hein vor dem Gasthof ein. Er fragte nach Sibylle und fand den Chevalier. Der Schauspieldirektor erkannte ihn auf der Stelle.

„Ah, das ist mein junger Freund aus Bonn. Es waren große Tage dazumal, aber sie brachten eine gemischte Gesellschaft auf. Und die Tage, die nun kommen werden, stehen im Zeichen des Geburtsadels und eines durch Generationen vererbten Kunstgeschmacks. Ich bin sehr glücklich, mein Freund, aber auch ebenso beschäftigt."

„Ich möchte Sie keineswegs aufhalten, mein Herr," erwiderte der Hein. „Mein Besuch sollte in erster Linie meiner Pflegeschwester Sibylle gelten."

„Ihre Pflegeschwester läßt sich entschuldigen, mein Herr. Ich habe den Auftrag, es Ihnen auszurichten."

„Sibylle — will mich nicht sehen? Sie belieben zu scherzen."

„O — o — das ist nicht der Ton, den ich liebe. Sie

haben immer noch den Chevalier de Montbrun vor sich."

„Sagen Sie mir, wo Sibylle ist, und ich werde mich gern entschuldigen."

„Ihre Pflegeschwester ist ein großer Charakter. Sie sah die Unzulänglichkeit ihrer Kunst ein und gab mir ohne Zögern den Weg zum Ruhme frei. Mein Herr, wir werden auf das bestimmteste die Ehre haben, vor dem Hofe zu spielen."

„Sibylle — ist nicht mehr bei Ihnen?"

„Nein," sagte der Chevalier, „Sie müssen nicht denken, daß ich die neue und glückliche Wendung der Dinge kaltblütig ausgenutzt hätte. Das stünde mir und Ihrer Pflegeschwester, die ich bewundere, nicht an. Wie es großen Menschen allein gegeben ist, so haben wir uns getrennt. In aller Berücksichtigung und Würdigung der beiderseitigen Lage."

„Sibylle — ist nicht mehr — Ihre Frau?"

„Meine Frau ...," wiederholte der Chevalier wehmütig. „Sie hätte es sein können, aber sie lehnte es ab."

Der Hein trat erregt auf ihn zu. Ihm wirbelte der Kopf, und doch fühlte er, daß er jetzt wie nie des klaren Verstandes bedurfte.

„Wollen Sie die Güte haben, mir zu sagen, wo ich Sibylle finde? Sie werden doch sicher wissen, wohin sich die Frau, die bisher Ihren Namen trug, gewandt hat?"

Der Chevalier hob abwehrend die gepflegte Hand. „Ich gab sie frei, mein Herr. Es war mir ein großes Opfer. Aber ich gab sie dennoch frei, und übernahm es sogar, Ihnen einen Auftrag auszurichten. Vor einer Stunde übernahm ich es."

„Vor einer Stunde erst?“ Und atemlos stieß er hervor: „Sprechen Sie — ich bitte darum.“

„Es ist nicht von Bedeutung. Ich soll Ihnen ausrichten, daß Ihre Pflegeschwester Sie zu Hause erwarte. Zu Hause.“

„Das ist — nicht von Bedeutung?“ Und mit einem Male lachte der Hein auf. Ein Lachen, das aus tiefster Brust kam und alle Bande der Beklemmung sprengte und wie ein übermütiges Knabenlachen durch das Zimmer klang. „Zu Hause!“ Er hatte verstanden.

„Ich danke Ihnen auf das herzlichste, mein Herr. Und ich wollte nur, ich könnte Ihnen eine gleich große Freude bereiten.“

Der Chevalier hob die Augenbrauen. „Warten Sie, mein Herr. Ich könnte Sie beim Wort nehmen. Es sind große Schwierigkeiten zu überwinden, um meine Künstler hoffähig herauszustellen, und meine Kapitalien liegen infolge der wirren Zustände noch immer fest. Das ist gerade jetzt für mich sehr peinlich, wo es den großen Fischzug gilt. Sie wollen mir einen Dienst erweisen, mein Freund. Wie wäre es, wenn Sie sich mit einer Summe an meinem Unternehmen beteiligten?“

Der Hein lachte noch immer.

„Ein Kriegsmann von heute führt zwar keine Beutewagen mit sich, aber ich habe die Offizierslöhnung von einem Jahr.“ Er suchte seine Brieftasche hervor.

„Wir wollen ehrlich teilen, mein Herr. Ich opfere die Hälfte auf dem Altar der Kunst.“

„Sie werden von mir hören,“ sagte der Chevalier und bewahrte seine Würde.

Der Hein war auf der Straße und blickte nach dem

Joseph aus. Die Mütze saß ihm schief im Nacken, der Säbel klirrte auf der Erde. „Wo steckt er nur, der Herumtreiber?“ Dann fiel ihm ein, daß er Sibylle begleitet haben würde, und eiligst machte er sich auf den Weg ins Lager.

Den Barthel fand er schon vor. Er stand ernst und gesammelt vor dem Feuer, das lustig in den Aprilabend hinein loderte.

„Nun?“ rief der Hein. „Glücklich zurück?“

„Ich habe das Schriftstück erhalten,“ antwortete der Barthel, „aber das Erleben von heute ist doch wohl nicht geeignet zur lauten Freude.“

Da fiel ihm der Hein um den Hals. „Mensch, Mensch, so hör doch — Sibylle ist fort.“

Verwundert reckte sich der Barthel auf. „Sie ist — fort? Und du jubelst darüber?“

„Fort von ihm, von dem ich komme. Fort nach der Heimat, um mich zu erwarten. Frei — frei!“

Der Barthel hielt ihn fest bei den Schultern. „Erzähle — erzähle!“ Und seine schwere Stimmung war verflogen vor der Freude des anderen.

Und der Hein berichtete. Was er wußte und was er in schnellen Gedankensprüngen folgerte. Und immer das gleiche. Daß sie sie wieder hatten. Sibylle.

Es wurde Nacht, und die Lagergasse hinauf drückte sich scheu eine Gestalt. Der Hein spähte scharf hinüber.

„Hier, Joseph! Antreten, Mann! Soll ich dich einsperren lassen, Kerl?“

„Godden Owend,“ sagte der Joseph und trat unsicher in den Lichtkreis des Feuers.

„Wo ist die Sibylle? Wo hast du sie gelassen? Was ist das für ein Komplott? Heraus mit der Sprache!“

„Et Sibyllche läß' schön grüße. ..."

„Ist das alles, was du mir zu sagen hast? Nie im Leben nehm' ich dich wieder mit nach Paris hinein."

„Et Sibyllche läß' vermelde: Die Sibylle hätt' Flügel wie esu en Falk, un se däht se noch emol bruche, domet der Hein — jo, so wor et — domet der Hein nachkumme soll. Em övrigen es se glücklich met der Post affgefahre."

Der Hein stand und horchte in die Ferne. Als ob er das Rollen des Postwagens durch die Nacht vernähme und das Horn des Postillions, das vom Rheine sang. Und das frohe Knabenlachen schwebte um seinen Mund wie in den glücklichsten Jahren der Kindheit.

„An den Rhein! — — An den Rhein! — — —"

XVIII

Frühlingswarm lag es in der Luft. Aus den Knospen der Kastanien rann der harzige Saft, und über Nacht sprangen sie auf und entfächerten ihre grünen Blätter. Der Garten der Burg schwamm in einem Duft von blauen Veilchen, die zu Tausenden unter den Sträuchen standen, die Rabatten umfaßten und unter den alten Bäumen große Siedlungen bildeten. Die Zugvögel waren zurückgekehrt, und die Männchen putzten sich heraus und warben mit hellem Gezwitscher um die Weibchen. Das geheimnisvolle Treiben begann in der Natur, das Anschwellen der Säfte und Kräfte, das Drängen und Sehnen. Und über alles warf die Sonne ihr goldfeines Netz, und was in seine Maschen geriet, verfiel ins Träumen und wunderte sich verwirrt über sich selbst, weil es nicht wußte, ob es lachen oder weinen sollte vor lauter Glücksahnungen.

Wenn zur Nachtzeit ein Brausen durch die Wipfel zog, horchten die Menschen auf, aber sie fürchteten sich nicht. Denn der Frühlingssturm säuberte die Bäume von allem morschen und toten Holzwerk und schaffte den jungen Trieben Luft, daß sie sich am kommenden Tage ihren Platz an der Sonne sicherten, das neue Leben spürten und sich insgeheim daran berauschten. In der Morgenfrühe war es, als hörte man die Atemzüge des erwachenden Gartens, der die Lungen vollsog an erquickendem Tau

und wärmender Sonne. Um die Mittagszeit klang und knisterte es in den Blütenbüschen wie Kichern und Flüstern. Und der blau verdämmernde Abend war voll von Erwartung auf das Morgen.

Der Mensch aber fühlte sich als die erste Kreatur des Schöpfers und ihm am nächsten verwandt. Das Haupt, das im Winter sorgenbang niedergehangen hatte, hob sich freier auf den Schultern, die Augen schauten wie nach versprochenen Wundern aus, die Freude gewann dem Leid die Herrschaft ab, und der Gang wurde straffer und bewußter in all der jungen Herrlichkeit zu Füßen.

Frühmorgens schon schritt Maria durch die langen Gartenwege und sah nach den Blumen, deren Keime sie erst am vergangenen Tage wahrgenommen hatte und die jede Nacht heimlich um ein Stück emporschossen, sich entfalteten, Knospen trieben und in die Blüte drängten. Jeden Morgen sah sie danach, als wären es ihre Gedanken, die sie hier behütete und die sich dennoch der Sonne offenbarten. Dann lief sie ins Haus zurück und weckte die Kinder mit einem Kuß, sprach, warm von dem Spaziergang, das Morgengebet mit ihnen, half ihnen beim Ankleiden und beantwortete die hundert Fragen der Kinderseele, die sich noch mit jedem neuen Tage zurechtfinden muß in den verwunderlichen Neuerscheinungen ihrer kleinen Welt.

„Weshalb scheint jetzt schon die Sonne, und weshalb schien sie gestern abend nicht?"

„Habt ihr es nicht gesehen, wie sie drüben hinter den Eifelbergen zu Bett ging? Kinder, da stand doch ein purpurrotes Bett aufgeschlagen."

„Ja, aber jetzt ist sie doch im Westerwald aufgestanden. Wie kommt das?"

„Die Sonne möchte auch gern länger schlafen, so wie ihr, kleine Gesellschaft. Aber dann kommt der liebe Gott und kriegt sie beim Krips zu fassen und wirft sie aus dem Bett. Da liegt sie denn ganz unten, und weil sie sich schämt, klettert sie an der anderen Seite wieder hinauf."

„Ach so! . . ." sagten die Kinder. Denn das verstanden sie von der Sonne.

„Gehen wir heute wieder an den Rhein?" fragte die kleine Brigitte.

„Spielst du denn lieber am Rhein als im Garten, Herzchen?"

Die Kleine nickte. „Du hast mir doch gesagt, daß der Papa drüben ist. Da seh' ich ihn doch zuerst, wenn er wiederkommt."

„Wir werden jeden Tag an den Rhein gehen, Herzchen, damit wir den Papa nur ja nicht verfehlen."

Und sie lief die Treppe hinab und deckte den Frühstückstisch, und das Rikchen trug die zinnerne Kaffeekanne auf die Veranda.

Oben hörte man schon den Hausherrn in seinem Arbeitszimmer. Jetzt kam er und führte an einer Hand den Johannes und an der anderen das Brigittchen, denn es war das Vorrecht der Kinder, daß sie den Großvater jeden Morgen zuerst begrüßen und zum Frühstück holen durften.

„Hast du gut geschlafen, Maria?" fragte der Hausherr und drückte ihr die Hand. „Was ist das wieder für ein köstlicher Tag, und die Kinder spüren es auch, denn ich habe ihnen schon in aller Eile die wunderschöne Geschichte vom Schneewittchen in den Sieben Bergen bei den sieben Zwergen erzählen müssen."

Die Kinder klatschten in die Hände. „Noch einmal, Großvater, noch einmal.“

Und der Alte ließ sich in seinem Strohsessel nieder, und die Kinder hockten links und rechts von ihm auf den Stühlen. Und während Maria ihm das Frühstück zubereitete und seine klaren Augen die Schönheit des Morgens tranken, begann er geduldig das Märlein von vorn.

„Wie prachtvoll du es versteht, Vater, mit Kindern umzugehen. Daß du nie müde dabei wirst.“

„Müde? Ich gehe doch auch täglich in meine Pflanzungen und lockere immer wieder das Erdreich und jäte und gieße, und keinem fällt ein, zu fragen, ob ich es nicht müde würde. Kinder haben einen so feinen Organismus, daß man ihn bei Tage und bei Nacht nicht aus den Augen lassen darf, und die kleinen Menschenseelen, die wir noch im Schlummer glauben, unternehmen viel eher ihre Tastversuche, als es die meisten wissen. Siehst du, da bedarf es einer ganz zarten Hand, um sie von früh an zu lenken. Laute und scheltende Worte machen sie ängstlich oder störrisch und unwahr oder — selber zu lauten und scheltenden Menschen. Wenn ich keine Geduld mit den feinsten Blumen, den Menschenblumen, hätte, was wäre dann wohl meine Geduld an Kohl und Rüben wert? Sag selbst, Maria.“ Und er lachte froh.

„Ich lerne so viel von dir, Vater.“

„Da muß ich dir widersprechen. Du hast das, was ich in vielen Worten sage, in einem einzigen mütterlichen Gefühl beisammen.“

„Aber du gibst die Erklärung von all dem Dunkeln, und ich weiß, ob ich auf dem rechten oder falschen Wege bin.“

„Kind," sagte der Alte warm, „diese beneidenswerte Kunst würde ich gern mit deinen jungen Jahren tauschen. Aber das Alter hat auch seine Freuden. Und weil die Jahre kürzer werden, drängen sie sich mehr zuhauf. Da bringen die Kinder die Enkel."

„Du bist sehr reich, Vater."

„Und ich hoffe doch, immer noch reicher zu werden."

Er erhob sich, nickte Maria und den Kindern zu und ging langsamen Schrittes wie ein rechter Genießender durch den Garten und durch das Tor ins Freie, um seine Leute bei der Arbeit anzuweisen. Maria aber besorgte das Haus, schlüpfte zu Rikchen in die Küche, sah nach der Mittagsmahlzeit auf dem Herd und begrüßte die alte Barbara, die aus ihrer Wohnung in die Küchenstube zu kommen pflegte, um gemütlich im Lehnstuhl sitzend für alles Lebendige in der Burg einen Vorrat an Strümpfen zu stricken.

„Wie geht es, Barbara? Immer fleißig?"

„Mer moß sing Dag usnötze. Es mer ers gegange, weiß mer nit, wann mer widderkütt."

„Ach, Barbara, Sie werden auch noch für des Josephs Enkelkinder Strümpfe stricken."

Die alte Frau hielt mit Stricken inne. Sie streckte den Kopf vor und fragte flüsternd: „Hat'r jet gehört vom Juseph?"

„Nur Heldentaten, Barbara. Wenn der nur nicht als Feldmarschall wiederkommt, wie der Jan van Werth!"

„Dä domme Jung," sagte die Alte mit aller Zärtlichkeit. Und ihre Stricknadeln klapperten aufs neue.

Und die Maria rief den kleinen Joseph, nahm die Kinder bei der Hand und lief mit ihnen durch die grün-

sprießenden Felder barhaupt und mit fliegenden Röcken zum Rhein. Ein Segelboot trieb mit dem Wind zu Tal, und sie riefen ihm aus hellen Kehlen „gute Fahrt" zu, und die Schiffersleute, Mann und Frau und Kind und Knecht, schrien in holländischer Sprache einen Dank. Ein zottiger Spitz aber, der auf dem Bootsrand das Gleichgewicht zu halten suchte, kläffte zum Ufer hinüber, bis das Boot zwischen den Inseln Nonnenwert und Grafenwert den Blicken entschwand.

Die junge Frau lagerte sich im Ufersand und schaute über den Rhein hinüber. Und die Kinder sprangen die grasbewachsenen Böschungen hinauf und hinab und suchten die ersten Marienblümchen und trugen sie alle in den Frauenschoß.

Die Frauenhände strichen darüber hin. „Was wollen wir tun mit all den Blumen?"

„Kränze winden," bat das Brigittchen, und der Johannes half ihr bitten, und der kleine Joseph sagte ganz langsam und ernsthaft: „For — minge — Pappa."

Da nahm sie den Kleinsten um den Leib und warf sich zurück in den Sand und hob ihn hoch über sich.

„Auch für meinen Papa," rief das Brigittchen und umtanzte die lachende Maria, und der Johannes verspürte die erste ritterliche Regung und wünschte einen Kranz für den Onkel Hein. „Ja, ja," rief die junge Frau und setzte das strampelnde Josephchen in den Sand, „sie sollen alle ihren Kranz haben."

Die Kinder lagen, die Ärmchen auf ihren Schoß gestützt, um sie herum und sahen auf ihre flinken Finger, die die Blümchen an ihren Stengeln hochschnellten und sie sträußchenweise zusammenflochten. Nun rundete sie den

ersten Kranz, und nun den zweiten und den dritten, und bei jedem erzählte sie eine Geschichte von Kämpfen und Siegen, daß es den Kindern feierlich ums Herz und heiß in den Backen wurde.

„Mein Vater war auch im Krieg," sagte der Johannes, als holte er aus weiter Ferne ein Bild.

„Und mein Vater ist immer noch im Krieg," seufzte das Brigittchen, weil es Sehnsucht bekam.

Da warf die junge Frau die Kränze hin und zog die Kinder hastig an ihre Brust. Denn die Kleinen sollten nicht gewahren, daß sie nasse Augen hatte, um den einen und um den anderen. Aber der kleine Joseph hatte es doch bemerkt und kroch näher heran und fuhr ihr mit seinen schmutzigen Händchen über das Gesicht. „Juseph — is — artig. Nit — weine, Tant'!"

„Warum weinst du denn?" riefen die anderen bestürzt und stemmten die Hände gegen ihre Brust, um sie ansehen zu können. Sie aber zog die Kinder nur noch fester an sich und wiegte sich mit ihnen im Sande. „Weil ich mich so freue, Kinder, weil ich mich so schrecklich freue."

„Darüber, daß wir die Kränze haben?"

„Weil es wieder Frühling geworden ist, Frühling, Kinder, Frühling! — — —"

Und sie sprang auf, rannte durch Ufersand und Rheinkies und ließ sich in den Wiesen von der aufjauchzenden Gesellschaft haschen.

In Oberwinter schlug die Kirchenuhr. Zwölf lang nachsummende Schläge schallten über den Rhein. Die Maria zählte sie erschrocken.

„Mittag, Kinder. Wir haben wahrhaftig vor Träumen und Spielen die helle Tageszeit vergessen. Daran ist nur

der Frühling schuld, und wir müssen uns sputen, damit uns nicht die Mittagselfen erwischen."

„Wer sind denn das — die Mittagselfen?"

„Das sind lustige Geisterchen, die den Menschen, die das Mittagessen verträumen, den Kopf zwischen zwei Ohren setzen. Lauft!"

Da liefen die Kinder, was sie laufen konnten, und selbst des Josephchens kurze Beine hasteten behend durch das Feld. Der Johannes aber als der älteste hatte sich die Sache überlegt und nach den Ohren getastet. „Ach," rief er plötzlich verlegen und beschämt, „die Menschen haben doch alle den Kopf zwischen zwei Ohren sitzen. Dann gibt es auch ganz gewiß keine Mittagselfen."

„Gott sei Dank," sagte die Maria, blieb stehen und strich sich das flatternde Haar aus der Stirn, „dann hätten wir auch gar nicht so zu laufen gebraucht."

Da lachten die Kinder wie über den gelungensten Scherz, und eins rief mit dumpfer, verstellter Stimme dem anderen zu: „Soll ich dir mal den Kopf zwischen zwei Ohren setzen?" Und nur der kleine Joseph wehrte sich energisch. „Juseph — is artig. Juseph — haut!"

„Jetzt müssen wir manierlich durchs Dorf gehen," gebot die Maria, zupfte ihnen die Anzüge zurecht und legte einem jeden sein Kränzlein ins Haar. Und die Kinder gingen mit strahlenden Gesichtern, als ob sie als Sieger aus dem Kriege heimkehrten. Und der Alte von der Burg, der sie am Tor erwartete, nickte der Maria zu: „Nun? — Bist du müde dabei geworden?"

Die schüttelte nur den Kopf und lief an ihm vorüber, um schnell noch einen Blick über den Mittagstisch zu werfen.

Am nächsten Tage aber zogen sie wieder hinaus und

alle die folgenden Tage, wenn die Sonne schien und die häuslichen Pflichten Maria losließen.

„Die Zeit vergeht bei den Kindern wie im Fluge!“ gestand sie dem Vater. „Man kommt gar nicht zu sich selber, und darüber bin ich nicht böse.“

Der Alte sah ihr mit seinen klaren Blicken freundlich nach. —

Am Abend kam der alte Schmitz, wie er nun schon seit Jahren allabendlich kam, wenn das Podagra ihn nicht zwickte und unwirsch machte. „Dat Reißen,“ pflegte er zu sagen, „is bei Gott nix anderes als die Wut des Deuwels, dat hä meine zweihundertfünfzig Pfund nit beiseite schaffen kann. Aber dä soll sich noch wundern. Wann ich ihn krieg', ersäuf' ich ihn im Weinglas.“ Und er ersäufte ihn mehrere Male.

Heute stand ein großer Ernst auf seinem Gesicht zu lesen. Er schritt auf den Hausherrn zu und faßte des Freundes Hand. Lange vermochte er kein Wort herauszubringen, so mächtig arbeitete es in seiner breiten Brust. Dann bezwang er sich.

„Et is Friede. Paris is unser.“

Erschüttert sah ihm der Alte von der Burg in die Augen. „Gelobt sei Gott! ...“

„Soeben is en Kurier durchgekommen. Et is de Wahrheit. Der Blücher hat dat Spiel beendigt.“

Und der Alte von der Burg wiederholte: „Gelobt sei Gott. ...“

„Ich bin auf der Stell' zu Ihne gelaufe, so rasch mich die schweren Bein' tragen wollten, aber unnerwegs hab' ich erst doch noch dem Pastor auf die Fenster geklopft un et ihm zugerufen, damit Gott zuerst die Ehr' hat. Hören

Se, da läßt der Pastor schon die Glocken läuten. En braver Mann, der Herr Pastor."

Die Rheinbreitbacher Glocken riefen durch den Abend, und die Glocken von Unkel und Honnef riefen zur Linken und zur Rechten, und vom anderen Ufer drang es im Chor über den Strom, daß das ganze Rheintal in Glockentönen schwamm.

Der Alte von der Burg ging durch den gewölbten Flur zur Küche, wo er die Frauen versammelt fand. Durch die weitgeöffneten Fenster zog der Glockenklang herein, machte die Arbeit ruhen und ließ die Herzen aufhorchen.

„Ihr Frauen," sagte der Alte, und seine Stimme zitterte ein wenig, „es ist Friede. Unsere Heere haben Paris genommen. Freut euch auf die Heimkehr der Unseren."

Die Frauen standen unbeweglich. Die Freude wollte noch nicht in ihr Hirn und fand keine Worte. Nur die alte Barbara murmelte, wie es der Hausherr getan hatte: „Gelobt sei Gott — gelobt sei Gott. ..."

Da hob das Rikchen die Schürze an den Mund und schluchzte wild hinein. Und die Maria legte schnell die Arme um ihre Schultern, denn das Rikchen wollte sich nicht beruhigen und schrie aus tiefster Seele: „Minge Mann! — Minge Juseph! ..."

„Nun kommt er ja, Rikchen," sagte die Maria, „nun kommt er ja bald," und sie streichelte und tröstete die Aufgeregte, bis auch die eigene Erregung niedergekämpft war. Das Rikchen aber wimmerte immer noch: „Minge Mann — minge Juseph. ..."

Der Alte von der Burg horchte in das Haus hinauf. Droben waren die Kinder von dem Glockengeläut wieder

erwacht, und er ging hinauf an ihre Betten und sagte ihnen, was geschehen sei. „Jetzt werdet ihr den Papa und den Onkel Hein und den Joseph bald wiederhaben. Schlaft wohl."

Als er in das Eßzimmer zurückkehrte, fand er den alten Schmitz in tiefem Grübeln vor. Er zog sich einen Stuhl heran und setzte sich zu ihm.

„Wie schön der Abend ist. Diese Glocken rheinauf und rheinab."

Der alte Schmitz nickte nur kurz. „Sagen Sie mal, Freund, Ihre aufrichtige Meinung. Ob der Blücher die Friedensbedingungen diktiert oder die Federfuchser."

Die neue Sorge des Freundes stimmte den Hausherrn heiter. „Soviel mir bekannt geworden ist," erwiderte er lächelnd, „ist die deutsche Rechtschreibung nicht die starke Seite des Feldmarschalls. Da wird er wohl das Schreibwerk den Diplomaten überlassen müssen."

„Wat? Richtig schreiben kann der Blücher nit? Aber richtig Haue austeilen, dat kann'r, deutsche Haue, auf hochdeutsch und auf plattdeutsch, wie et beliebt wird, und dat is doch wohl die Hauptsache. Antreten lassen soll er die Franzosenkerls, die uns so viel Blut und bittere Not gekostet haben, un anblasen soll er se, dat ihnen die Seele heult: ‚Heraus mit allem deutschen Land, ihr nixnutzig Volk, un Garantien her, dat ihr euch in alle Zukunft anständig betragt. Un den Beutel gezogen und all die Witwen und Waisen entschädigt, die ihr auf dem Gewissen habt!' Dat is doch wahrhaftig kurz un bündig, un mer braucht doch nit mehr als eine Gänsefeder dazu, um dat zu Papier zu bringen."

„Mir aus der Seele gesprochen, Schmitz."

„Hab' ich et getroffen? Dat freut mich! Aber wenn der Blücher nit zu Wort kommt — ich fürcht — ich fürcht — die Gänſ' in Frankreich werden arg viel Federn laſſen müſſen, bis die Diplomaten die paar Wörter zuſammengeſtoppelt haben. Und dann is et widder ganz wat anders."

Der Alte von der Burg ſchlug ihm aufs Knie. „Jetzt keine Grillen fangen. Freuen wollen wir uns, daß wir ſo weit ſind."

„Dat is wahr!" Und der alte Schmitz ſtreckte die Hand aus, ſchob ſie auf der Tiſchplatte hin und her, ſuchte und riß weit die Augen auf.

„Wat is denn dat? Ha — ham'mer wirklich noch nit gedrunke? Noch nit Viktoria gedrunke?"

„Freund, diesmal haben die Glocken ſchöner geläutet als die hellſten Pokale."

„Dat war für die Seele. Aber der Menſch beſteht aus Leib un Seele. Un wenn die Seele fröhlich is, dann gebührt dem Leib auch ſein Teil. Is dat nu wahr oder nit wahr?"

„Wir wollen den Elfer trinken, Schmitz. Den aus dem Kometenjahr. Damit hat es ſo recht eigentlich begonnen."

„Ich ſtimm' auch dafür. Nit, weil et damit begonnen hat, ſondern weil der Elfer der feinſte Burſch is, den wir auf der Flaſch' haben."

„Auch gut," ſagte der Hausherr. Und er ging und gab dem Rikchen Auftrag, den Wein aus dem Keller heraufzuholen, und die Maria brachte ihn ins Zimmer und brachte die Gläſer und den Tabakskaſten.

Die Gläſer klirrten ein wenig, als ſie ſie auf den Tiſch ſetzte, und der Vater hielt ihre Hand feſt.

„Freuſt du dich, Maria?"

Sie schaute ihm in die klaren Altersaugen und nickte ihm stumm zu.

„Nimm dir ein Glas und setz dich zu uns. Es ist Feierabend in der Welt, Maria. Und wir wollen ihn heiligen und auf eine glückliche Wiederkehr der Menschen trinken, die wir lieben und draußen wissen."

Da klangen die Gläser mit gutem Klang aneinander, und die Maria saß zwischen den Männern und horchte auf ihr Gespräch und horchte darüber hinaus in die Ferne.—

Mit der ersten Sonne war der Hausherr auf. Es duldete ihn nicht länger daheim, und er machte sich auf den Weg zur nächsten Poststation, um nach Briefen und Zeitungen zu fragen. Am Nachmittag kehrte er zurück, und er rief Maria, die er im Garten auf und ab schreiten sah. „Ich habe Briefe aus dem Felde." Und sie war bei ihm, als hätte sie nur auf diesen Anruf gewartet.

Auf einer Gartenbank faltete der Alte die Briefschaften auseinander. Von den grün überhangenen Wegen schallten die Stimmen der spielenden Kinder.

„Es sind nur wenige Bleistiftzeilen, Maria, aber sie enthalten eine Fülle des Glückes, sie enthalten das Wort Friede."

Und er las ihr Heins kurzes Schreiben vor.

„Mein lieber Vater! Dein Brief kam vor Paris in meine Hände. Joseph brachte ihn mir, als die Adjutanten von Truppe zu Truppe galoppierten und den Frieden ausriefen. Paris ist unser, und ich hoffe, der Krieg ist beendet. Wir liegen am Feuer und singen angesichts der bezwungenen Stadt Heimatlieder. Morgen soll der Einzug erfolgen. Aber bevor ich mich zur Ruhe strecke, sollen diese Zeilen an Dich abgehen und Dir sagen, daß wir uns

wohl und glücklich befinden, der Barthel, der Joseph und ich, und daß wir Euch vielmals danken für die guten Nachrichten von daheim. Was ich alles aus Deinem Brief herauslas, mein lieber Vater, das weißt Du, und wir haben uns immer mit wenigen Worten verstanden. Zu werden wie Du, ist schwer, aber es ist eine schöne und hohe Lebensaufgabe. Ich werde in Paris nicht von Barthels Seite gehen, bis wir die Dinge zu seinen Gunsten gewendet haben. Dann suche ich unsere Sibylle auf. Grüße unsere Schwester Maria, das Rikchen, die alte Barbara, den Onkel Schmitz. Küsse die drei Kinder. Und sei umarmt von Deinem getreuen Sohn Hein."

„Unsere Schwester Maria ..." wiederholte die junge Frau, als liebkose sie die Worte.

„Ob dieser andere Brief, den ich nicht öffnete, auch von der Schwester Maria spricht," meinte der Alte lächelnd, „weiß ich nicht. Er ist an dich gerichtet."

Sie nahm ihn entgegen und mühte sich, ruhig zu erscheinen. „Weshalb hast du ihn nicht geöffnet, Vater? Er ist von Barthel."

„Lies ihn nur, Maria. Steht Wichtiges darin, so wirst du es mir schon sagen."

Sie öffnete ihn und beugte sich tief über das Blatt. Und der Alte saß auf der Bank still neben ihr und schaute nach den Schwalben, die hoch oben im Blauen hin und her schossen und sich plötzlich niedersenkten, um die Nistplätze auszukundschaften. „Zierip — zierip," klang es von allen Seiten.

„Sie wollen bauen," sagte der Alte. „Die Zeit ist da."

Maria strich sich mit der Hand über die Stirn, blickte

auf und reichte ihm den Brief. „Er ist gesund und frohen Mutes, Vater —"

„Das freut mich von dir zu hören. Aber wenn du willst, überzeuge ich mich selber." Und er las den Brief für sich.

„Meine liebe Maria! Paris ist unser. Und alles das, was mir in der Welt noch bevorstehen kann, hoffe ich auch noch zu überwinden. Denn dann erst kann auch ich vom Frieden sprechen, von dem sie an allen Lagerfeuern singen. Du hast so viel Gutes an mir getan mit freundlichem Zuspruch in den Feierabendstunden auf der Burg und mit frohmachenden Briefen, die mir im Felde die Heimat erstehen ließen, Dich und die Kinder und den Vater und alles, was meine besten Gedanken umschließen, daß ich weiß, Du wirst auch auf dem Gang nach Paris mir zur Seite sein. Wenn Du diesen Brief erhältst, so küsse mein Brigittchen, als ob ich es küßte, damit sie verspürt, daß sie in besserer Hut als früher ist. Ich habe ein so großes Vertrauen zu Dir, Maria, und eine solche Ruhe überkommt mich, wenn ich an Euch beide denke, daß mir oft ist, als wärest Du die Mutter meines Kindes. — Dem Vater und allen lieben Menschen dort meine Grüße. Ich bin Dein dankbarer Barthel."

„Ja," sagte der Alte, faltete den Brief und gab ihn ihr zurück, „das ist ein großes Vertrauen, und es ehrt euch beide." Er sah ihr in die Augen. „Tränen, Maria? Ich hoffe, die Freude über das Vertrauen eines ehrlichen Mannes treibt sie dir in die Augen."

„Ja, Vater —"

„Er ist ein Mann, Maria, der nichts will als Glück schaffen und sich selbst ein wenig daran wärmen."

Sie schüttelte hastig den Kopf. „Nicht doch, Vater. — Nicht ein wenig wärmen — nicht ein wenig nur. Er darf gar nichts anderes empfinden als Wärme. So meine ich es."

„Das ist sehr viel, Maria, und es gehört viel Liebe dazu."

Sie schwieg, und ihre Hände strichen unruhig über ihre Knie.

Der Alte fuhr fort: „Menschen, die das Unglück kennen gelernt haben, sind sich die besten Helfer, mein liebes Mädchen. Willst du ihm nicht helfen?"

„Vater, ich habe ihn so lieb, daß ich meinen Johannes bei der Hand nehmen kann und ihm folgen, wohin er gehen will."

Des Alten Hand legte sich auf ihren Scheitel. Und sie lehnte ihren Kopf fest gegen seine Schulter. So saßen sie und hörten die Stimmen der spielenden Kinder durch den Garten schallen und das Zierip der segelnden Schwalben.

„Nun ist mir ganz frei ums Herz," sagte die Maria und regte sich nicht.

Und die Schwalben schossen um die Burg, und wo der Wintersturm die alten Nester heruntergejagt hatte, kreisten sie eine Weile und suchten einen anderen, gesicherteren Platz. Und der Alte wies Maria darauf hin.

Fern auf den Feldern sangen die Menschen in den Frühlingsabend hinein. —

Die Kinder kamen herbei und schmeichelten sich zum Gutenachtgruß auf die Bank. Und Maria hielt ihre Händchen in den ihren. Dann rief das Rikchen, daß die Abendsuppe für die Kinder fertig sei, und Maria führte die

Kinder ins Haus und brachte sie zu Bett und saß lange bei ihnen.

Vom Dorf her fuhr ein Wagen die Gasse hinauf. Er hielt vor dem Burgtor, und der Kutscher knallte mit der Peitsche. Der Alte erhob sich von seiner Bank und ging durch den Abendfrieden, um dem Besucher zu öffnen. Er hatte von den Kindern geträumt, die vor langen Jahren in diesem Garten spielten.

„Sibylle," sagte er, „da bist du ja."

Sie tat ein paar Schritte ihm entgegen, und das Tor fiel hinter ihr zu. Die Reisetasche lag auf der Erde. In furchtbarer Erregung streckte sie die Hände vor, und der Alte ergriff die Hände und zog die Heimgekehrte an seine Brust. „Guten Abend, meine kleine Sibylle."

Da löste sie ihre Hände aus den seinen und schlang sie ihm fest um den Nacken. „Guten Abend, Vater — guten Abend, Vater — —"

„Siehst du," sagte er, „es ist hier alles geblieben, wie es war. Du brauchst gar nichts umzulernen."

„Vater — Vater — daß ich nur fortgehen konnte! Daß ich nur von hier jemals fortgehen konnte."

Der Alte hob ihr Gesicht. „Kind, du hast keinen Grund, dich zu schämen. Du bist einem starken Jugenddrange gefolgt, weil du dich und uns nicht unglücklich machen wolltest, und kehrst nun heim und machst dich und uns glücklich. Das ist nur ein Grund zur Freude und zum Dank."

„Ich freue mich," murmelte sie, „ich freue mich so sehr, daß ich dir kaum danken kann."

Da nahm er ihr Gesicht in beide Hände und küßte sie herzlich auf den Mund.

„Willkommen daheim, kleine Sibylle. Dein Jungmädchenzimmer steht für dich bereit und wartet auf dich. Ich werde dich hinaufbegleiten, denn du wirst gewiß recht müde sein."

„Ich bin gar nicht müde, Vater, nicht ein wenig müde, seit ich hier bin." Aber sie ließ sich doch auf ihr Zimmer führen, und der Vater ging vor ihr hinauf, als wäre sie erst gestern gegangen und nicht Jahre um Jahre fortgeblieben unter Menschen und Dingen, die er nicht kannte, und sie folgte ihm, und jeder Schritt war ein tieferes Atemholen, und ihre Hand streifte heimlich die Wände.

Der Alte öffnete die Tür zu ihrem Mädchenstübchen. Da lag es, weiß und blank, Frühlingsblumen standen auf dem Tisch, und die Abendsonne streute ihre purpurnen Lichter darüber.

„Wer hat an mich gedacht?" stammelte Sibylle und sah ringsum und sah auf die Blumen.

„Kind, wir alle haben an dich gedacht und täglich mit dir geplaudert. Und für die Blumen im ganzen Haus sorgt die Maria."

„Die Maria," wiederholte sie. „Werde ich sie bald sehen?"

„Ich schicke sie dir, und sie soll dir einen Imbiß heraufbringen und dich zu Bett legen. Nein, nein," beharrte er, als sie widersprechen wollte, „du bist ja ganz herunter von der Reise, und alles, was wir uns zu erzählen haben, soll bei hellem Tage geschehen."

Da fühlte sie, daß er sie mit Fragen schonen wollte und ihr die Nacht zur Sammlung gab, damit sie aufrecht wie in alten Tagen durch Haus und Garten schreiten

sollte. Das Gefühl tat ihr so wohl, daß ihr Blut ruhiger wurde und ihre Stimme sicherer.

„Ich bin deine gehorsame Sibylle, Vater. Und wenn du es willst, sage ich dir so bald schon gute Nacht."

„Schlafe gut, Kind. Und vergiß nicht, daß du mir eine große Freude gemacht hast." —

Nun saß er schon seit einer halben Stunde auf der Veranda im Lehnstuhl und wußte Maria oben. ‚Es ist doch schön, alt zu sein,' dachte er, und der Abendfriede spann um ihn her, ‚die eigenen Wünsche schweigen, und das ganze Herz steht offen für all das Glück, das man in der Jugend übersieht.'

Er hörte einen leisen Schritt und schaute auf. „Maria," sagte er.

„Sie ist eingeschlafen wie ein Kind, Vater, und ich habe ihr alles sagen müssen."

„Frauenherzen finden sich schnell, wenn sie gleiche Wünsche tragen. Habt euch nur recht lieb. Ihr gehört zueinander."

„Wie schön sie ist, Vater. Ich wäre am liebsten die ganze Nacht bei ihr sitzen geblieben."

„Kommt schon wieder die Mutter bei dir zum Durchbruch, Maria? Nein, du brauchst nicht zu erröten. Ich sagte es dir schon früher einmal, daß du die geborene Mutter bist, und das ist der größte Ruhmestitel, den man einer Frau geben könnte. Und nun wollen wir die Sibylle schlafen lassen und auch selber früh zu Bett gehen."

Aber als er sein Zimmer aufgesucht hatte, litt es ihn nicht darin, und er mußte leise hinaufgehen vor Sibylles Stübchen und an ihrer Tür auf ihre Atemzüge horchen.

Ja, dachte er, Maria hat recht, sie schläft wie ein Kind. Es muß doch ein Segen an der Heimat haften. . . .

Die Sibylle aber war schon auf, als der Alte in der Frühe aus seinem Zimmer kam, und sie saß frisch und froh bei der alten Barbara und erzählte ihr von ihrem Sohne Joseph, und wie der Joseph sie aus der Stadt und in den Postwagen hinein gebracht hätte. Und das Rikchen, das sich zuerst scheu beiseite gehalten hatte, wurde schnell zutraulicher, und endlich vergaß es den Kaffee zu kochen und hatte hundert Fragen: wie der Joseph aussähe, ob er Arme und Beine noch hätte und den großen Appetit, und ob es im Franzosenland viele junge Witwen gäbe nach dem heidnischen Krieg.

„Minge Gott,“ sagte die alte Barbara, „dä Juseph es schun doll, äwwer beim Rikche es et noch doller zom Usbruch gekumme.“

Da schämte sich das Rikchen und sorgte, daß das Frühstück auf den Tisch kam. Und in der Küche war helles Lachen.

Der Alte rief fröhlich Sibylles Namen. „Bist du schon mit der Sonne heraus?“ Und sie kam in ihrem weißen Kleid zu ihm und reichte ihm beide Hände zur Begrüßung. „So gut habe ich seit Jahren nicht geschlafen und so sorglos nicht.“ Und sie fragte nach Maria.

„Die Maria ist bei den Kindern und frühstückt mit ihnen auf ihrem Zimmer. Ich habe sie im Verdacht, daß sie uns diesen ersten Morgen allein überlassen will.“

„Man muß sie liebhaben, Vater. Auch ohne den Barthel. Sie ist so weich und doch so sicher in all ihrem Tun. So ganz frauenhaft.“

„Du bist eine gute Menschenkennerin geworden, Sibylle.“ Und sie saß bei ihm und bediente ihn.

„Wollen wir jetzt einen Spaziergang durch dein altes Kinderreich machen?“ fragte der Vater und erhob sich. „Du wirst sehen, es fehlt nichts.“

„Doch. Es fehlt etwas.“

„Und was ist es?“

„Der Hein fehlt mir!“ Und ihre Augen lachten. „Ach, Vater, du hältst mich wohl für sehr übermütig, aber ich kann es dir doch nicht verschweigen und sag' es dir noch einmal: Der Hein fehlt mir, und ich hoffe, nicht lange mehr.“

„Komm einmal her, mein Mädchen,“ sagte der Alte von der Burg und zog sie nahe an sich heran. Er sah ihr mit seinem klaren Blick tief in die Augen, und sie erwiderte mit weitgeöffneten Augen seinen Blick. „Ja, ja, Vater,“ sagte sie leise, „du findest nichts Fremdes vor. Ich komme heil an Leib und Seele, und ich könnte es keinem anderen sagen als dir — und dem Hein, der es weiß.“

„Er hat mir davon gesprochen, mein Kind. Und noch was, was ich nur dir sage: ich habe euch alle gleich lieb, aber der Hein — siehst du, der Hein war zuerst da, und so ist da noch eine Art ‚Extraliebe‘. Von heute an — von heute an, Sibylle, sollt ihr beide euch darin teilen.“

Eine seltsame Erregung war über ihn gekommen, und er küßte sie auf Augen und Mund und bot ihr den Arm und führte sie in den Garten.

Ganz feierlich war ihr zumute, als er so hoch und stattlich neben ihr herschritt. Und ohne eine Frage abzuwarten, öffnete sie ihr Herz und ließ ihn hineinsehen und sagte ihm alles, was gewesen war und was werden sollte. Er hörte ihr zu, ohne sie zu unterbrechen, aber er führte sie noch

sorgsamer an seinem Arm, und sie nahm es als seine Antwort.

„Wär' erst der Hein hier," sagte sie, „wär' erst der Hein hier und könnte es dir noch einmal sagen."

„Bald werden wir wieder beisammen sein," erwiderte der Alte. „Dort über den deutschen Rhein wird er kommen und nach seinem Lohn fragen."

„Ich will jetzt zu den Kindern, Vater."

„Und ich will einen weiten Spaziergang machen. Auf Wiedersehen, Sibylle."

Sie wußte, daß er ihretwegen hinaufstieg in die Wälder. Um für sie alles zu bedenken — für sie und den Hein. Und sie sah ihm lange nach. ... „Der Vater!"

Die Kinder gaben sie nicht mehr frei, wie sie Maria nicht freigaben. Und die beiden Frauen ließen sich gefangennehmen, und während sie die jungen warmen Leiber in ihre Arme drückten, stieg es heiß in ihnen auf wie eine Sehnsucht nach immer neuen Reichtümern. ...

Am Abend kam der alte Schmitz, und er stand staunend und riß die gepolsterten Augen auf. „Wer bin ich?" rief die Sibylle, hielt ihm die Augen zu und gab ihm ohne Zagen einen Kuß.

„Wart," sagte der alte Schmitz, „ich komme schon auf den Geschmack. Wahrhaftig — uns' Sibyllchen."

„Ja, Onkel Schmitz, ich hatte mich verlaufen, aber die Burg lief hinter mir her und — da bin ich wieder." —

Jeden Tag gingen sie hinaus und durchwanderten das Land, und die Sibylle zeigte dem Vater und der Maria alle die Stellen, wo sie als Kinder gespielt, sich bekämpft, sich immer wieder gefunden hatten. Der April war vergangen, und nun war auch der Mai vorüber.

Mit zornrotem Kopf kam der alte Schmitz und fragte nach dem Burgherrn.

„Was ist Ihnen, Freund? Sie müssen sich mehr schonen."

„Ich schon' mich ja," rief der schwere Mann grimmig, „aber die Federfuchser in Paris schonen mich nit. Wenn ich en Haut wüßt', in die ich hineinpaßte, führ' ich wahrhaftigen Gotts aus der meinen heraus."

„Ein Glas Wein, Schmitz?"

„Nit einen Droppen! Auch noch dat Werk begießen, damit et besser gedeiht? O nee. Nit einen Droppen."

Er setzte sich breitbeinig auf einen Holzsessel und schlug mit der flachen Hand auf den Tisch. Da brachte ihm die Maria den Tabakkasten.

„Na ja," lenkte er ein, „rauchen is nit drinken. Un beim Rauchen kann man wenigstens auf die Kerls wat blasen." Und er stopfte seine Pfeife und blies starke Rauchwolken hervor. „Ach so, ich soll nu auch sagen, wat los is. Also die Unterzeichnung des Friedens hat zu Paris nu endlich stattgefunden. Die Gelehrten sind sich einig. Un wir sind die Dummen. Darüber sind wir uns wohl immer einig gewesen. Sonst wissen wir et seit heute. Mr hat, hol mich der Deuwel, vor den Franzosen 'ne Verbeugung nach der anderen gemacht, un et wundert mich nur, dat mr ihnen nit dat ganze linke Rheinufer gelassen hat, denn Elsaß-Lothringen und von der Rheinpfalz Landau und Saarlouis hat mr ihnen gelassen, un ihnen auch schön die Grenzen nach Italien un Belgien erweitert. Garantien? Der Napoleon sitzt auf Elba, so nah wie möglich an Frankreich heran. Dat sind die Garantien. Un Kriegskosten als Entschädigung für die Witwen

und Waisen? Nit einen Stüber! Dat wär doch nit kavaliermäßig, so feine Herren gegenüber, als wie die Franzuse sind. Ich krieg' den Schlag, wann ich noch weiter red'!"

„Und Deutschland? Was wird mit den Staaten und Völkern?"

„Et is en Kongreß in Wien ausgeschrieben. Da wird et wohl nit so fein zugehen als in Paris."

„Schmitz," sagte der Alte von der Burg und rüttelte ihn an der Schulter, „Geduld, wir werden schon noch alles hereinholen. Die Völker sind aufgewacht."

„Onkel," bat die Sibylle, „du hast die Hauptsache vergessen." Und die Maria nickte mit erwartungsvollen Augen.

„Wat? Is dat immer noch nit genug an Hauptsachen? Für meine Bedürfniss' is damit hinreichend gesorgt."

„Du hast uns noch nicht gesagt, wann die Armee — zurückkehrt, Onkel Schmitz."

„Die is schon auf dem Marsch."

Da fielen die beiden Frauen von links und rechts über den Grimmbart her und umarmten und drückten ihn.

„Das ist doch allein die Hauptsache, das ganz allein. Alles andere durftest du dir schenken."

Zuerst schaute der Alte verblüfft auf. Dann lachte er, daß es durch das Zimmer rollte. „Freund," rief er dem Hausherrn zu, „Freund, dat is auch en Standpunkt. Aber mr muß en Frauenzimmer sein, um auf so gescheite Gedanken zu kommen."

XIX

Als ob der Wald wanderte, so war es an einem blauen Junitage. Die ganze Dorfjugend kam den Höhenweg hinabgezogen, und die kleinen Burschen und Mädchen verschwanden unter der Last der Birken- und Buchenzweige, der gewaltigen Trachten an Eichenlaub und dunkelglänzendem Waldefeu. Aus den Hausgärten brachten die Frauen hochgefüllte Schürzen mit Blumen hinzu. Und vor allen Türen saßen die großen und kleinen Menschen und banden Girlanden und wanden Kränze. Morgen — morgen kamen die Söhne heim.

Quer über die Straße schaukelten die Girlanden mit den blumenbekränzten Willkommsprüchen, Ehrenpforten hoben sich an den Dorfeingängen, und vor den Häusern, aus denen ein Sohn mit hinausgemußt hatte ins Feld, prangten Transparente mit kriegerischen Bildern, und Kerzen beleuchteten Schilderei und Inschrift: „Heil dem tapferen Helden!“ „Hoch lebe der Sieger!“ „Segen dem Streiter für das Vaterland!“

Der Schullehrer als Leiter des Gesangvereins übte mit seiner Schar den Begrüßungschor, die alten Sankt-Sebastianus-Schützen putzten Uniformen und Gewehre, und der alte Schmitz ging mit wuchtenden Schritten in seinem Zimmer auf und ab und stieß mit rollender Stimme Kernsätze hervor, denn er überhörte sich eine Rede.

Die Sommersonne lag auf den Gassen und in den Stuben, in den Herzen und auf den Gesichtern der Alten und Jungen, und die Rosen blühten so überschwenglich, daß das ganze Dorf in Rosenduft gebadet schien.

Heimkehr — Heimkehr! ...

In der Burg saßen sie bis zum Abend und flochten und wanden und banden, und Tore und Türen wurden geschmückt und die Fensterbänke mit Kerzen besteckt. Die Frauen erzählten den Kindern Geschichten und wußten selber nicht, was sie sprachen, und die Kinder hörten nur mit halbem Ohre hin, denn ihre Seelchen waren den Heimkehrenden schon entgegengeflattert. Der Alte kam von Zeit zu Zeit aus seinem Zimmer, verweilte einen Augenblick und verschwand wieder im Hause. Die alte Barbara aber nähte ein paar lange Seidenbänder an ihre Haube. „Dä Jusepḧ well och ene schöne Familjenanblick. Mr moß dem Franzuseläufer klarmaache, dat et och zo Hus noch staatse Frauminscher gitt." Da bügelte das Rikchen noch in der Nacht heimlich ihre weißen Röcke.

Am anderen Tage wurden die Fahnen aus den Häusern gehängt, und auf dem Turm der Burg zog sie der Alte selber hoch an die Eisenstange. Die Leute standen in Sonntagskleidern auf den Gassen herum und redeten aufgeregt aufeinander los. Von Remagen her wollte man Böllerschüsse gehört haben. Nur um wenige Stunden konnte es sich noch handeln. Man lief in die Häuser, sah nach dem Essen, lief wieder auf die Straße hinaus und rief die Nachbarn an. Keine Minute blieben sie auf dem gleichen Flecke.

In der Burg schritten Sibylle und Maria durch die Räume. In allen Zimmern standen Rosen und Sommer-

blumen in Vasen und Krügen, und durch die Gänge schmeichelte der Duft, der aus dem Garten kam. Die Frauen gingen Arm in Arm. Sie sprachen nicht viel, aber oft und immer öfter drückte die eine den Arm der anderen, und dann nickten sie wie aus frohen Träumereien heraus.

„Hier werden sie zusammen schlafen," sagte endlich die Sibylle. „Ob sie sich auch gut vertragen werden?"

„Warum denn nicht, Sibylle?"

„Vielleicht besteht der Barthel darauf, daß du viel schöner seist als ich, und der Hein will es nicht von vornherein zugeben."

„Ach du Spötterin. Der Barthel hat Künstleraugen, und die werden den Unterschied schnell genug herausfinden. Ich fürcht' mich fast neben dir."

„So? Er kennt aber auch meine Unarten von klein an, und Hein kennt sie gerade so gut, und von dir wissen sie nur, daß du ein Engel bist."

Die Maria seufzte. „Der Barthel wird bald dahinter kommen, daß ich eigentlich nur ein recht kleines Mädchen bin."

Da lachte die Sibylle und nahm das Gesicht der Freundin in beide Hände. „Ja, hoffen wir, daß er recht bald dahinter kommt, du!"

„Sibylle!"

Aber das übermütige Mädchen hörte nicht auf den Einwurf. „Es gibt nur eins, Liebste, daß die Männer nicht ins Vergleichen hineingeraten und wir beide die Kosten zu tragen haben. Wir müssen sorgen, daß sie hier nicht zu lange zusammen kampieren, und daß einer von ihnen das Feld räumt."

„Das soll wohl der Barthel sein?"

„Siehst du, wie eigennützig du denkst? Nun, wenn es der Barthel sein muß, können wir ihn ja für den Verlust des Hein entschädigen."

Die Maria stand rotübergossen. Dann warf sie den Kopf zurück und umschlang die Freundin und küßte sie.

„Gott," sagte die Sibylle, „wenn die Männer wüßten, daß wir uns hier in ihrem Zimmer geküßt haben. Komm — komm!"

Und lachend stoben sie hinaus und suchten ihre Stübchen, um auch sich zu schmücken.

Der Alte von der Burg hörte in seinem Zimmer das Lachen und Eilen der jungen Frauen. Noch lange horchte er hinterher, und sein Blick streifte die holzgeschnitzte Mater Dolorosa mit den sieben Schwertern im Herzen und kehrte zu ihr zurück.

„Es will Abend werden," sagte er, „und das Tagewerk ist nun bald verrichtet. Schmerzen die Schwerter noch? Nein? Dann weiß ich, daß ich nicht umsonst meinen Platz hier festgehalten habe, ihr Mütter, und daß auf den Abend ein Morgen folgt." Er erhob sich, und seine Finger glitten über die Holzfigur.

„Wenn der Hein zurück ist, du eine, und wenn der Barthel zurück ist, du andere, und die Sibylle ist da und für den Johannes der kleine Johannes mit seiner Mutter — dann, glaube ich, darf ich in den Garten gehen und rote Rosen heraufholen und sie an die Stelle der Schwerter stecken. Nein, nein, die Wunden werden nicht mehr bluten. Sie werden sich schließen, und ihr werdet friedlich schlafen, wie ich einmal friedlich zu schlafen gedenke."

Und er ging den gleichen Weg, den die jungen Frauen

gegangen waren, durch das ganze Haus, und sah nach den Blumen in den Vasen und Krügen und stand in dem Zimmer, das den Hein und den Barthel gemeinsam beherbergen sollte. In seinen Ohren klang noch das frohe Lachen der Frauen, und als er sich umwandte, um das Zimmer zu verlassen, lag auch auf seinen Zügen ein stilles Lächeln.

Auf der Veranda fielen die Kinder über ihn her und beschwerten sich, daß sie so lange in ihren weißen Kleidern stillsitzen müßten, und bettelten, bis er ihnen eine Geschichte erzählte aus der Zeit, als der Großvater noch ein kleiner Junge war. Dann kamen die Frauen in ihren weißen Festgewändern, plötzlich ganz still geworden und mit vor sich hinblickenden Augen. Und die alte Barbara kam mit dem blank aufgeputzten Rikchen, und zwischen sich führten sie den kleinen Joseph, der eine kriegerische Hahnenfeder am Hute trug, eine Schärpe um den Leib und einen Holzsäbel daran. Sie alle setzten sich in den Kreis, strichen über ihre Kleider und saßen still.

Und das ganze Dorf war still und atmete nur leise vor Erwartung.

Spätnachmittag war es, und regungslos tranken die Bäume die Sonne.

Der Alte von der Burg hob den Kopf. Seine Brust atmete schneller. „Sie kommen," sagte er und stand auf. Der Jubelschrei der Kinder antwortete ihm.

Sie schritten über die Kieswege des Gartens. Schon flogen die Kinder voraus und öffneten die Torflügel des alten Steinportals. Da krachten die ersten Böllerschüsse vom Dorfeingang her, und ein Brausen und Rufen verschlang die Stille.

„Sie kommen — sie kommen!"

Von Unkel her zog der Trupp heran. In Koblenz waren sie entlassen worden, bei Remagen waren sie über den Rhein gesetzt. Verbrannt und bestaubt, perlende Tropfen auf der Stirn, Feldmütze und Rock mit Blumen besteckt, marschierten die Rheinbreitbacher in kräftigem Schritt und Tritt durch die Ehrenpforte, erwiderten die brausenden Hochrufe der Dorfgenossen aus voller Kehle, machten halt und stürzten sich in den Knäuel, um zu den Ihrigen zu gelangen. Und jedes Wort ging unter in dem Geschrei der erregten Menge.

Jetzt bogen die drei von der Burg in die Gasse ein, die hinauf zum alten Burgtor führte. Der Alte stand mit den Frauen und Kindern entblößten Hauptes vor dem Portal. Sein weißes Haar schimmerte in der späten Sonne. Er wollte etwas sagen und gelangte nicht dazu. Der Hein war den anderen vorausgeeilt und hatte ihm die Arme um den Hals geworfen.

„Junge — mein Junge ...." Und er preßte ihn an sich und gab ihn lange nicht frei.

Dann war der Barthel herangekommen, und der Alte streckte die Hand nach ihm aus und hielt nun beide an seiner Brust.

„Willkommen daheim. Gott segne eure Einkehr."

„Willkommen," sagten die Sibylle und die Maria, und die Maria schob die kleine Brigitte vor, die mit einem Jubelruf den Leib des Vaters umklammerte. Da gab der Alte die Söhne frei, und der Barthel hob sein kleines Mädchen hoch in die Luft und herzte und küßte es ab, und der Hein wandte sich der Sibylle zu, und beider Hände zitterten heftig, als sie sich begegneten, und die Sibylle

sagte: „So küß mich doch, Hein." Die Maria aber stand mit Tränen in den Augen und hielt den Johannes an der Hand. Und der Barthel beugte sich schnell herab und nahm den Johannes auf den Arm. Und sie küßten ihn beide, die Frau und ihr Knabe.

Der Joseph aber hatte immer noch das Rikchen am Hals und den kleinen Joseph an den Beinen hängen.

„Haste mer — och — Franzuse — metgebraach', Vatter?"

„Ene janze Fuhrmannsladung voll, Jusephche. Awwer mr wollt die Mosjöhs nit mieh zollfrei ereinlasse, un da han ich se zom Düwel gejagt." Seine lustig umherblinkenden Augen hatten die alte Barbara entdeckt und die neuen Seidenbänder ihrer Haube. In seinem Gesicht begann es zu arbeiten. Er schlenkerte mit den Beinen, um den kleinen Joseph loszuwerden, er wies eine neue Umarmung des Rikchens zurück. Und nun stolperte er vorwärts und nahm die Alte in beide Arme.

„Mutter — ming ahl Mutter ..."

Und er drückte den Kopf an ihre eingefallene Brust und heulte laut auf.

Die Greisin heulte kräftig mit. Und während die hager gewordenen Hände ihn betasteten, murmelten ihre Lippen: „Juseph — Juseph — du bes un bliwws doch ene domme Jung." —

Der Burgherr trat ins Tor. „Kommt herein, kommt herein. Wir haben nur eine Stunde für uns, denn heute gehören unsere Krieger dem ganzen Dorf, das allen Heimgekehrten die gleichen Ehren erweisen will. Sputet euch — sputet euch!"

Da drängten sie sich durch das Burgtor, und jeder

wünschte an der Seite der Heimgekehrten zu bleiben, aber die Kinder behielten den Vorrang. Und als der Hein und der Barthel wieder erschienen, erfrischt und vom Staub gesäubert, und der Vater ihnen den Willkommbecher bot, war der Abend herabgesunken, die Burg erstrahlte im Licht der Kerzen, und über dem ganzen Dorf lag ein festlicher Lichterschein.

Und nun setzten die Kirchenglocken ein.

Der Vater schritt mit der alten Barbara vorauf. Hinter ihnen gingen die Kinder, den kleinen Joseph in der Mitte. Der Barthel und der Hein, von Maria und Sibylle geleitet, folgten, und der Joseph machte mit Rikchen den Schluß. So schritten sie die Dorfgasse hinunter und ordneten sich vor der Kirche in den Zug ein und traten durch das Portal in die Kirche, die angefüllt war von den mächtigen Klangwogen der Orgel, dem Schein der Kerzen und dem Duft der Blumen auf den Altären.

Da begrüßte der Geistliche die siegreich heimgekehrten Söhne des Dorfes und dankte ihnen im Namen der Gemeinde und des Vaterlandes und gab Gott die Ehre.

In dem Organisten aber wurde der Künstler wach, und während er die alten Kirchenlieder spielte, klang es aus seiner Begleitung wie ferne Schlachtenmusik, daß die Herzen der Hörer erschauerten und sie noch inbrünstiger dem Vater der Heerscharen dankten für das glückliche Geleit der Heimgekehrten und um seinen Segen baten für die, die draußen geblieben waren auf den blutigen Feldern, vor dem Feind.

Der Gottesdienst war zu Ende. Von den Dorfältesten geleitet, zogen die Krieger durch die geschmückten heimatlichen Gassen, die im Lichterschein der Kerzen und Öl-

lämpchen hell erglänzten, und in weitem Bogen zum girlandenumwundenen Wirtshaus. Im Gastzimmer, das nach der Straße lag, stand ein Tisch bereit für die Ehrengäste. Noch drängte sich das Volk erwartungsvoll auf der Gasse. Der Tanzsaal wurde erst später geöffnet.

„Se kumme — se kumme!"

„Platz, Platz! Stillestonn! Loßt doch die klein Kinder in de erste Reih! Jetzt äwwer Mul gehalde!"

In der Ferne, wo die Dorfstraße in die Landstraße nach Honnef einbog, flammte es rot auf. Und der rote Lichtschein kam näher, und man unterschied die fackeltragenden Turner und Sankt-Sebastianus-Schützen. Fünf Mann Musik marschierten vorauf, ein Geiger, ein Hornist und ein Flötenbläser, dazu der Mann mit der großen Trommel und dem Tschingdadeckel und ein Bursche mit der Triangel. Eine gewähltere und vollzähligere Musik war nicht zu beschaffen gewesen. Brauchte doch jedes Dorf und jedes Städtchen im Umkreis heut seine Musikanten selber.

Aber die fünf taten ihr Bestes, und wenn es ihnen nicht möglich war, beim Marschieren peinlich auf ein harmonisches Zusammenspiel zu achten, so gaben sie doch des Tones die Fülle, und ihr Ehrgeiz war, die große Trommel, die sich wie wild gebärdete, plötzlich jäh zu übertönen und streckenweise die Führung zu behalten, bis sich Kalbsfell und Tschingdadeckel wieder durchgearbeitet hatten.

Die heimgekehrten Rheinbreitbacher aber, die an den Fenstern des Gastzimmers aufgereiht standen, hörten aus allem nur die große Ehrung heraus, die ihnen von der Gemeinde zugedacht war, und sie blickten stolz und gerührt dem Zug entgegen. Die Musik schwenkte ab und hielt.

Der Gesangverein nahm das Vordertreffen ein und sammelte sich nach Tenören und Bässen geordnet um seinen Dirigenten. Die Fackelträger bildeten einen Halbkreis und sperrten die Straße ab.

Die Musikanten spielten unverdrossen, bis sich der Aufmarsch vollzogen hatte. Jetzt brachen sie ab. Der Dirigent hatte den Stab erhoben. Und unter des Lehrers fester Führung setzten die klingenden rheinischen Stimmen ein zum Sängergruß an die Vaterlandsverteidiger.

„Gott war mit euch, er maß die Prüfungszeit,
Er gab euch Mut, den großen Kampf zu enden,
Er hat durch euch vom Feinde uns befreit,
Und Sieg empfangen wir aus seinen Händen,
Ihr kämpftet treu für Gott und Vaterland,
Das deutsche Recht erkämpftet ihr euch wieder,
Die edle Freiheit, feste Treue, deutsche Lieder
Sind nun des Vaterlandes Unterpfand."

Eine mächtige Gestalt schob sich vor. Der alte Schmitz trat vor seine Dorfgenossen.

„Ruhe," flüsterte man im Kreis. „Still, domet mer doch versteiht."

Aber die Mahnung war überflüssig. Die Stimme des alten Schmitz rollte wie Donner über die Köpfe hinweg und erdrückte jedes fremde Wort.

„Meine lieben Rheinbreitbacher! Dat is bei Gott en Freudentag, wie wir ihn nit oft erleben. Und wir wollen drum nit traurig sein. Denn erlebten wir ihn öfter, dann wär' ja auch öfter Krieg. Un davon haben wir nu de Hülle un Fülle gehabt un hätten ihn noch, wenn nit unsere tapferen Söhne mit einem eisernen Besen hinausgezogen wären un hätten Deutschland reingefegt von welschem Übermut un wären über den Rhein gegangen, immer

die Nase auf den Napoleon, un hätten ihn und seine Legionen zusammengedroschen wie alt Korn auf der Tenne. Hab' ich recht oder hab' ich nit recht?"

Die Musik griff vor. Sie spielte einen Tusch und gab sich zufrieden.

„Meine lieben Rheinbreitbacher! Weil unsere Söhne sich so bewährt haben als deutsche Männer un nit Not un Tod gescheut haben, um unseren schönen Rhein wieder deutsch zu machen, deshalb is dat en Freudentag, un wenn auch in manche Häuser geweint wird um welche, die nit mehr mit zurückgekommen sind. Die aber, die wir hier am Fenster der Gastwirtschaft erblicken, bringen uns Ersatz, denn sie bringen neben dem erprobten Arm un dem gefestigten deutschen Bewußtsein die erweiterte Lebenserfahrung, un alles dat kömmt der Gemeinde in erster Linie zugut. Dorf bleibt zwar Dorf, aber et kömmt drauf an, ob et bloß Bauern oder ob et freie Männer auf dem Land sind. Is dat verständlich?"

„Et is so — so is dat!"

„Meine lieben Rheinbreitbacher! Ich bin kein Redner, aber so viel sag' ich doch: den Männern, die heut heimgekehrt sind vom Felde der Ehre, is die ganze Gemeinde unauslöschlichen Dank schuldig, un wir wollen ihn zahlen, indem wir jeden, der mitgefochten hat, ganz gleich, wie er heißt un wat seine Beschäftigung is, von Stund' an ganz besonders achten un hochschätzen als einen Tapferen, der sein Leben dafür eingesetzt hat, Deutschland aus der Schmach der Unterdrückung un — un — na ja, dat läßt sich einfach gar nit aufzählen — aus der Schmach der Zeit zu befreien. Dat sin Kerls, wie sie der Herrgott un sein Freund, der Blücher, gern hat, und deshalb fordere

ich euch auf, alt un jung, Männer und Frauen, begeistert mit mir einzustimmen in den Ruf: die Tapferen von Rheinbreitbach — sie sollen leben — hoch — hoch — hoch!!"

Diesmal behielt die große Trommel die Oberhand. Geiger, Hornist und Flötenbläser mußten es anerkennen. Und während die Menge Hoch und Vivat jubelte und die Fackelträger Spalier bildeten, begab sich der alte Schmitz in das Gastzimmer und führte die Gefeierten hinaus, hin und zurück durch das Spalier und dann unter Vorantritt der Musik geradenwegs in den Tanzsaal. Die Musikanten erkletterten die freihängende Bühne, ließen sich in der Geschwindigkeit einen Schoppen reichen und spielten auf.

„Achtung!" gebot der alte Schmitz. „Ehrenrunde für unsere tapferen Helden!"

Und die heimgekehrten Krieger winkten ihren Schönen, die sich errötend Bahn brachen, und begannen den Rundtanz. Der Barthel tanzte mit der Maria, der Hein mit der Sibylle. Und dann wurde der Ball für eröffnet erklärt.

Auf schwergefügtem Gestell ruhte ein Faß Wein, eine Spende des alten Schmitz, und die Bedienerinnen liefen mit den Schoppengläsern und kamen nicht mehr zur Ruhe. Die Männer holten ihre Pfeifen heraus und schlugen Feuer. Blau zog der Tabaksqualm durch den Saal und legte sich wie ein Nebel um die Öllampen. Von Zeit zu Zeit wurden die Fenster geöffnet und ein Durchzug verursacht. Dann tauchten wie aus einer Wolke die Musikanten auf ihrer hochhängenden Bühne auf, und man sah, daß auch der wackere Hornist eine brennende Tabakspfeife in der Linken hielt, aus der er, sobald er ein paar Takte Pause hatte, einen redlichen Qualm entwickelte. Überall aber wurden die Köpfe röter, und einer nahm den anderen

beim Rockknopf und versicherte ihn ausdrücklich seiner Freundschaft.

„Et is furchtbar gemütlich," sagte der alte Schmitz und klopfte des Freundes Knie.

Und der Alte von der Burg nickte ihm zu und erwiderte ihm: „Sie kommen alle über die gefürchtete Weichheit des Wiedersehens hinweg und finden schneller das vermittelnde Wort."

Vor ihnen wogte und hüpfte es unermüdlich, klingelten die Gläser und lachten die braunen Mädchen auf. Hier und dort an den Tischen begann man zu singen, Rheinlieder und Soldatenlieder. Die Geige lief dem Horn davon, die Flöte blies sie wieder zusammen, die große Trommel feuerte die Ermüdeten an, und die Triangel sang ohne Unterlaß einen süßen Takt.

Die Kinder wurden müde und rieben sich verstohlen die Augen. Maria sah es und winkte den anderen zu. Da erhoben sie sich geräuschlos, schüttelten dem alten Schmitz die Hand und gewannen das Freie. Die Kinder waren auf den Armen der Männer eingeschlafen, als sie durch das Burgtor schritten. Droben flimmerte und blinkte der Sternenhimmel, und in den Büschen trieben Hunderte von grünflammenden Leuchtkäferchen einher.

Vom Turm aber rauschte leise die Fahne über Träume und Schlaf der Burg. — —

„Hast du ein wenig Zeit für mich übrig, Vater?" fragte am anderen Morgen der Barthel.

„Ja, für wen anders habe ich denn meine Zeit als für euch? Willst du mit mir auf mein Zimmer kommen?"

„Es hat sich manches ereignet," sagte der Barthel und saß dem Vater gegenüber, „was ich nicht schreiben konnte,

weil es zu kalt und auch zu selbstsüchtig auf dem Papier steht. Ich mochte nicht, daß es aussehen sollte, als empfände ich nicht mit dem Unglück einer anderen. Josepha ist tot, Vater. Sie starb in Warschau."

Der Alte blickte ihn ruhig an. „Ich stehe zu nahe am Wegende, Barthel, um nicht die Begriffe Glück und Unglück einer Nachprüfung unterzogen zu haben. Deshalb wundere dich auch nicht, wenn mich deine Nachricht nicht tiefer erschüttert. Der Tod kann auch als Glücksbringer kommen. Hier scheint er es mir gewesen zu sein. Was wäre Josepha jetzt und später, wenn sie nicht in Warschau begraben läge ..."

„Vater, ich habe gedacht wie du. Wir wollen die Toten ruhen lassen, die wir selber längst begraben hatten. Hier ist ein Brief und ein Dokument, das über ihr Hinscheiden berichtet und es amtlich beglaubigt."

Der Alte nahm die Papiere, las sie schweigend durch und blickte den Sohn an.

Der Barthel schöpfte Atem. „Es ist zwischen dir und uns nie der Brauch gewesen, schmückende Worte zu erfinden für das, was in uns vorgeht. Ich habe Maria lieb, Vater. Mehr weiß ich nicht zu sagen."

„Wünschest du, daß ich für dich werbe, Barthel?"

„Nein, Vater, ich möchte nur deiner Zufriedenheit gewiß sein."

„So geh zu ihr und sei davon überzeugt, daß ich euch immer lieber zu zweit vor mir sehen werde als den einzelnen, den ich doch auch sehr lieb habe."

Der Barthel erhob sich. „Ich hoffe, Vater, daß dein Wunsch in Erfüllung gehen wird."

Draußen suchte er Maria auf und nahm sie mit in

den Garten hinein. „Du mußt mir schon ein halbes Stündchen opfern und, wenn du willst, auch mehr."

„Es ist heute viel zu sorgen, Barthel. Wir möchten mit der Küche Ehre einlegen."

„Ich glaube nicht, daß ich heut viel davon bemerke. Aber etwas anderes — ja — das möchte ich recht deutlich bemerken." Und als sie schweigend neben ihm herging, fuhr er fort: „Ich möchte dich fragen, ob du mich liebhast, Maria?"

Sie hielt den Kopf gesenkt, daß er ihr Gesicht nicht sah. Und er fragte wieder: „Hast du mir zugehört?"

„Ja."

„Hast du mich lieb, Maria?"

„Ja."

„So sieh mich doch an."

Da tat sie es, und ihre Wimpern zitterten über den Augen, und ihre Lippen zitterten.

Er nahm sacht ihre Hand auf. „Das Brigittchen ist mutterlos, Maria, und wenn seine Mutter auch nicht gestorben wäre, es hätte nie eine Mutter gehabt. Wirst du ihm eine so glückliche Kindheit schaffen wie deinem — wie unserem Johannes?"

„Wie unserem Johannes," wiederholte sie.

„Ich habe dem Vater versprochen, Maria, daß ich dich zu ihm bringen würde. Aber ich meine, das hat noch ein wenig Zeit. Und du —?"

„Ach," sagte sie, „Barthel," und legte ihm die Hand auf die Schulter und hob den Kopf mit geschlossenen Augen. „Wir sind doch längst so zusammengewachsen, Barthel, daß wir — daß ich — und du —"

Er staunte ihr glückliches Gesicht an, und das Gefühl,

daß er, er ihr mehr bedeute, als er selber je von sich gehalten hatte, ergriff ihn übermächtig.

„Sprich nicht weiter," bat er, beugte sich über sie und schloß ihr den Mund. — —

Bei der Mittagsmahlzeit sagten sie es den anderen, daß sie hinfort zusammenbleiben wollten als Mann und Weib. Und es wurde eine stille und andächtige Feier.

„Wir möchten uns nicht allzulange mehr missen," sagte der Barthel, „und mich selbst zwingt es auch nach der Werkstatt. Da habe ich denn an Düsseldorf gedacht. Nächst Rheinbreitbach habe ich mich nirgend so wohl gefühlt wie dort, wo ich als junger Anfänger in die Kunst hineinschritt. Dort möchte ich auch in unser gemeinsames Leben hineinschreiten. Dann ist mir Düsseldorf in doppeltem Sinne Heimat."

Und sie besprachen, daß er schon morgen reisen und Werkstatt und Wohnung suchen sollte. Und mit Eifer erklärte er, wie er gleich auf dieser Reise Kirchenpatrone und geistliche Auftraggeber aufzusuchen gedenke, um nicht mit leeren Händen in seiner Werkstatt zu sitzen. „Wenn ich dann wiederkomme, sind Maria und die Kinder marschbereit, und wir fahren zu Schiff durch den Sommer in den neuen Hafen."

Sie wanderten alle mit ihm, als er aufbrach, um die Poststation zu erreichen. Nicht laut singend, wie bei seinem ersten Auszug nach Düsseldorf, aber ein Singen und Klingen in sich selber erhorchend. Und als der Postillion das Horn ansetzte, schüttelten sie dem Barthel die Hand und wandten sich dem Rheine zu, um Maria nicht zu bemerken, die noch am Wagen zurückgeblieben war.

Dann kam Maria ihnen nach und verspürte so große Sehnsucht nach den Kindern, daß sie bat, nach Hause zurückkehren zu dürfen, und der Vater bot ihr den Arm und führte sie heim. Der Hein aber und die Sibylle riefen einen Kahn an, denn sie wollten nach Nonnenwert und weiter ans andere Ufer, in den Wald. Und sie glitten über den Strom und sprachen kein Wort und blickten erst zueinander auf, als sie im Bogen um die alte Wohnstätte der Nönnchen herumfuhren. Da lachten sie beide heiter auf, denn sie dachten an Sibylles Erziehungsfahrten und was sich alles auf ihnen zugetragen hatte.

Der Kahn fuhr weiter, und als er drüben in den Sand knirschte, sprang die Sibylle mit leichtem Satz hinaus und lief über die Landstraße in den Wald hinein. Und der Hein lohnte den Fährmann ab und folgte ihr.

„Sibylle! —" rief er durch die hohle Hand, „Sibylle!"

„Such — mich — —!" tönte es zurück, und er hatte die Richtung und sprang auf eine mächtige Buche zu, hinter der er sie ergriff.

„Warte," stieß er atemlos hervor, „ich werde dich lehren, mich immer auf die Suche zu schicken. Jetzt hab' ich dich und halt' ich dich, und du hältst mir still."

„Hein — ich muß dir erklären — —"

„Erklärungen werden nur von dem besiegten Feinde entgegengenommen. Erst muß ich meinen Zorn gekühlt haben."

„Herrgott," stammelte sie und küßte ihn wieder, „wenn das dein Zorn ist — wie muß dann wohl — deine Liebe — sein —"

„Ich habe auf deine Augen einen Zorn," sagte er und küßte ihre Augen, „und ich habe auf deinen Mund einen

Zorn, und auf das ganze Mädchen, das ich endlich im Arm habe, habe ich einen Zorn. ..."

„Noch immer — Hein —?"

„Nimm dich in acht — er steigert sich."

„Du — du —!" rief sie und preßte sich an ihn. „Ich geb' mich ja besiegt — auf Gnade und Ungnade."

„Mädchen, Mädchen, wie schön du bist — wie schön das ist."

Und einer den Arm des anderen um die Hüften, schritten sie weiter in den Wald hinein und stiegen die Höhe hinauf und sahen den Rolandsbogen unter sich liegen und das sonnenschimmernde Rheintal mit seinen blanken Städtchen und Dörfern. Und drüben, zwischen Rebenhügeln, Rheinbreitbach und das heimatliche Burghaus ganz in Grün gebettet.

„Weißt du auch, worauf wir stehen, Sibylle? Auf dem Rodderberg, auf dem alten Vulkan, der noch wenige Jahre vor Christi Geburt Feuer und Flammen spie. Als er sich endlich beruhigt hatte, blickte er sich staunend um und sah, daß er geholfen hatte, dies schöne Tal zu bilden."

„Wenn ich die Augen schließe, glaube ich den Vater zu vernehmen."

„Und wenn du sie öffnest, Sibylle?"

„... sehe ich ihn, als wenn ich seine Jugend sähe, die wohl auch mit Feuer und Leidenschaft angefüllt war, aber mit einem Feuer, das schöne, stille Täler schuf."

Sie lagerten auf dem feinen Moosgrund eines Kiefernwäldchens, das neben dem alten Krater aus dem Lavageröll emporgeschossen war, und die Sonne lockte den kräftigen Harzduft aus den Bäumen und überschüttete sie damit.

Lang hingestreckt, den Kopf im Moos, lagen sie engverschlungen und atmeten aus tiefster Brust die Kraft des Waldes ein.

„Beichte, weshalb du in Paris vor mir auf und davon flogst?“

„Ist es so nicht schöner, Hein —?“

„Ja,“ sagte er, „es ist schöner. Aber du hast mir nicht geantwortet, Sibylle.“

„Warst du in meinem Gasthof? Hast du den Chevalier gesprochen?“

„Ich war in deinem Gasthof, in dem du nicht mehr warst, und sprach den Chevalier. Aber ich fand schon alles — geordnet.“

„Hast du gespürt, daß ich vor dir da war? Daß ich dir die Bahn — flugfrei gemacht hatte?“

„Ich habe es gespürt, Sibylle, und war innerlich stolz auf deinen Mut und deine Tatkraft. Aber weshalb wartetest du nicht und flogst weiter?“

Da nahm sie hastig seinen Kopf und drückte ihn gegen ihre Brust, daß er das laute Schlagen ihres Herzens hörte und das Singen seines eigenen Blutes.

„Fühlst du es? Fühlst du nun, weshalb ich nicht wartete und weiterflog?“

Er antwortete nicht mehr. Er lag ganz still, damit er keinen Schlag ihres Herzens verlöre, und sie ließ sein Haar, das in der Sonne wie eine goldene Flamme leuchtete, durch die Finger gleiten. „Mein lieber Mann....“

Und ihm war, als könnte er jetzt einschlummern und gewänne aus diesem Schlummer tausend neue Manneskräfte. —

„Auf, Hein! Auf! Wir müssen heim!“

„Ich bin ja schon daheim,“ murmelte er.

„Vorwärts! Wir wollen an den Rhein und auf dem Rhein nach Hause.“

Da sprang er auf und zog sie hoch, und sie liefen durch den Bergwald hinab, bis sie das Rauschen des Rheines hörten und seinen Spiegel blitzen sahen. Und sie winkten, bis von Honnef ein Kahn herüberkam, und nahmen selber Ruder und Steuer und fuhren die Wasserbahn gegen den Strom, wie sie so oft als Kinder gefahren waren. „Gegen den Strom,“ rief er, „aber in den Hafen.“

In der kleinen Rheinbreitbacher Bucht landeten sie und gingen durch die Felder, die nach reifendem Korn dufteten, und gingen durch die Weingärten, in denen die Reben der Traube entgegenblühten, und fanden das alte Burghaus auf sich warten. —

Am Abend aber, als die Frauen die Kinder zu Bett brachten und manches miteinander zu bereden hatten, nahm der Hein des Vaters Arm und ließ sich durch das Gartentor hinaus ins Freie führen. Das klare Auge des Vaters sah auf den Sohn, und der Sohn merkte es wohl.

„Ja, Vater, nun ist der Barthel fort, um sein Nest zu bauen. Und nun darf ich auch an mich denken und zu dir kommen und dich plagen.“

„Plag du mich nur recht, mein alter Junge. Dann weiß ich doch, daß du mich noch brauchen kannst.“

„Hat Sibylle mit dir gesprochen, Vater? Ich meine, wegen ihrer Scheidung. Denn alles andere ist dir ja nie ein Geheimnis gewesen.“

„Sie hat mir gesagt, daß der Chevalier in die Scheidung eingewilligt habe und sie den Gerichtsbeschluß bald erwarte.“

„Vater,“ fragte der Hein, „ist dir diese Regelung nicht ein wenig schmerzlich? Unsere Kirche erkennt das Recht auf Scheidung nicht an, und ich möchte deine Gedanken darüber wissen.“

„Einer Anerkennung der Kirche,“ erwiderte der Alte, „bedarf es in eurem Falle gar nicht. Sibylle ist in Frankreich nur zivilrechtlich getraut, und ihre Scheidung berührt die Kirche deshalb auch nicht. Aber selbst wenn die Trauung kirchlich vollzogen wäre, würde ich nicht verallgemeinern, wie es die Kirche zu tun beliebt. Es gibt etwas, das höher steht als das Dogma: das Gewissen. Gerate ich mit meinem Gewissen in Widerstreit, so helfen mir alle Dogmen der Welt nichts, und ich muß, um nicht vor mir und vor Gott als ein feiger Heuchler dazustehen, den Weg meines Gewissens gehen. Das ist freilich nichts für die kleinen und haltlosen Geister, die Begierde und Unstetheit mit Gewissen verwechseln, und die Kirche tut gut daran, für diese Menschenklasse eine strenge Aufsichtsbehörde zu bilden. Aber überall dort, wo das Wohl und Wehe von Menschenseelen in Frage kommt, wo Verirrte auf den rechten Weg wollen oder Unglückliche aus dem lebenslänglichen Elend heraus, da sollte sich auch die Kirche nicht das Recht zusprechen, an Gottes Statt hindern oder verdammen zu dürfen, denn Gott ist größer als seine Kirche. Ich würde euch sagen: Reicht euch die Hände als Mann und Weib und laßt eure Liebe der Welt das Urteil sprechen. Und ich hoffe, daß der Tag, an dem auch die Kirche ihren Standpunkt mit einem weitherzigeren und warmherzigeren vertauschen wird, einmal kommen soll, damit sie in Wahrheit der gute Hirte und der liebende Vater wird, der die Schmerzen hilfsbereit von seinen

Kindern nimmt. Die Kirche, mein Hein, wird gewinnen und sich viele Seelen retten, die ihr sonst aus Verzweiflung verloren gehen."

Im ruhigen Fluß der Rede sagte es der Alte, und der Hein hörte ihm ernst und aufmerksam zu und hörte heraus, daß der Vater über seine und Sibylles Angelegenheit hinaus das durchdachte Wort führte. Er drückte des Vaters Arm und ging schweigend neben ihm her.

„Ich möchte nur eins noch hinzufügen," fuhr der Alte fort. „Man spricht so viel und so gern von der Sünde wider den heiligen Geist und züchtet ihn doch selber groß. Oder glaubst du, daß die Menschen, denen die Kirche ein ‚Nein' spricht, nicht dennoch in ihren Gedanken täglich und stündlich zueinander drängten, ob sie wollen oder nicht? Die Kirche sieht es nicht, aber Gott sieht es, und vor ihm ist die Gemeinsamkeit der Seelen und der Leiber gleich. Wenn unsere Kirche von der Verallgemeinerung absieht und mit ernster Liebe die Prüfungen und Unterscheidungen vornimmt, wird sie einen starken Gewissenszwang aufheben und Unzählige aus der Gewissensnot befreien. Und das — meine ich — wäre eine hohe kirchliche und menschliche Aufgabe."

Langsam gingen sie durch den Abendfrieden und hatten ein Auge für alles, was um sie war.

„Es ist schön, zu leben," sagte der Hein.

Und der Alte erwiderte: „Wir brächten Gott ein Mißtrauen entgegen, wenn wir anders dächten."

Am Arme des Vaters kehrte der Hein zurück, und er freute sich über die Rüstigkeit des weißhaarigen Alten und schaute ihn oft und heimlich von der Seite an, um die schlichte Schönheit der Patriarchengestalt ganz in sich aufzunehmen.

Eine Woche war verflossen, da schwenkte die Maria einen Brief in der Hand.

„Von ihm — von ihm! Bis zu dieser Seite darf ihn der Vater vorlesen. Das andere — nein, das andere ist nichts für euch.“

„Dann erzähle du lieber selber, damit nicht unwissentlich eine Grenzverletzung geschieht,“ meinte der Vater lächelnd.

„Also hört: Der Barthel ist zunächst in Köln ausgestiegen und hat den Tag bis zum Abgang der nächsten Post benutzt, um seinen alten Gönnern und Auftraggebern seinen Besuch abzustatten. Sie haben ihn um seine Mitwirkung im Feldzug befragt und ihn belobt, auch Aufträge gegeben und in Aussicht gestellt. In Düsseldorf angekommen, hat der Barthel gleich Werkstatt und Wohnung gemietet, von seinem alten Meister an der Kunstschule eine gute Aufnahme erfahren und das Versprechen, ihn gern bei eiligen Arbeiten heranzuziehen. So läßt er dich denn bitten, Vater — das Aufgebot zu bestellen.“

„Das höre ich gern,“ sagte der Alte, „denn es ist gut, wenn zwei Menschen den Aufstieg zusammen beginnen.“

Und Sibylle erhielt in diesen Tagen die Entscheidung des französischen Gerichtshofes, der ihre Ehe schied. Nach dem Gesetz durfte sie eine neue Ehe nicht vor dem nächsten Frühjahre eingehen.

Sie sagte es Hein, und er nahm sie in den Arm und sagte: „Nun, wohl denn.“ Aber es war ihnen beiden schwer ums Herz.

„Es ist nicht lange,“ meinte der Alte. „Ihr müßt an der Zeit messen, die hinter euch liegt.“

Und nach drei Wochen kam der Barthel, und am Sonntage wurde ihm Maria in der Kirche zu Rheinbreitbach angetraut.

Nur ein kleines Mahl hielten sie, und der Vater sprach ihnen das Geleitwort.

„Wer durch die Not des Lebens hindurchgegangen ist, erkennt das Glück an den Augen, nicht an seinem Füllhorn. Schaut euch an, und ihr wißt, es ist nicht weit. Und wollt ihr des Glückes volles Maß, so ruft eure Kinder hinzu — und es gibt kein Schweres mehr. So geht mit Gott auf die Reise."

Aber auch der alte Schmitz wollte noch seinen Trinkspruch haben.

„Ich bin kein Redner," hob er an, „aber wenn ihr nach Düsseldorf kommt, dann liegt da en Faß Elferwein im Keller, dat kann besser sprechen als ich. In diesem Sinne — Prosit."

Und alle lachten und schüttelten dem alten Freunde die Hände.

Der Wagen brachte den Barthel und die Maria mit den Kindern nach Königswinter. Dort wollten sie ein Schiff besteigen, das sie rheinabwärts führen sollte in die neue Heimat.

„Kommt," sagte der Alte von der Burg zu den Zurückbleibenden, „der Tag ist zu schön, um zu trauern. Wir wollen näher zusammenrücken und gute Gedanken tauschen." — — —

XX

Die guten Gedanken, die die Männer tauschten, wurden zu Taten. Klug und sparsam hatte der Alte von der Burg die Bewirtschaftung geführt, und die Arbeit von zwanzig Jahren hatte Weingüter und Felder schuldenfrei gemacht und ihre Erträgnisse gesteigert. Stand ein schlechter Herbst zu erwarten, so war es der alte Schmitz, der ihn schon in der Blüte des Weinstocks und den Anzeichen der Witterungsverhältnisse voraussah und den Freund bestimmte, Verkäufe vom Lager nur so spärlich vorzunehmen, daß man die Kundschaft nicht verlöre. „Im nächsten Jahr, wenn der Nachwuchs ausgeblieben is, erzielen wir dann dat Doppelte, un die Leut sind uns obendrein dankbar, dat wir se aus der Verlegenheit erlösen." Die guten und mittleren Herbste wurden nicht im Rausch der Freude billig verschleudert, sondern in kaufmännischer Voraussicht auf die Reserven verteilt, manches Fuder, das eine besondere Probe ergab, auch mit besonderer Liebe gepflegt und bewahrt, damit sich sein Wert in der Reife verdreifache.

Je mehr der Herbst vorrückte, desto arbeitsamer trat in diesem Jahre der Hein auf den Plan. Ein Teil der ersparten Kapitalien wurde ihm vom Vater übergeben, damit er in weiterem Umkreise die Trauben auf dem Stock aufkaufe. Denn es war den Winzern sehr darum zu tun,

jetzt, nach Friedensschluß, die verwahrlosten Weinberge wieder in Ordnung zu bringen, und dazu bedurften sie des baren Geldes, nicht zuletzt zu ihrem und ihrer Leute Unterhalt. Man erwartete von dem Fürstenkongreß, der zu Ende September in Wien zusammengetreten war, eine lange und glückliche Friedenszeit und gedachte überall, sich von Grund aus darauf einzurichten.

Der Hein las fleißig die Zeitungen, die von dem langsamen Dahinschleichen des Kongresses berichteten und nicht genug von den kleinlichen Zwistigkeiten der handelnden und feilschenden Herren zu erzählen wußten, und er traf Fürsorge, Keller und Scheuern zu füllen für den Fall einer neuen Verwicklung unter den Verbündeten selbst. Was er dachte und in seinen Plänen ausarbeitete, teilte er Sibylle mit, und sie stärkte oft die Kühnheit eines Vorgehens, das den bedächtigeren Alten zu weit erscheinen wollte. „Wer nicht wagt, der nicht gewinnt. Der Hein ist nicht der Mann, der die Hände in den Schoß legt und auf Sonne und Regen wartet und sich wundert. Freuen wird ihn nur, was er sich selber errungen hat."

Dann wurden die Pläne noch einmal durchgesprochen, und der Hein führte sie aus.

„Ich hab' mir da 'nen gefährlichen Konkurrenten herangezüchtet," meinte der alte Schmitz, „aber mein Sohn in Koblenz is nu mal mehr für Mosel- und Ahrweine, un für mich reicht aus, wat ich an alten, guten Beziehungen hab'. Da kann et mich nur freuen, wenn sich der richtige Mann für den Rheinwein widder findt, denn dat is nu emal so un läßt sich nit aus der Welt schaffen: der Rheinwein is un bleibt der König aller Weine."

„Aber Sie trinken doch auch gern den anderen, Schmitz?"

„Mein Gott, mer kann doch auch nit immer ein un datselbe Mädchen küsse.“

Aber der alte Schmitz war nicht immer spaßhaft aufgelegt, und je weiter sie in den Winter hineinkamen, desto leichter schlug seine Stimmung um.

„Is dat en Kongreß, wat se uns da in Wien vorspiegeln? Schmausereien un Gelage un Bälle un Mummenschanz Dag un Nacht. Damit sie nur ja keine Zeit für die Bedürfnisse un Erwartungen des Volks finden, dat den Herren doch die Kastanien aus dem Feuer geholt hat. Nur die Franzosen bleiben nüchtern und warten ab, bis sich die deutschen un russischen Barbaren voll betrunken haben un untereinander Krakeel anfange. Wat hat mer überhaupt die Franzose auf dem Kongreß zuzulasse? Natürlich, aus lauter Galanterie. Der Metternich will zeigen, dat er 'ne französische Bildung hat, un der Talleyrand drückt ihm bewundernd die Hand un seift ihn mit der anderen bis über de Ohren ein.“

Auch der Alte von der Burg sah ernst in die Gegenwart und in die Zukunft.

„Sie werden die beste Zeit verpassen, um die Herzen des Volkes und der Fürsten für alle Möglichkeiten eng miteinander zu verbinden.“

„Man will Preußen nicht groß werden lassen,“ sagte der Hein, „und das geht uns an, denn Kurköln und damit wir kommen im Austausch an Preußen. Deshalb hätschelt man die Mittelstaaten und treibt sie wie einen Keil ein, damit Preußen im Osten und Westen aus zwei Hälften besteht, die hübsch voneinander getrennt liegen. Was damit bezweckt wird, meint ihr? Nun zunächst, daß Preußen in Deutschland nicht das Ruder in die Hand bekommen

kann, trotzdem aber durch seine östliche und westliche Lage die Grenzwacht für ganz Deutschland halten muß."

Die Alten sahen auf ihn, der selber in den Ereignissen gestanden hatte, und fragten ihn immer lieber um Rat und Meinung. Und er sprach sicher und klar und entwickelte ihnen die Grundzüge der Diplomatie und die gerechten Befürchtungen des Volkes. „Mit Österreich geht es nicht in Deutschland, denn seine Interessen drängen nach Osten. Ohne Österreich will es wiederum Österreich selber nicht, weil es seine leitende Stellung nicht aufgeben will. Das Volk wird nicht gefragt. Und doch bedürfen wir heute mehr als je einer starken deutschen Vormacht, die gegen alle die Nachbarn, die beständig an uns herumschneidern, gegen Österreich, Rußland und Frankreich das starke Schwert hält. Die Niederwerfung Napoleons und der Marsch auf Paris haben bewiesen, daß diese Macht nur Preußen sein kann."

Sibylle saß ganz still und horchte auf jedes Wort. Ihre Augen hingen an Heins Lippen, und zuweilen nur schweiften ihre Blicke zu dem Vater hinüber, als müsse sie sich vergewissern, daß nicht der Alte, daß der Hein sprach. Dann stieg der Stolz über die zunehmende Ähnlichkeit der beiden Männer in ihr auf.

Sie war nicht viel mit Hein allein. Aber wo sie ihn traf, reichte sie ihm schnell die Hände. „Du!"

„Sibylle, es ist schwerer, als ich dachte —"

„Glaubst du, mir würde es leicht? Dies Beieinandersein und doch nicht Beieinandersein? Oft meine ich, ich müßt' dir vor allen Leuten um den Hals fallen, und wache plötzlich auf und bin über mich selber so erschrocken, daß ich dich kaum anzusehen wage."

„Noch drei Monate, Sibylle. In den ersten Tagen des März kann unsere Trauung stattfinden."

„Noch drei Monate, Hein — — —"

Und sie nahmen sich fest und wortlos in die Arme.

Im Januar schien der Wiener Kongreß gesprengt zu sein. Der Hader war so gewaltig aufgeschossen, daß er nach dem Schwerte schrie. Österreich, Frankreich und England standen gegen Preußen und Rußland, die deutschen Staaten schlugen sich auf Österreichs Seite, die Rüstungen begannen in aller Schnelle und Heimlichkeit. Im Februar wurde der Streit um die Quadratmeilen Landes friedlich geschlichtet. Und in den ersten Märztagen flog die Schreckenskunde durch ganz Europa, daß Napoleon die Insel Elba verlassen habe, auf französischem Boden gelandet sei, um unverzüglich den Marsch auf Paris anzutreten.

Noch einmal riefen die Fürsten ihre Völker unter die Waffen gegen den gemeinsamen Feind und Eidbrecher. —

Der Alte von der Burg stand mit ernstem Gesicht vor Hein und Sibylle.

„Wie gedenkt ihr es nun mit eurer Hochzeit zu halten? Wollt ihr sie noch einmal hinausschieben?"

„Weshalb das?" fragte der Hein, und bändigte seine Erregung.

„Weil du doch ins Feld mußt, mein Sohn."

„Du schickst ihn selber?" rief die Sibylle. „Du selber?"

„Nein, Sibylle, ich brauche den Hein nicht erst zu schicken, wenn das Vaterland ihn fordert."

„Vater — verzeihe mir — aber ich wußte nicht, daß du hart sein könntest."

„Hart?" wiederholte der Alte. „Hart gegen den Hein?

Glaubst du denn, Mädchen, du liebtest ihn mehr als ich? Anders, ja, aber nicht mehr! Und weil ich ihn so liebe, möchte ich, daß ich immer das Recht dazu habe."

„Du wirst das Recht dazu immer behalten," sagte der Hein, „und mit Wissen und Willen werde ich deiner Erziehung keine Stunde Unehre machen. Es ist selbstverständlich für mich, daß ich eintrete, sobald die Truppen am Rhein zusammengezogen werden. Aber die Hochzeit —"

Der Sibylle sanken die Arme nieder. Ergebungsvoll stand sie und wartete.

„Aber die Hochzeit, mein Mädchen," fuhr der Hein fort, „die Hochzeit wird auch nicht um einen Tag später darum gefeiert, denn diesmal muß ich wissen, daß mein Weib zu Haus auf mich wartet. Sonst bring' ich den heiligen Zorn nicht auf nach den elenden Verhandlungen in Wien."

Da sah er, daß Sibylle weinte, und er legte beruhigend den Arm um sie. „Hab mich recht lieb, du, damit ich um so wütender dreinschlage."

Und sie hob ihr tränenfeuchtes Gesicht und versuchte ihn mutig anzulächeln.

„Das ist des Falkenweibchens Hochzeit," sagte er leise und scherzend. „Nun zeig's." —

Das Aufgebot, das schon seit Wochen bestellt war, wurde nicht zurückgezogen. Pünktlich trafen Barthel und Maria zur Feier ein, und mit dem Vater schritt der alte Schmitz und mit dem Joseph die alte Barbara und das Rikchen zur Kirche.

Im engen Kreise saßen sie beim Hochzeitsmahl, und der Alte von der Burg leerte sein Glas auf das Glück des Paares. „Ich kann dir keine Tafelrede halten, Hein.

Bleib, wie du bist, und habt euch lieb in Ewigkeit. Amen."

Aber was er nicht in Worten sagte, das klang aus dem Ton seiner Stimme, und es war allen, als klänge sie noch lange zwischen den alten Mauern fort und zöge dann hinaus durch das weitgeöffnete Fenster in den Vorfrühlingsabend, um irgendwo in der Ferne Kunde zu tun....

Zwei Wochen blieben Hein und Sibylle bis zum Abschied.

Zwei Wochen, die dahinströmten wie die Sonnenflut eines einzigen Tages.

Zwei Wochen, die angefüllt waren mit so viel heißer Zärtlichkeit, als sollte die Erinnerung daran Jahre der Trennung überbrücken.

„Du — du — daß ich dich so liebhaben kann."

„Du — du — daß nichts an dir ist, das ich nicht mehr liebte als mich selber." — —

Am letzten Tage des Monats reichten sie sich die Hände. Und Sibylle drängte sich fest in seinen Arm.

„Leb wohl, Sibylle. Ich komm' wieder."

„Ja, du kommst wieder. Das fühle ich mit jedem Nerv, der dein geworden ist. Ich werde auf dich warten, als wartete ich auf den heutigen Abend."

„Leb wohl, Sibylle. Und hab Dank."

„Leb wohl, Hein." —

Der Joseph fuhr seinen jungen Herrn nach Koblenz. An einem Feldweg stand der Alte und winkte dem Sohne zu. Und der Hein dachte: Wie gut und groß der alte Mann ist, daß er der Sibylle und mir den Abschied allein ließ. Und er wandte sich im Wagen und winkte, bis die Gestalt des Alten im Morgennebel schwand.

Der Joseph rückte auf dem Bock seitwärts, um leichter die Unterhaltung führen zu können.

„Desmol," begann er, „kann ich nit met. Dat is mech arg ärgerlich, äwwer wat sall mer maache, wann de Fraulüt en Lamento anschlonn un us der Bedrövnis nit eruskumme. Un et wor doch so schön beim Herrgott in Frankreich, mer word widder ganz jung un wor hinger un vör beschlage we no en Badereis. Ich därf gar nit daran denke, sons packt mech der Düwel beim Schlafittche, on ich sin widder met bei der Kumpanei."

Er zögerte und sah den Hein erwartungsvoll an.

„Rede keinen Unsinn, Joseph. Ich bin kein Wickelkind und finde meinen Weg allein. Denn darauf soll's doch heraus, daß du mich wieder bemuttern möchtest."

„Wör och nit schleit."

„Nein, schlecht wär das nicht. Aber da ist jetzt die Sibylle, und an der ist mir mehr gelegen, verstehst du? Wenn du wieder zu Hause bist, sollst du sie behüten wie deinen Augapfel, und für sie sorgen, als wäre sie noch ein ganz kleines Mädchen."

„We se dat noch wor, han ich se op em Arm in et Bett gedrage."

Der Hein mußte lachen. „Das wird dir heute nicht mehr zugemutet, Joseph. Aber so gern wie damals hast du sie doch auch heute noch?"

„Hein," antwortete der Joseph, „dat frog du dech selver." Und er rückte sich wieder auf dem Bock zurecht, zog die Schultern hoch und ließ über den munter trabenden Gaul die Peitsche knallen.

Am Nachmittag waren sie in Koblenz. „Wenn du allen meine Grüße ausgerichtet hast," trug der Hein dem

Joseph auf, „dann gehst du hinter der Sibylle her und sagst ihr, daß du ihr noch einen Extragruß zu bestellen hättest. Adieu, Joseph."

„Adschüs, Hein."

Am selben Abend noch meldete sich Hein bei der Truppe, die von Koblenz aus die Mosel entlang ziehen und in Belgien einrücken sollte. Den Kern bildeten altgediente bergische Soldaten, Lützower und Rheinländer.

In der zweiten Aprilwoche traf Blücher in seinem Hauptquartier Lüttich ein. Der englische Feldherr Wellington, der mit Engländern und Hannoveranern die nördliche Linie hielt, versprach dem preußischen Feldherrn jede Unterstützung und Förderung, sobald der Oberbefehlshaber der Verbündeten, Fürst Schwarzenberg, seine Österreicher nach Frankreich hinein und an die Maaslinie gebracht haben würde. Aber der alte Zauderer Schwarzenberg hielt mit den Angriffsbewegungen zurück.

Der Hein saß im Lager bei den Kameraden, als die Nachricht eintraf, daß Napoleon herbeieile, um sich auf seinen alten Widersacher Blücher zu stürzen und die verhaßten Engländer ins Meer zu jagen, bevor sich Schwarzenberg von seinem Staunen erholt hätte.

„Doch ein großartiger Kerl," knurrte ein alter Offizier. „Packt immer den Stier bei den Hörnern."

„Ich weiß," begann ein anderer, „daß unsere ruhigsten Generale unruhig wurden, wenn sie erfuhren, Napoleon selber stände ihnen gegenüber."

Und der Hein sagte, und seine Stirn färbte sich rot: „Wir werden den Gewaltmenschen schlagen. Wir haben Frauen daheim."

Da wurde es still am Lagerfeuer, und ein jeder dachte an die, deren Liebe ihn suchte. —

Napoleon war über die Sambre gegangen und bedrängte die Preußen. Am 15. Juni stand er ihnen bei Ligny gegenüber, und Blücher beschloß für den folgenden Tag die Schlacht. Er verließ sich auf Wellingtons rechtzeitiges Eingreifen. Aber der Engländer konnte nicht heran.

Am Morgen schon ritt der greise Feldmarschall die Truppen entlang, die ihn mit begeisterten Hurras empfingen. Es wurde Mittag. Glühend brannte die Sonne auf Mensch und Tier. Da erfolgte der feindliche Vorstoß. Der Hein stritt mit seinen Leuten in den Dorfgassen. Sie wurden hinausgeworfen und drangen wieder hinein. Blücher selbst führte Verstärkungen vor. Preußische Kavallerieregimenter griffen ein und mußten, aus wogenden Ährenfeldern beschossen, zurück. Jetzt aber waren die Preußen Herren von Ligny, das in Flammen loderte.

Jähe Dunkelheit überzog den Himmel. Schon atmeten die Führer auf, die keine Reserven mehr heranzuziehen hatten. Da eröffnet eine gewaltige Geschützlinie von den Höhen aus das Feuer auf Ligny und reißt die Gebäude zusammen. Der Hein hört einen Befehl. Er ruft ihn seinen Leuten zu. Mitten in die Haufen hinein schlagen die Kanonenkugeln und mähen sie nieder. Und nun werfen sich die Massen des Feindes in die Gassen, durch die die Flammen jagen. Der Himmel kämpft mit. Die Wolken bersten unter furchtbaren Blitzen und Donnerschlägen. Wenn ein Blitz aufleuchtet, sieht man tierisch gewordene Menschen zwischen zusammenstürzenden Häusern und Leichenhaufen einander bei der Gurgel fassen. Dann wieder dichte Finsternis, belebt durch das Gebrüll der

Stürmenden und Todesschreie. Wieder ein Blitz, und für Sekunden Tageshelle. Der Feind ist durch das Dorf. Er holt zum letzten Schlage aus. Da sprengt Blücher an der Spitze seiner Reiter vor. „Vorwärts — vorwärts!" Ein Schuß trifft seinen Schimmel in den Bauch. Das Tier überschlägt sich und begräbt seinen Reiter. Sein Adjutant springt vom Pferd, reißt den Degen heraus und hält ihn über den Feldmarschall. Die preußische Kavallerie flutet zurück. Französische Kürassiere hinterdrein. In der Dunkelheit jagen sie vorüber, werden geworfen, und wieder braust der gespenstische Reiterzug vorüber. Preußische Ulanen ziehen den Feldmarschall hervor. Der dreiundsiebzigjährige Jüngling lebt. Man setzt ihn auf ein Pferd, und die Infanterie nimmt ihn auf. Es ist finstere Nacht geworden, und die Schlacht ist verloren. — —

Die Truppen marschierten durch die Nacht. Mit knirschenden Zähnen marschierte der Hein. Er dachte an Sibylle und ihr vergebliches Warten. Und in dieser Schreckensnacht fühlte er — mehr als am Hochzeitstag — daß er Gatte war, daß er ein Weib besaß.

Seine Leute sprachen ihn an. Da riß er sich zusammen und stellte sich fröhlich. „Jungens," sagte er, „das war bei Etoges noch viel schlimmer. Und was folgte? Laon folgte, und Paris folgte, und der Einzug. Wißt ihr: zuerst das Leder voll ist besser, als zuletzt das Leder voll. Wenn wir erst wissen, wie die Haue schmecken, lassen wir sie uns nicht zum zweiten Male aufzählen."

Die Leute lachten ein wütendes Lachen, und er erzählte den jungen Rekruten von Sieg und Heimkehr.

Bis zum Morgen marschierten sie und warfen sich todmüde nieder.

Unaufhörlich strömte der Nachtregen auf die ermatteten Soldaten und verwandelte Biwak und Gelände in Sumpf und Morast. Als sich der Hein beim Morgengrauen erhob, klebten ihm die nassen Kleider auf dem Leibe fest, und die Stiefel waren schwer von der lehmigen Erde. Noch ruhte das Lager. Und der Hein stand still auf seinem Platz und blickte gen Osten und dachte an Sibylle und ihre Liebe.

Die Schläfer erwachten, betasteten sich und fluchten auf den Regen. Der Morgen bekam Stimmen, und es summte und rasselte an allen Enden. Zuweilen aber trat jähe Stille ein. Als ob die Armee von demselben Gedanken erfaßt sei und mit allen Sinnen hinaushorchte nach Wellingtons Kanonen. Adjutanten sprengten einher. Die Korps erhielten die Befehle, anzutreten. Und in dem sintflutartigen Regen wurde der Marsch zum Entsatz Wellingtons begonnen.

Alle Müdigkeit war vergessen, und sie mußte vergessen sein. Kanonen und Geschützwagen blieben im Moraste stecken, und die Soldaten eilten herbei und griffen mit Anspannung aller Kräfte in die Speichen. Ihre Kleider dampften, und ihre Gesichter waren rot und schweißnaß. Nach Stunden drohten sie zusammenzusinken unter den übermenschlichen Anstrengungen. Aber sie bissen die Zähne zusammen und arbeiteten sich weiter um ihres Führers willen.

Die Höhen wurden erreicht. Da lag das Schlachtfeld. Unübersehbar fast in seiner gewaltigen Ausdehnung, von Wellington mit der Mauer der Hannoveraner und Braunschweiger, Engländer und Niederländer gehalten, von den Franzosen in tollkühnen Anläufen gestürmt. Bei dem

Gehöft Belle-Alliance hielt der Kaiser. Seine Garden um ihn her.

Furchtbar wütet das französische Geschützfeuer in der britischen Aufstellung. Reitermassen brechen vor, überreiten die englischen Batterien, durchbrechen die Mauer des Fußvolks, werden vom Gewehrfeuer zurückgeworfen, sammeln sich und brechen von neuem in die Mauer ein. Und wieder — und wieder. Noch hält die Mauer stand, aber gähnende Lücken klaffen, nur von Leichen ausgefüllt. Napoleon befiehlt, die Mauer einzureißen. Er will zu Ende kommen. Zehntausend Reiter werfen sich auf die Verteidiger. Jedes Bataillon kämpft für sich. Mit dem Mut der Verzweiflung. Und noch einmal werden die Reiterscharen zu ihrem Herrn zurückgejagt. Da nimmt die französische Infanterie das Vorwerk La Haye. Der Rückzug scheint unvermeidlich. Wellington aber beharrt. „Blücher oder die Nacht. Blücher oder die Nacht."

Fünf Uhr nachmittags ist es. Da bricht Blücher aus dem Wald, in den Rücken der französischen Schlachtlinie, und wirft sich auf das Dorf Plancenoit. Jeder Mann im Glied fühlt, daß es um ein Ungeheures geht, daß der Kaiser zwischen zwei Feuern festsitzt, wenn das Dorf genommen ist. „Vorwärts!" ruft der Feldmarschall, und die Offiziere rufen es und die Leute. „Vorwärts!" Ein französisches Korps eilt im Sturmschritt der gefährdeten Stelle zu. Die Preußen suchen ihm zuvorzukommen. Der Hein fühlt das Blut in den Schläfen toben, als ob ihm die Adern bersten wollten. Kaum weiß er noch, wo er geht und steht, klettert und springt. Aber unaufhaltsam, wie aus einem rasselnden Uhrwerk heraus, feuert er seine Leute an, die keinen Schritt zurückbleiben. Im Dorf

wogt der Kampf. Jetzt wogt er wieder draußen. Wieder stürmt man mit dem Bajonett durch die Dorfgassen — wieder feuert man zurückweichend in die Nachdrängenden. Ein Ringkampf, der Stunden dauert und die Erde mit Menschenleibern düngt. Bei Belle-Alliance aber hält der Kaiser und ruft seine Garden auf, zum letzten Sturm auf Wellingtons Mauer. Es muß Luft geschafft werden, um der Erstickung zu entgehen. Und die Kaisergarde stürmt mit Todesverachtung vor und durchbricht die Mitte der Mauer, ob auch die Hälfte der Leute erschossen vor ihr liegen bleibt. Da eilt Blüchers General Zieten Wellington zu Hilfe, und die Torflügel der lebenden Mauer schließen sich über die Mitte zusammen und zermalmen, was zwischen sie gerät. Vergebens sucht Marschall Ney die Zurücktaumelnden zu halten. In wilder Flucht stieben sie über das Schlachtfeld, von dem Hurra der Befreiten verfolgt. Und nun haben die Preußen auch Plancenoit und packen die Verzweifelten im Rücken, und die preußischen Batterien jagen sie auseinander und vor sich her. In der Ferne rast Napoleon, tief auf sein Pferd gebückt, in die Nacht. —

Und durch die Nacht geht die wilde Jagd unter Hörnergeschmetter und Trommelwirbel, von Ortschaft zu Ortschaft, durch Äcker und Wälder hinter den Flüchtenden her. Aus Kornfeldern und Dörfern, aus Ackerfurchen und Biwaks werden sie im Mondlicht aufgestöbert, und niedergehauen wird, was nicht die Waffen streckt. —

Ein neuer Tag brach an. Napoleon und das bonapartistische Frankreich war nicht mehr. —

Noch immer standen die Heere der Russen und Österreicher am Rhein, und die drei verbündeten Monarchen waren bei ihnen. Blücher aber zauderte nicht. In Ge-

waltmärschen erreichte er Paris, und in drei Tagen vollzog er in kühnem Wagnis die Umgehung der stark verteidigten Stadt und befahl die Erstürmung. Die Übergabe erfolgte. Die Preußen rückten ein.

Der Hein ging langsam und verträumt durch die Straßen von Paris. Noch stärker als bisher stand das Bild Sibylles in dieser Stadt vor ihm, und ein leidenschaftlicher Drang und Hang nach dem Frieden der Erntetage überkam ihn und erfüllte ihn.

Noch lagen sie weit in der Ferne. Der Sommer ging hin, und das Herbstlaub blutete von den Bäumen. Da endlich traf wie eine Erlösung der Befehl zur Heimkehr ein.

Im November langte der Hein über Aachen am Rheine an. Er ritt auf seinem Pferd, das er aus den Beutepferden billig erstanden hatte, den Strom hinauf, und vor ihm reckte sich die Kette der Sieben Berge in den Abendhimmel. Wie alle die Ortschaften, die er jetzt durchritt, zu ihm sprachen! Mit Stimmen der Kindheit und mit Stimmen der Heimat! Dollendorf und Königswinter, Rhöndorf und Honnef! Und dort — jetzt schon von dunkler Nacht überschattet — Rheinbreitbach.

Das Dorf schlief fest, als die Hufe seines Pferdes auf den Steinen klapperten. Er lenkte es in die Gasse ein, die zur Burg führte. Da stand das alte und wetterfeste Gemäuer, wie es seit Jahrhunderten gestanden hatte, und droben, im Schlafzimmer Sibylles, brannte ein Licht und wies den Weg.

Sie wird es jeden Abend für mich hingestellt haben, dachte der Hein und sprang vom Pferd. „Sibylle — —," rief er leise zum Fenster hinauf.

Oben klang eine Scheibe. Eine weiße Gestalt lehnte sich über die Brüstung. „Hein — Hein! Ich komme.“ —

Das Pferd am Zaum, stand er und hielt den Atem an und horchte auf ihre eilenden Schritte. „Hein — Hein,“ flüsterte sie, während sie den Schlüssel ins Torschloß stieß. Und dann rief sie seinen Namen mit aller Kraft und warf sich an ihres Mannes Brust.

„Du — du —,“ murmelte der Hein unter ihren Lippen, „ich bring' dir so viel Liebe mit, daß wir alte Leute darüber werden müssen, um das alles zu erschöpfen.“

„Komm ins Haus. ... Ach, du!“

Er legte den Arm um ihren Leib und führte sie. Und gewahrte, daß sie sich keine Zeit genommen hatte, um sich anzukleiden, und nur einen dünnen Mantel trug.

„Mädchen, du wirst dich erkälten. Geh schnell hinein. Ich verfehl' den Weg nicht.“ Und er brachte sein Pferd in den Stall und folgte ihr.

Im Dunkel des Steinflurs umarmte sie ihn. Und er drückte seinen Kopf gegen ihre Brust.

„Das ist eine Heimkehr — — das ist Lohn genug.“ —

Dann dachte er aufs neue an ihre Gesundheit und trieb, daß sie hinaufgingen, und blieb doch mit ihr auf jedem Treppenabsatz stehen, um sie zu küssen.

Von der Schwelle des Zimmers her, das der Vater bewohnte, stahl sich ein feiner Lichtschein.

„Er ist aufgewacht,“ flüsterte der Hein.

„Er hält sich ganz still, um uns nicht die Freude zu nehmen, Hein.“

Sie sahen sich an, und die Sibylle strich ihm über die Augen und huschte die Treppe hinauf.

Da ging der Hein auf das Zimmer des Vaters zu, klopfte an die Tür und öffnete.

Der Alte von der Burg saß aufrecht in seinem Bett, Bart und Haar schneeweiß und die Augen groß und klar. Sein Gesicht strahlte, als er den Sohn gewahrte, und seine Hände streckten sich ihm entgegen. „Hein! Da bist du wieder."

„Vater! Daß ich dich wiedersehe...."

Und er saß auf dem Rand des Bettes, und hielt den Arm um ihn geschlungen, und sie sprachen beide lange nicht.

Dann sagte der Vater: „Die Sibylle wartet. Grüße sie."

„Ja — die Sibylle."

Und er erhob sich mit stillglänzenden Augen, nickte dem Vater zu und löschte das Licht. Durch das Treppenhaus fiel von oben ein heller Schein. Die Lampe Sibylles wies den Weg. Ganz feierlich war ihm, als er zu ihr ging. —

Blank lag die Novembersonne über dem alten Haus, als der Hein, die Sibylle am Arm, durch den gewölbten Steingang schritt. Die Tür zum Eßzimmer war mit Tannengirlanden geschmückt und den immergrünen Zweigen des Lebensbaumes. Das hatte der Joseph getan, der am Morgen das fremde Pferd im Stall entdeckt hatte und spornstreichs zu seinem alten Herrn gelaufen war. Nun harrte er mit Frau und Sohn und der alten Barbara des Wiedersehens und stürmte auf den Hein los und begrüßte ihn so heftig und so lange, daß er die festlich aufgeputzten Seinen darüber vergaß.

„Ganz heil un bei gode Gesundheit? Nix kapot an

Hätz un Liev? Un in Paris sit 'r och widder gewese? Gott, wor dat löstig, als ich do et Sibyllche us der Stadt bugsiere däht; un ich ömmer denke moßt: vom Hein kriegen ich Ohrfiege, wann ich ohne et Sibyllche kumm. Awwer ich däht dat noch emol, un akkurat so."

„Nun, und das Rikchen?"

„Do steit et, un es an Brutesse gewennt."

„Und der kleine Joseph?"

„Kumm her un maach Dienerchen. Dä Jung es esu schlau, dä süht dörch en Brett, wann e Loch drenn es. Gelle, Jusephche?"

„Und die alte Barbara? Guten Tag, Barbara. Da lassen Sie den Joseph schwätzen und sagen kein Sterbenswörtchen."

Die Achtzigjährige lachte und kniff ein Auge.

„Schwätze kütt von Natur, äwwer schwiege von Verstand." Und sie begrüßte ihn mit herzhaftem Händedruck.

Im ganzen Dorf wußte man es schon, daß der Hein zurückgekehrt sei, und der alte Schmitz erschien als erster, um ihn zur Heimkehr zu beglückwünschen. „Jung, mir hat dat alte Herz im Leib gelacht über dat forsche Vorgehen. In drei Wochen 'nen ganzen Feldzug erledigen un aus der Weltgeschicht die Fälschunge erauskorrigiere, dat soll mal einer nachmaache. Na ja, wat dann nachher kam, als die Federfuchser in Paris eingerückt waren, dat war nit mehr schön. Aber mr wollen nu Gott danken, dat et vorbei is."

„Ja, das wollen wir, Onkel Schmitz. Ein Krieg ist etwas anderes, als es in den Liederbüchern steht."

Die Sibylle drückte sich fester an ihn. „Sprich nicht mehr davon."

„Nein, nein. Das soll hinter uns liegen. Und was vor uns liegt, das ist die Gesundung und der Friede nach getaner Arbeit.“

Am Nachmittag nahm der Alte den Sohn mit auf sein Zimmer und legte ihm die Bücher vor

„Weshalb das, Vater?“

„Weil ich den Feierabend genießen will, indem ich dir zuschaue, dir und der Sibylle. Und weil ich mich an deinem festen Gang freuen will und an dem neuen Leben, das mit euch in der alten Burg einzieht. Wollte ich mitlaufen, so würde es ein Hinterherhumpeln sein. Sitze ich aber still, so werde ich in euern Augen immer der sein, der ich war und den ihr im Gedächtnis tragt, und es wird euch eine liebe Gewohnheit bleiben, meinen Rat zu hören.“

Und er blätterte in den Büchern und wies dem Hein den Besitz nach Haus und Garten und Weinbergen und Äckern. „Der Keller liegt voll guter Fuder, und auch du wirst den edlen Weinbau nie anders betreiben, als was er ist, als Gottesdienst zur Erquickung der Menschen.“

„So hast du es mich gelehrt, Vater, du und der alte Schmitz, als ich noch ein Knabe war und die erste Weinbergshacke führte.“

„Ja, Hein, es waren schwere Zeiten, aber von dem freien Platz aus betrachtet, den wir uns gewonnen haben, doch schöne und unvergeßliche Zeiten. Ich lehrte euch und lernte selber dadurch. Eine bessere Lebensschule gibt es wohl nicht. Und nun, mein Junge, bist du der Herr. Ich habe die Burg und den gesamten Besitz auf dich und Sibylle überschreiben lassen, mit Ausnahme einer Summe, die nach meinem Tod dem Barthel und der Maria zu-

fallen soll. So denke ich denn alles zum besten geordnet zu haben und wünsche dir Glück zum Beginn."

Der Hein stand vor ihm und hatte seine Hände auf den Schultern des Vaters liegen.

„Du bist mir zeitlebens mehr als ein Vater gewesen. Vater und Mutter zugleich. Ich habe ein gutes Gedächtnis, Vater."

In seinen Blicken war es wie ein Erkennen.

Und der Hein ging und suchte Sibylle auf, und er fand sie im Garten.

Schweigend nahm er ihren Arm, und schweigend schritten sie durch die Gänge. Aber ihre Gedanken waren eng beieinander.

So kamen sie wieder an das Haus und gingen hinein und blickten in alle Räume. Und es war ihnen, als sähen sie alle die Geschlechter, die vor ihnen seit Jahrhunderten hier aus und ein gegangen waren mit ihren Sorgen und Freuden, ihrem stürmischen Planen und ihrer stillen Abendsehnsucht, in langer Reihe mit sich ziehen und sie grüßen als neues Reis am alten Stamm. Am Stamm des Menschheitsbaumes.

Langsam gingen sie die Stiege hinauf, die zum Turm führte, und auf der Plattform standen sie eng umschlungen und blickten über die Zinnen in das deutsche Land, auf den deutschen Rhein.

„Heimat — —!" sagten sie beide.

Und waren erfüllt von Erinnerungen und Zukunftsträumen.

„Sibylle?"

„Hein," sagte die Sibylle, „wenn ich dir um die Weihnachtszeit einen Sohn schenke, und wir tragen ihn zum

ersten Male hinaus in den Sonnenschein, dann wollen wir ihn zuerst auf diesen Turm tragen, damit seine Seele von Anbeginn an dies Land lieben lernt."

„Und seine Mutter."

„Uns beide, Hein. Wenn er mich liebt, liebt er dich in mir."

„Ich hoffe, er wird Brüder und Schwestern erhalten, Sibylle."

„Ja, Hein."

„Wenn wir sie lehren, lernen wir selber, sagt der Vater. Das ist das große Geheimnis der Lebensschule, das sich mit den Kindern offenbart. Wir stehen jetzt vor der Pforte, Sibylle."

„Hier sollen immerdar Deutsche erzogen werden."

„Und wenn sie hinaus müssen ins Leben, sollen sie nicht anders hinausziehen, als dem Deutschtum zur Ehre."

„Hein, wir werden ihre Eltern sein." —

Und sie standen eng aneinandergeschmiegt, dieselben Gedanken im Herzen, und blickten Haupt an Haupt über die Zinnen hinaus in das deutsche Land, auf den deutschen Rhein. — — — —

Druck der
Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart

El-Correi, Das Tal des Traumes. Roman. 2. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Engel, Eduard, Paraskewúla u. a. Novellen Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
Fontane, Theodor, Ellernklipp. 4. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Grete Minde. 7. Aufl. Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Quitt. Roman. 5. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Vor dem Sturm. Roman. 13. u. 14. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Unwiederbringlich. Roman. 7. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Franzos, K. E., Der Gott des alten Doktors. 2. Aufl. Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—„— Die Juden von Barnow. Geschichten. 9. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Ein Kampf ums Recht. Roman. 2 Bände
6. Aufl. Geh. M. 6.—, in 1 Lnbd. M. 7.50
—„— Ungeschickte Leute. Geschichten. 3. Aufl. Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Junge Liebe. Novellen. 4. Aufl. Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—„— Mann und Weib. Novellen. 2. Aufl. Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Moschko von Parma. Erzählung. 4. Aufl. Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—„— Neue Novellen. 2. Aufl. Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—„— Tragische Novellen. 2. Aufl. Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Der Pojaz. Eine Gesch. a. d. Osten. 6.—8. Aufl. Geh. M. 4.50, Lnbd. M. 5.50
—„— Der Präsident. Erzählung. 4. Aufl. Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—„— Die Reise nach dem Schicksal. Erzählg. 3. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Die Schatten. Erzählung. 2. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Judith Trachtenberg. Erzählung. 5. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Der Wahrheitsucher. Roman. 3. Aufl. 2 Bde. Geh. M. 6.—, Lnbd. M. 8.—
—„— Leib Weihnachtskuchen und sein Kind. 3. Aufl. Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
Frei, Leonore, Das leuchtende Reich. Roman Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Fulda, L., Lebensfragmente. Novellen. 3. Aufl. Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
Gleichen-Rußwurm, A. v., Vergeltung. Roman Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.20
Grimm, Herman, Unüberwindliche Mächte
Roman. 3. Aufl. 2 Bände Geh. M. 8.—, Lnbd. M. 10.—
Grisebach, Ed., Kin-ku-ki-kuan. Chines. Novellenbuch Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Harbou, Thea, v., Die nach uns kommen. Roman
2. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Haushofer, Max, Geschichten zwischen Diesseits
und Jenseits. Ein moderner Totentanz. 2. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Planetenfeuer. Ein Zukunftsroman Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
Heer, J. C., Joggeli. Geschichte e. Jugend. 18.—22. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Der König der Bernina. Roman. 61.—65. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Laubgewind. Roman. 37.—41. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Da träumen sie von Lieb' und Glück!
Drei Schweizer Novellen. 21.—23. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Felix Notvest. Roman. 17.—20. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— An heiligen Wassern. Roman. 55.—60. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Der Wetterwart. Roman. 56.—60. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
Heilborn, Ernst, Kleefeld. Roman Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
Herzog, Rudolf, Der Abenteurer. Roman
Mit Porträt. 31.—35. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Der Adjutant. Roman. 7.—10. Aufl. Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Die Burgkinder. Roman. 61.—65. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Der Graf von Gleichen. Ein Gegenwartsroman
19.—23. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Es gibt ein Glück ... Novellen. 26.—30. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Hanseaten. Roman. 56.—60. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Das Lebenslied. Roman. 48.—52. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Die vom Niederrhein. Roman. 36.—40. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Der alten Sehnsucht Lied. Erzähl. 10.—12. Aufl. Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Die Wiskottens. Roman. 76.—80. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Das goldene Zeitalter. Roman. 7. u. 8. Aufl. Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.40
Heyse, Paul, L'Arrabbiata. Novelle. 12. Aufl. Geh. M. 1.20, Lnbd. M. 2.50
—„— L'Arrabbiata und andere Novellen. 10. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Buch der Freundschaft. Novellen. 7. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Das Ewigmenschliche. Erinnerungen a. e. Alltags-
leben — Ein Familienhaus. Novelle. 2.—4. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Die Geburt der Venus. 5. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— In der Geisterstunde. 4. Aufl. Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Über allen Gipfeln. Roman. 10. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50

Heyse, Paul, Das Haus „Zum unglaubigen Thomas" und andere Novellen Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Kinder der Welt. Roman. 2 Bde. 26.—28. Aufl. Geh. M. 4.80, Lnbd. M. 6.80
—„— Helldunkles Leben. Novellen. 2.—4. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Himmlische u. irdische Liebe u. a. Novellen. 2. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Neue Märchen. 4. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Martha's Briefe an Maria. 2. Aufl. Geh. M. 1.—, Lnbd. M. 2.—
—„— Melusine und andere Novellen. 5. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Menschen und Schicksale. Charakterbilder 2.—4. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Merlin. Roman. 6. u. 7. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Ninon und andere Novellen. 4. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Novellen. Auswahl fürs Haus. 3 Bände 12. u. 13. Aufl. Geh. M. 7.50, Lnbd. M. 10.—
—„— Novellen vom Gardasee. 6. u. 7. Aufl. Geh. M. 2.40, Lnbd. M. 3.40
—„— Meraner Novellen. 11. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Neue Novellen. 6. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Im Paradiese. Roman. 2 Bde. 14. u. 15. Aufl. Geh. M. 4.80, Lnbd. M. 6.80
—„— Das Rätsel des Lebens. 4. Aufl. Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.—
—„— Der Roman der Stiftsdame. 13. u. 14. Aufl. Geh. M. 2.40, Lnbd. M. 3.40
—„— Der Sohn seines Vaters u. a. Novellen. 3. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Crone Stäudlin. Roman. 5. u. 6. Aufl. Geh. M. 2.40, Lnbd. M. 3.40
—„— Gegen den Strom. Eine weltliche Klostergeschichte 5. u. 6. Aufl. Geh. M. 2.40, Lnbd. M. 3.40
—„— Moralische Unmöglichkeiten u. a. Nov. 3. Aufl. Geh. M. 4.50, Lnbd. M. 5.50
—„— Victoria regia und andere Novellen. 2.—4. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Villa Falconieri und andere Novellen. 2. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Aus den Vorbergen. Novellen Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.—
—„— Vroni und andere Novellen Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Weihnachtsgeschichten. 4. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Xaverl und andere Novellen Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
Hillern, W. v., Der Gewaltigste. Roman. 4. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— 's Reis am Weg. 3. Aufl. Geh. M. 1.50, Lnbd. M. 2.50
—„— Ein Sklave der Freiheit. Roman. 3. Aufl. Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.—
—„— Ein alter Streit. Roman. 3. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Hobrecht, Max, Von der Ostgrenze. Novellen Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.20
Höcker, Paul Oskar,Väterchen. Roman Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Hofe, Ernst v., Sehnsucht. Roman Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Hoffmann, Hans, Bozener Märchen. 3. Aufl. Lnbd. M. 3.50
—„— Ostseemärchen. 3. Aufl. Lnbd. M. 4.—
Holm, Adolf, Holsteinische Gewächse Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—„— Köst und Kinnerbeer — Und sowat mehr. Zwei Erzählungen Lnbd. M. 2.40
Hopfen, Hans, Der letzte Hieb. 6. Aufl. Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
Huch, Ricarda, Erinnerungen von Ludolf Ursleu dem Jüngeren. Roman. 11. u. 12. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Jugenderinnerungen eines alten Mannes, s. Kügelgen
Junghans, Sophie, Schwertlilie. Roman. 2. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Kaiser, Isabelle, Seine Majestät! Novellen. 2. Aufl. Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Wenn die Sonne untergeht. Novellen. 3. Aufl. Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
Keller, Gottfried, Der grüne Heinrich. Roman. 3 Bände. 61.—70. Aufl. Geh. M. 9.—, Lnbd. M. 11.40, Hlbfrzbd. M. 15.—
—„— Martin Salander. Roman. 44.—48. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 3.80, Hlbfrzbd. M. 5.—
—„— Die Leute von Seldwyla. 2 Bände. 69.—73. Aufl. Geh. M. 6.—, Lnbd. M. 7.60, Hlbfrzbd. M. 10.—
—„— Züricher Novellen. 68.—72. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 3.80, Hlbfrzbd. M. 5.—
—„— Das Sinngedicht. Novellen — Sieben Legenden 55.—60. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 3.80, Hlbfrzbd. M. 5.—
—„— Sieben Legenden. Miniatur-Ausg. 7. Aufl. Geh. M. 2.30, Lnbd. M. 3.—
—„— Romeo und Julia auf dem Dorfe. Erzählung Miniatur-Ausg. 7. Aufl. Geh. M. 2.30, Lnbd. M. 3.—
Kossak, Marg., Krone des Lebens. Nordische Novellen Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Krauel, Wilhelm, Von der andern Art. Roman Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

Kügelgen, Wilhelm v., Jugenderinnerungen eines alten Mannes. Original-Ausg. 26. u. 27. Aufl. — Geh. M. 1.80, Lnbd. M. 2.40
Kurz, Isolde, Unsere Carlotta. Erzählung — Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—„— Italienische Erzählungen — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Frutti di Mare. Zwei Erzählungen — Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—„— Genesung — Sein Todfeind — Gedankenschuld Erzählungen — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Lebensfluten. Novellen. 2. Aufl. — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Florentiner Novellen. 4. u. 5. Aufl. — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Phantasieen und Märchen — Eleg. kart. M. 3.—
—„— Die Stadt des Lebens. Schilderungen aus der Florentinischen Renaissance. 5. u. 6. Aufl. — Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.50
Laistner, Ludwig, Novellen aus alter Zeit — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Langmann, Philipp, Realistische Erzählungen — Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—„— Leben und Musik. Roman — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Ein junger Mann von 1895 u. and. Novellen — Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
Lilienfein, Heinrich, Von den Frauen und einer Frau Erzählungen und Geschichten. 2. Aufl. — Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—„— Ideale des Teufels. Eine boshafte Kulturfahrt 2. Aufl. — Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Die große Stille. Roman. 2. u. 3. Aufl. — Geh. M. 4.50, Lnbd. M. 5.50
Lindau, Paul, Die blaue Laterne. Berliner Roman 2 Bände. 5. u. 6. Aufl. — Geh. M. 6.—, in 1 Lnbd. M. 7.50
—„— Arme Mädchen. Roman. 10. Aufl. — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Spitzen. Roman. 9. u. 10. Aufl. — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Der Zug nach dem Westen. Roman. 12. Aufl. — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Mauthner, Fritz, Aus dem Märchenbuch der Wahrheit Fabeln und Gedichte in Prosa 2. Aufl. von „Lügenohr" — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Meyer-Förster, Wilh., Eldena. Roman. 2. Aufl. — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Meyerhof-Hildeck, Leonie, Das Ewig-Lebendige. Roman. 2. Aufl. — Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Töchter der Zeit. Münchner Roman — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Moersberger, Felicitas Rose, Pastor Verden. Ein Heideroman — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
Muellenbach, E. (Lenbach), Abseits. Erzählungen — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Aphrodite und andere Novellen — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Vom heißen Stein. Roman — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Niessen-Deiters, Leonore, Leute mit und ohne Frack. Erzählungen und Skizzen Buchschmuck von Hans Deiters — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Im Liebesfalle. Buchschmuck von Hans Deiters — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Mitmenschen. Buchschmuck von Hans Deiters — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Olfers, Marie v., Neue Novellen — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Die Vernunftheirath und andere Novellen — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Prel, Karl du, Das Kreuz am Ferner. 3. Aufl. — Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.—
Proelß, Johs., Bilderstürmer! Roman. 2. Aufl. — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Redwitz, O. v., Hymen. Ein Roman. 5. Aufl. — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Haus Wartenberg. Roman. 7. Aufl. — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
Riehl, W. H., Aus der Ecke. Novellen. 5. Aufl. — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Am Feierabend. Novellen. 4. Aufl. — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Geschichten aus alter Zeit. 1. Reihe. 3. Aufl. — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Geschichten aus alter Zeit. 2. Reihe. 3. Aufl. — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Lebensrätsel. Novellen. 4. Aufl. — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Ein ganzer Mann. Roman. 4. Aufl. — Geh. M. 6.—, Lnbd. M. 7.—
—„— Kulturgeschichtliche Novellen. 7. Aufl. — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Neues Novellenbuch. 3. Aufl. — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Roquette, Otto, Das Buchstabierbuch der Leidenschaft. Roman. 2 Bände — Geh. M. 4.—, in 1 Lnbd. M. 5.—
Seidel, Heinrich, Leberecht Hühnchen Gesamt-Ausgabe. 9. Aufl. (46.—50. Tsd.) — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Vorstadtgeschichten. Gesamt-Ausgabe. 1. Reihe 2. Aufl. (4. u. 5. Tsd.) — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Vorstadtgeschichten. Gesamt-Ausgabe. 2. Reihe — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—